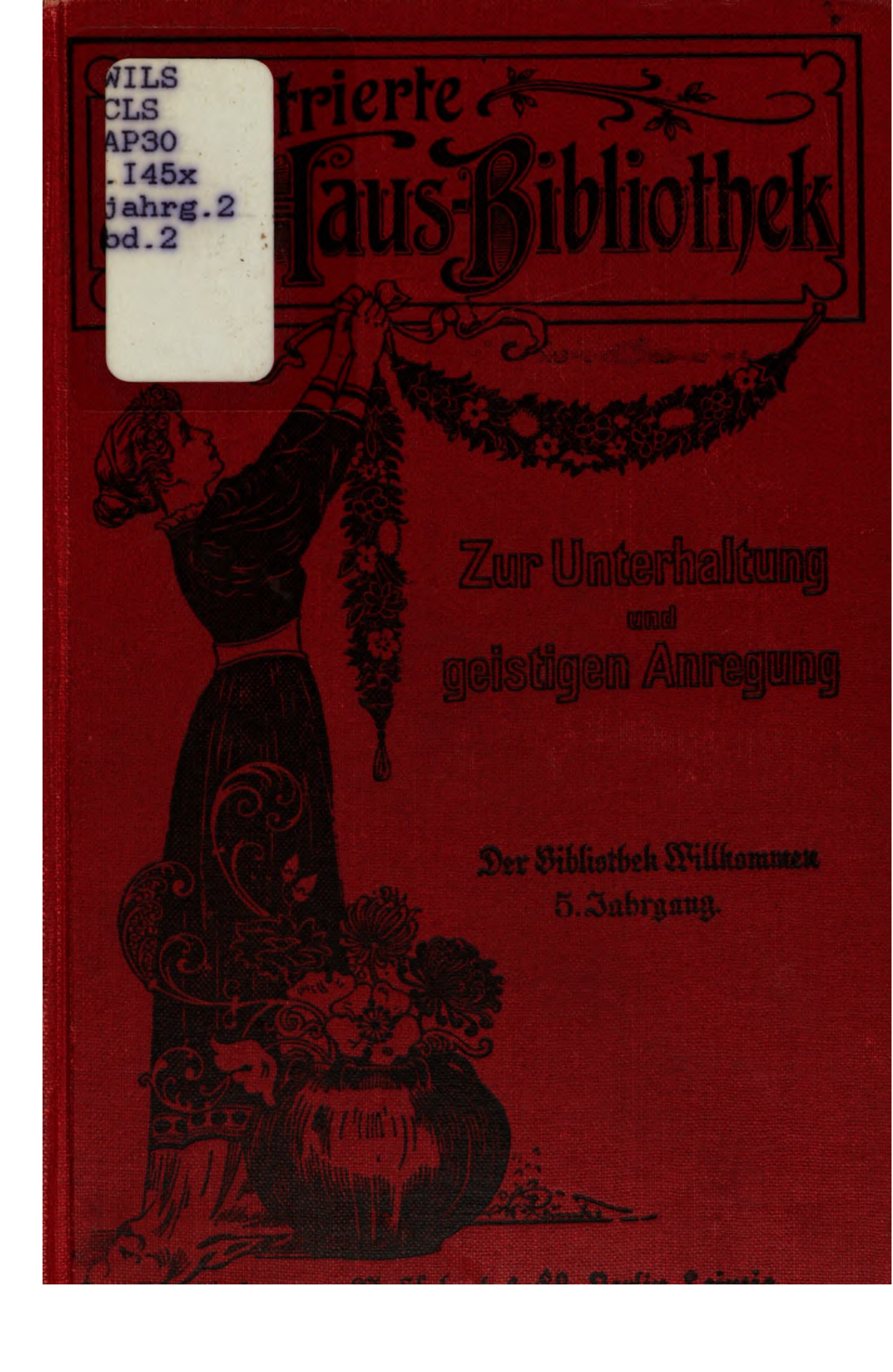
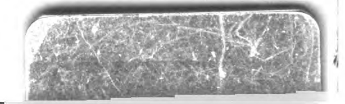

WILS
CLS
AP30
.I145x
jahrg.2
bd.2
trierte
Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

Illustr. Haus-Bibliothek

II. Jahrg.

Aus der Bibliothek von:





Twin Cities Campus



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

„Er liebt mich!“ (Nach dem Gemälde von Emil Pirchan.)

 W. Vobach & Co., Berlin—Leipzig.

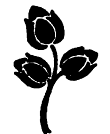
Illustrierte
Haus-Bibliothek

Zur Unterhaltung
und geistigen Anregung

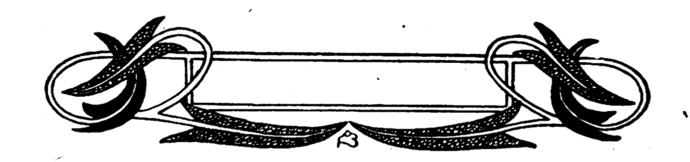
Band II



Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung



Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.







Heinrich Vollrat Schumacher,
Verfasser des Romans „Pflug und Schwert".

Pflug und Schwert.

Original-Roman von **Heinrich Vollrat Schumacher.**

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

VI.



Der Plan war gut ausgedacht und geschickt eingeleitet, aber er kam nicht zur Ausführung. Als habe die Regierung etwas geahnt, erschien wenige Tage später General de Lussac, auf einer Inspektionsreise durch die Provinz begriffen, auch im Kreise Bilstein, dessen Präfekt sein Schwiegersohn war.

Der General nahm Wohnung auf Haus Nottorp, das ihm der Freiherr nicht hatte verschließen können, ohne unnötig Verdacht zu erregen. Mit dem Gouverneur kam ein Heer von Beamten, Offizieren und Geheimagenten, das die ganze Gegend überschwemmte. Kein Haus, keine Hütte blieb von ihnen ver-

schont, überall drangen die Spürhunde Napoleons ein, die innersten Geheimnisse der Familien durchschnüffelnd. Nichts war ihnen heilig; Frauen wurden gegen ihre Männer, Kinder gegen ihre Eltern gehetzt, der Nachbar zum Spion des Nachbarn gemacht, um der geplanten Volkserhebung auf die Spur zu kommen.

Bereits zwei Tage nach der Ankunft des Generals wurde Werner Droste, der Bürgermeister von Stadt Nottorp, verhaftet, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Ihm wäre Henne Wulff der Aeltere gefolgt, hätte nicht sein plötzlicher Tod dem Franzosen das Richtschwert aus der Hand gerissen.

Am Vorabend alles dessen war Henne Wulff, der Sohn, im Auftrage des Freiherrn heimlich entwichen. Er sollte den Männern in den Waldbergen die Losung zum Losschlagen bringen und von dort zu den Freunden im Reiche eilen, sie zu thatkräftigem Beistand zu spornen. Ihm hatte Herr von Nottorp wohl damals den Brief an den Sohn anvertraut, um ihn jenseit der Grenze einem sicheren Manne zur Weiterbeförderung zu übergeben. Durch den Lauf der Ereignisse aber war Henne Wulff dann selbst zum Ueberbringer geworden.

Gegen seinen Gastgeber schien General de Lussac keinerlei Verdacht zu hegen. Selbst nach der Verhaftung des Bürgermeisters verkehrte er in fast freundschaftlicher Wärme mit dem Freiherrn. Allerdings setzte Droste allen Fragen der untersuchenden Beamten ein standhaftes Schweigen entgegen, das er bis zu seinem elenden Tode im Kerker bewahrte.

Herr von Nottorp blieb von der Untersuchung völlig unbehelligt. Scheute man sich, einen Mann anzutasten, zu dem das ganze Land in fast überschwenglicher Verehrung aufsah, und fürchtete man, durch einen Prozeß gegen ihn die Schar der Unzufriedenen zu vermehren? Oder ließ der Gouverneur das Haupt des Bundes nur so lange in Freiheit, bis durch den geheimen Ueberwachungsdienst auch die Fäden aufgedeckt waren, die von Haus Nottorp aus in das Reich liefen?

Nichts ließ den tödlichen Schlag ahnen, der mit unvermittelter Wucht auf das Haupt des Mannes herniederfallen sollte.

Durch die Akten der Bürgermeisterei unterrichtet, brachte der General eines Tages den geschehenen Verkauf zur Sprache.

Mit keinem Worte deutete er einen Verdacht an. Er fand es sogar begreiflich, daß Freiherr von Nottorp sich Verhältnissen entziehen wollte, die ihm, dem Vaterlandstreuen, auf die Dauer unerträglich werden mußten. Er billigte den Verkauf des Gutes auch vom Standpunkte der französischen Regierung. Ihr konnte es nur lieb sein, wenn Männer von gemäßigterer Gesinnung im Besitz des Landes waren.

Aber — und das war das Ziel seiner Worte — der Vertrag war rechtsungültig. Ein neu erlassenes französisches Gesetz bestimmte, daß An- und Verkäufe größerer Güter nur mit Wissen und Willen der Regierung abgeschlossen werden durften. Die Gouverneure der Provinzen selbst oder deren Stellvertreter sollten jede derartige Abmachung prüfen, in ihrer Gegenwart mußten die Unterschriften vollzogen und die Kaufsummen ausgehändigt werden.

„Unser Plan war damit vereitelt!“ fuhr Amtmann Dreßler nach einer Pause fort, während er verstohlen den Eindruck des Erzählten auf Karl von Nottorp beobachtete. „Sollte das Gut nicht von den Franzosen konfisziert werden, so blieb nur ein Ausweg — der wirkliche Verkauf! Der General selbst brachte uns darauf. Er verlangte den Abschluß eines neuen Vertrages in den Formen, die das französische Gesetz vorschrieb. Er forderte die Auszahlung des Kaufgeldes in seiner Gegenwart. Er bemängelte den von uns festgesetzten niedrigen Preis. Er selbst machte einen ungefähren Ueberschlag. Und es war seltsam, wie gut er Bescheid wußte. Er setzte den Preis fest und traf fast genau den wahren Wert. Diesen Preis sollte ich in seiner Gegenwart Ihrem Herrn Vater zahlen. Das forderte er. Allen unseren Einwendungen gegenüber blieb er fest und unbeugsam. Andernfalls müsse er seine Genehmigung versagen, diese Genehmigung, ohne die kein Verkauf möglich war!“

Wieder machte er eine kurze Pause, wie um zu trinken. Forschend fuhr sein Blick über den Rand des Weinglases hinweg zu dem jungen Offizier hinüber.

Karl von Nottorp saß finster brütend. Die schwüle Spannung lastete furchtbar auf ihm. Ihm war's, als balle sich ein Gewitter drohend über seinem Haupte zusammen. In der Ferne züngelte bereits der Widerschein eines Blitzes.

„Weiter!“ stieß er endlich dumpf heraus. „Weiter!“

Der Amtmann setzte das Glas zurück.

„Wir hatten das Geld nicht!“ fuhr er fort. „Der von General de Lussac festgesetzte Kaufpreis überstieg mein Vermögen um das Doppelte. Ihr Herr Vater war fast mittellos. Alles hatte er für den geplanten Aufstand hingegeben. Was sollten wir thun? Womit das Gut retten?“

„So wurde es konfisziert?“ fragte der Rittmeister atemlos, des Gerüchts gedenkend, das auch zu ihm gedrungen war. „Die Regierung beschlagnahmte es und schenkte es dem General? Und der General wieder verkaufte es an Sie?“

Amtmann Dreßler lächelte überlegen. War's eine Falle, die ihm der junge Mensch da stellen wollte, ihm, dem erfahrenen Geschäftsmanne?

„Hirnloses Volksgeschwätz!“ sagte er verächtlich. „Ohne eine Spur von Wahrheit! Die guten, unwissenden Leute draußen haben sich eine vollständige Sage aus der Geschichte zurechtgemacht! — Nein, Herr von Nottorp, die Beschlagnahme verhütete ein Zufall, ein glücklicher, unberechenbarer Zufall! Oder war's mehr, als ein Zufall? — Als ob General de Lussac unsere Verlegenheiten geahnt hätte, übergab er an diesem Tage die Mitgift seiner Tochter meinem Sohne. Franz brachte sie mir zur Aufbewahrung.“ Und mit einem halben Blicke nach der Mauernische setzte er lachend hinzu: „Wenn du gewußt hättest, Franz, wie gelegen du uns kamst! Oder wußtest du es?“

„Ich ahnte nichts!“ kam es heftig, fast zornig zurück.

Der Amtmann nickte.

„Lange nachher erst sagte ich's ihm, daß ich mit dem Gelde seiner Frau, der französischen Generalstochter, dem deutschen Hochverräter zur Flucht verhalf! So kam's, daß ich den Preis zahlen konnte und daß Haus Nottorp mein wurde!“

Er hatte das alles in einem ruhigen, leidenschaftslosen Tone gesagt. Ohne Stocken, ohne Suchen nach Worten. Als erzähle er etwas Längstbekanntes, Oftwiederholtes, das ihm so geläufig geworden, als habe er es auswendig gelernt.

Nun schob er mit einer langsamen, fast feierlichen Bewegung Karl von Nottorp ein zweites Aktenstück zu, das in

großem Ausdruck das Amtszeichen des französischen Gouvernements trug. Der wirkliche Kaufvertrag über Haus Nottorp war's, unterzeichnet von Heinrich Freiherrn von Nottorp und Amtmann Dreßler. Und von General de Lussac als Zeugen.

Auch hier war alles bis in die kleinsten Einzelheiten aufgezählt, und auch hier fehlte der wertlose Feuerbruch. Nur die Kaufsumme war eine andere. Statt zehntausend nannte der Vertrag fünfundzwanzigtausend Thaler.

Die Empfangsquittung des Freiherrn bildete das letzte Stück des Dokuments. — — —

„Fünfundzwanzigtausend Thaler!" schrie Karl von Nottorp auf. „Und Sie sagen, der General habe den Wert richtig geschätzt? Für ein Bettelgeld haben Sie Haus Nottorp gekauft! Es hat mehr als den fünffachen Wert!"

Er war aufgesprungen und stieß das Dokument mit der Hand weit von sich, daß es über den Tisch flog. Ruhig nahm der Amtmann es auf.

„Sie vergessen, daß bares Geld selten war, daß es höher galt, als die fast wertlosen Assignaten der Regierung. Auch war das Gut verschuldet. Nicht infolge schlechter Wirtschaft. Noch am letzten Tage seines Hierseins freute Ihr Vater sich des frischen Gedeihens. Haus Nottorp blühte, trotz der Ungunst der Zeit. Aber diese Zeit selbst — wenn Sie wissen wollen, woher die Schuldenlast rührt, so öffnen Sie dort die eichene Truhe, in der Ihr Vater seine Papiere verwahrte. Leider ist es mir nicht möglich gewesen, sie vor den Augen der nachforschenden Franzosen zu verbergen, die sie dann auf der Suche nach Zeugnissen der Schuld durchwühlten. Aber so, wie General de Lussac sie mir übergab, ist sie noch heute, unberührt von meiner Hand. Das Siegel des Gouverneurs haftet noch am Schloß. Wenn Sie sich überzeugen wollen — hier ist der Schlüssel!"

Er legte ihn vor Karl von Nottorp auf den Tisch.

Der Offizier nahm ihn nicht auf. Er stand wie betäubt. Er war unfähig, einen klaren Gedanken, einen Entschluß zu fassen. Wirr brandete in ihm ein sturmgepeitschtes Meer von Empfindungen.

Nur eins wußte er, eine Gewißheit flammte wie ein vernichtender Blitz durch die düstere Nacht seiner Seele, als Sieger war er gekommen, als Ueberwundener würde er von dannen ziehen, als Bettler! Auf Haus Nottorp aber schaltete und waltete Amtmann Dreßler als der Herr. — — — —

„Was nun folgte,“ fuhr Amtmann Dreßler nach einem kurzen Schweigen fort, — „das Ende des alten Herrn — —“ Er stockte einen Augenblick, wie von Schmerz ergriffen. „Es ist leider schnell berichtet! Vormittags hatten wir vor dem Gouverneur den Vertrag geschlossen, nachmittags traf aus der Hauptstadt an General de Lussac der Befehl zur Verhaftung des Freiherrn ein. Wohl aus Mitleid mit seinem Gastgeber, den er hoch schätzen gelernt hatte, gab der General mir einen heimlichen Wink. Eilig packten wir das Geld und die wichtigsten Papiere in eine eiserne Kassette, und auf einem unscheinbaren Bauernwagen, wie ein Forstknecht gekleidet, verließ Ihr Vater Haus Nottorp. Er wollte über die Berge hinweg die nahe gelegene Grenze zu erreichen suchen. Es gelang ihm nicht. Der französische Gendarmerie-Capitän Bertrand, einer der gefürchtetsten Beamten der französischen Regierung, entdeckte ihn in einer abgelegenen Waldhütte, und da der alte Herr Widerstand leistete, erschoß er ihn!“

Er schloß in einem zitternden Tone, als wühle ihm die Erinnerung das innerste Herz auf. Dann, die auf dem Tische umherliegenden Schriftstücke zusammenraffend, erhob er sich mühsam. Der Landrat kam aus dem Mauerwinkel hervor, ihm zu helfen.

„Die Kassette Ihres Vaters wurde nicht bei ihm gefunden!“ ergänzte er, zu Karl von Nottorp gewendet, den Bericht seines Vaters. „Vielleicht hatte er sie einem der ihm treuen Wäldler in Obhut übergeben, vielleicht auch — Capitän Bertrand zeigte bei seiner Vernehmung, die ich leitete, Spuren von augenscheinlicher Verwirrung. Vielleicht hatte ihn das Geld in der Kassette verlockt —“

„Sie ist und blieb verschwunden!“ fiel Amtmann Dreßler fast höhnisch ein. Schnell aber, wie erschreckend über den herausfordernden Ton seiner Stimme, suchte er den Eindruck wieder zu verwischen. „Wenn sie wieder gefunden würde —

niemand wünscht es Ihnen heißer und aufrichtiger als ich! — so würde sich der harte Schlag, der Sie betroffen, doch mildern. Jedenfalls aber — verzagen Sie nicht, Herr von Nottorp! Selbst nach der finstersten Nacht geht wieder die Sonne auf. Was Sie auch beschließen mögen für Ihre Zukunft, vergessen Sie nicht: auch wenn ein neues Geschlecht jetzt hier oben haust, immer wird Haus Nottorp Ihnen eine Heimat sein!"

Wie einem herzlichen Gefühl der Teilnahme folgend, streckte er dem jungen Manne die Hand entgegen.

Karl von Nottorp sah sie nicht. Um ihn drehte sich alles in wirbelnden, sausenden Kreisen. Mit einem dumpfen Aufstöhnen fiel er in seinen Stuhl zurück und schlug die Hände vors Gesicht. Ein krampfhaftes, lautloses Schluchzen durchschütterte ihn.

Undeutlich, wie aus weiter Ferne, schlug noch die Stimme des Amtmannes an sein Ohr.

Die Zimmer des Vaters, das Arbeitszimmer und das daran stoßende Schlafzimmer sollte er bewohnen. So lange es ihm beliebte. Wollte er die Mahlzeiten mit der Familie einnehmen, wollte er allein essen — wie es ihm gefiel. So lange er lebte, würde Amtmann Dreßler in ihm seinen Herrn sehen, der über ihn, über sein Vermögen, über seine Freundschaft verfügen durfte nach Belieben. Immer würde Haus Nottorp ihm eine Heimat sein.

Karl von Nottorp antwortete nicht. Kein Wort des Dankes brachte er über die Lippen. Er saß wie in dumpfer Erstarrung.

Mit einem Ausruf des Bedauerns, auf den Arm seines Sohnes gestützt, verließ Amtmann Dreßler das Zimmer.

Draußen richtete er sich hoch auf. Ein Atemzug der Erleichterung dehnte ihm die Brust. Und im Dunkel des Ganges flog ein Lächeln des Triumphes über sein hartes Gesicht.

Der Erbe der Nottorps!

* * *

Karl von Nottorp war allein.

Ihn umfing die Nacht. Die erste in der alten Heimat. Die qualvollste, die er je durchwacht.

Wie lange er so in dumpfem Brüten gesessen, er wußte es nachher nicht. Langsam erst kam es ihm zum Bewußtsein, was er verloren.

Nicht um das Vermögen trauerte er. Hatte er je am Gelde gehangen? Aber die Heimat, das Haus seiner Väter, all das Liebe, Traute, das ihm ans Herz gewachsen seit der Kindheit Tagen — all das war mit einem Schlage vor ihm in das Nichts gesunken.

Alles hüllte sich für ihn in Nacht. In finstere Nacht. Da war kein Licht, das leuchtete.

Und die Pläne, die er gehegt, an denen er in Gedanken gebaut, als an dem großen Werke seines Lebens, diese Pläne, bestimmt, das arme Volk seiner Heimat zu trösten, zu stützen, zu fördern, daß es freudig und voll werkthätigen Frohsinns aufblicken lerne zu seinem Herrn —

Er war nicht mehr der Herr. Ein Bettler war er, wie sie. Von einem Fremden im Vaterhause geduldet nur aus Gnade.

Was konnte er noch für jene thun?

Ein Gedanke kam ihm, der Gedanke an das Geld, das der Heimgegangene dem Vaterlande gespendet. Wenn es gelang, nun, wo die Morgenröte einer neuen Zukunft hereingebrochen war, dieses Geld zurückzuerhalten — wenn er mit ihm Haus Nottorp zurückkaufte —

Der Gedanke jagte ihn auf. Hatte Amtmann Dreßler nicht von Papieren gesprochen, die jene Spenden bestätigten?

In der eichenen Truhe dort sollte er sie finden. Und der Schlüssel lag noch vor ihm.

In fliegender Hast stürzte er hin und öffnete.

Ein Moderduft von vergilbtem Papier strömte ihm entgegen. Er achtete nicht darauf. Mit fiebernden Händen riß er den Inhalt heraus und schleppte ihn zum Tische in den Lichtkreis der Lampe.

Hastig begann er zu lesen, zu prüfen, zu ordnen.

Und endlich lagen sie auf einem Häuflein vor ihm, die unscheinbaren Zettel, mit denen der wankende Staat die freiwilligen Gaben seines treuesten Bürgers bestätigt hatte. Einfache Empfangsquittungen mit vorgedruckter Formel in

nüchternem Tone, der nichts besagte von dem Zweck, den der Geber im Auge gehabt, nichts von dem Dank des Empfangenden.

Und doch, wenn der Staat siegreich aus dem blutigen Kampfe um seine Existenz hervorgegangen war, wenn er heute fester stand als je zuvor — wem verdankte er's, wenn nicht diesen kleinen, bescheidenen Papierfetzen? —


Mit fiebernden Händen riß er den Inhalt heraus . . .

Stundenlang rechnete Karl von Nottorp. Als endlich das Ergebnis vor ihm lag, erschrak er vor der Höhe der Summe.

Das hatte der Vater gewagt! Den Schweiß der harten Arbeit von vielen Generationen hatte er dem Vaterlande geopfert! Er, den die fremden Machthaber umschmeichelt, dem sie glänzende Ehren und klingendes Gold geboten hatten, daß er zu ihnen übergehe! Lieber hatte er ein Bettler sein wollen im Vaterlande, als ein Herr unter Fremden!

Staunen, Bewunderung und Liebe erfüllten den Sohn, da er über den Zeichen jenes stillen, lohnverschmähenden Wirkens saß. Ein Schwur stieg in ihm auf, es dem Teueren nachzuthun, in seinen Spuren zu wandeln.

Was der Vater dem Staate geworden, das wollte der Sohn der Heimat werden. —

Aber das Geld!

Zu dem Werk brauchte er das Geld. Ohne das Geld war er ein Unfähiger, ein Nichtskönner, ein eitler Prahler vor sich selbst.

Wenn der Staat das Geld nicht zurückgab?

Nicht Pflicht war's ihm, es zu thun. Pflicht war's im Gegenteil vielleicht, es nicht zu thun! Ueberall im Reiche war die Not groß. Zerstörte Städte harrten des Wiederaufbaus, zerstampfte Fluren der säenden Hand, Scharen von hungernden Bürgern des Brotes. Auf den Landstraßen zogen Haufen von Männern, die der Krieg zu Krüppeln gemacht, denen er als einzigen Lohn den Bettelstab in die entkräftete Hand gedrückt hatte. Witwen und Waisen schrien nach ihren toten Ernährern.

Und der Staat war arm. Wer durfte es ihm verargen, wenn er in dieser Zeit allgemeiner Erschöpfung dem Einzelnen, dem gesunden, kräftigen, erwerbsfähigen Bürger eine Hilfe weigerte, nach der Tausende von Kranken und Kraftlosen flehend die zitternden Hände ausstreckten?

Mit erdrückender Wucht kam der Zweifel über Karl von Nottorp. Hoffnungslos starrte er in die dunkle Nacht, die ihn umgab.

Und mit dem einen Zweifel schlich sich auch der andere wieder in sein zuckendes Herz. Dieser Argwohn, der vorhin in ihm aufgestiegen war als erstes Gefühl, nachdem er die Betäubung überwunden, in die ihn die furchtbare Wahrheit aus des Amtsmannes Munde versetzt.

Regine — da sie das Band zwischen sich und ihm zerrissen, hatte sie es schon gewußt, daß er ein Bettler war?

Regine! Regine!

Etwas wie ein Schatten ging durch das stille Zimmer. So schien's ihm. Eine dunkle, lautlos dahin schwebende Gestalt. Ein blasses, schmerzstarres Gesicht mit großen, rätselhaften Augen.

Wie von Sinnen stürzte er zu ihr hin. Aber da er sie

an sich reißen wollte, zerfloß alles in Nichts. Seine Hände griffen ins Leere.

Mit dumpfem Aufschrei brach er ohnmächtig in sich zusammen.

VII.

Ein Geräusch von Schritten weckte Karl von Nottorp aus seiner Betäubung. Mühsam erhob er sich und strich sich das wirre Haar aus der Stirn. Kamen die beiden zurück, sich an seiner Niederlage zu weiden?

Durch die Maske des Wohlwollens und der Teilnahme hindurch, die Amtmann Dreßler sowohl wie sein Sohn ihm gegenüber sorgfältig festgehalten hatten, fühlte er einen kalten, feindseligen Hauch zu sich herüberwehen: der Junge, sich in ein undurchdringliches Schweigen hüllend; der Alte, auf jeden Einwand, jede Frage im voraus gerüstet, jede tastende Annäherung durch einen Beweis, durch ein Zeugnis, durch ein amtliches Dokument wie mit einem Keulenschlage zurückweisend. Wie eine Mauer hatte er dem Forschenden gegenüber gestanden, eine Mauer, hinter der sich die Wahrheit barg.

In geheimnisvolle Schleier hüllte sie sich, diese Wahrheit. Noch sah Karl von Nottorp nicht die unbewachte Stelle, wo er ihn lüften konnte. Aber instinktiv fühlte er es, daß es eine solche Stelle gab. Die galt es zu finden.

Gerade jenes sichere Gerüstetsein des Amtmanns hatte ihn stutzig gemacht, diese Antworten, die vernichtend bereits aus seinem Munde gekommen waren, ehe noch die Frage verklungen — der wohlüberlegte Plan!

Wozu ein solcher, wenn die Wahrheit so einfach und klar am Tage lag? Wenn es nichts zu verhüllen, zu verstecken gab? Warum jenes seltsame Zittern der Hand? Warum jene auffallende Erregung des Mannes, da er von dem letzten Briefe des Freiherrn gehört?

Kaum, daß er die Worte herauszupressen vermocht, als er verlangt hatte, die paar dunklen Zeilen zu lesen. Dann das mühsam unterdrückte Aufatmen der Erleichterung, nachdem er gelesen! Das Gemisch von Hohn und Befriedigung auf seinem sonst so verschlossenen Gesicht! Hatte er Furcht vor

dem Briefe gehabt, von dem er nichts gewußt, von dessen Dasein er erst in diesem Augenblicke erfahren hatte?

Kein Zweifel, hier war etwas zu verhüllen, zu verbergen gewesen! Aber was? Wo den Hebel ansetzen, um es aufzudecken? —

Das leise Geräusch der Schritte auf dem Gange draußen kam näher. Gleich darauf öffnete sich lautlos die Thür. Ein kalter Windstoß fuhr herein und verlöschte fast das Licht der Lampe.

Hastig wandte Karl von Nottorp sich um. Eine Frage schwebte auf seinen Lippen, jene Frage nach dem Verborgenen. Ohne Vorbereitung wollte er sie dem Amtmann entgegenschleudern, mit ihrer ganzen Schärfe und Wucht. Vielleicht, daß jener in der Ueberraschung des Angriffs sich verriet.

Aber er sprach sie nicht aus. Es war nicht Amtmann Dreßlers massige Gestalt, die dort am Rahmen der Thür lehnte. In dem trüben Flackerlicht sah Karl von Nottorp die schmächtige, leicht vornübergeneigte Gestalt eines Mädchens in dunklem Kleide, ein blasses, zuckendes Gesicht und ein paar große, furchtsam blickende Augen.

An diesen Augen erkannte er sie — Hilde Dreßler. Fast immer blickten sie schüchtern, zaghaft, fragend, wie die eines gescholtenen Kindes. Jedes laut gesprochene Wort erschreckte sie, grub die leise Leidensfalte tiefer, die sich um ihre feinen, blassen Lippen zog. Ihre bleichen, fast durchsichtigen Hände hoben sich dann ein wenig, wie um einen Schlag mehr zu mildern, als abzuwehren. Und in jenen Augen spiegelte sich widerstandslose Furcht.

Sie glich ihrer Mutter, die als zweite Frau des Amtmannes kaum ein Jahr lang drüben im Pächterhause gewohnt hatte. Von einer seiner weiten Reisen; die er in seinen jüngeren Jahren gemacht, hatte Karls Vater sie mit nach Haus Nottorp gebracht, die Tochter eines griechischen Dieners, der während der Heimfahrt gestorben. Auf Haus Nottorp war sie dann geblieben, ein zartes, gebrechliches Wesen, dessen Schönheit, unter einem wärmeren, blaueren Himmel geboren, wie der weiche Dufthauch eines Märchens durch die düsteren, schweren

Räume des rauhen Nordens dahingeglitten war — der verzitternde Widerschein einer fernen Sonne.

Nach dem Tode seiner ersten Frau, die ihm den Sohn geboren, hatte Amtmann Dreßler um die Griechin geworben. Und was niemand erwartet, war geschehen: sie war das Weib des knorrigen Riesen geworden.

Ein Jahr lang hatte sie dann noch gelebt, in scheuer Abgeschlossenheit vor den neugierigen Augen der Welt, hinter den dicken Mauern, durch die das leichte Geräusch ihrer Schritte, der leise Ton ihrer Stimme nicht drang. Dann ward Hilde geboren. Die Mutter aber hatte man in die dunkle Erde gebettet.

„Die Berge waren ihr zu schwer!“ hatten die Leute gesagt.

Und die Berge schienen auch dem blassen Kinde zu schwer. Wenn seine Augen zu den schwarz ragenden Höhen hinaufschweiften, sprach atemloses Bangen aus ihnen. Als müsse sich plötzlich die drohende Felsmasse dort oben lösen und donnernd herabstürzen, alles unter sich begrabend in zermalmender Wucht.

Nur einmal hatte Karl von Nottorp diese Augen anders gesehen.

Einmal —

An jenem Abend war's gewesen, da er Hilde zum letzten Mal sah vor seiner Abreise zur Universität. Im Pächterhause hatte er von Hildens Vater Abschied genommen, sie aber hatte ihn hinausbegleitet. Schweigend war sie neben ihm her gegangen durch den Garten, mit ihren leichten, lautlosen Schritten, ihre Füße schienen kaum die Erde zu berühren.

Vor einem blühenden Rosenstrauche waren sie stehen geblieben. Dem Scheidenden hatte das Mädchen eine Knospe gereicht. Mit zitternden Händen, die bleich im Lichte des Mondes schimmerten.

Furchtsam, fragend hatten ihre Augen zu ihm aufgeblickt.

Eine Sommernacht war's gewesen, eine Frühsommernacht, in die noch der frische Hauch des Frühlings hineinwehte, der eben vom warmen Thale zu den Bergen emporstieg, die ernsten Häupter mit dem Grün neuer Jugend zu umkränzen. Drüben in dem silberdurchwebten Gesträuch des Springbachs, der vom Waldhammersee niederplätschernd den Fuß des Felsriesen, des Bilstein, mit glitzernder Fessel umzog, hatte eine Nachtigall gesungen —

Ein einsam, schluchzend Lied —

Da Karl von Nottorp die Knospe aus Hildens Hand genommen, hatte er sich über ihr junges, bleiches Gesicht gebeugt und ihren Mund geküßt.

Leise — in keuscher Scham — daß es die Nachtigall nicht scheuche —

Hilde hatte es gelitten. Ihre Hand hatte in der seinen gebebt. Zartes Rot war ihr ins Gesicht gestiegen.

Und ihre Augen hatten jenen Ausdruck gehabt, den er nie zuvor an ihnen gesehen. Nicht mehr furchtsam, nicht mehr fragend. Lächelnd, träumend, ahnend.

Blumenaugen, die der erste Strahl der Morgensonne wachgeküßt. —

Der rauhe Ruf ihres Vaters war dazwischen gefahren, in das Lied der Nachtigall, in Hildens Lächeln. Und die Nachtigall war verstummt, und in Hildens Augen wieder die Furcht gekommen. Erschreckt war sie geflohen.

Aber dann hatte die Nachtigall wieder gesungen. —

* * *

Noch immer lehnte sie an der Thür. Die Rechte hatte sie auf die Brust gepreßt wie nach atemlosem Laufe, die Linke hing schlaff hernieder. In ihr ein kleiner, blitzender Gegenstand.

„Du, Hilde?“ sagte Karl von Nottorp und ging langsam zu ihr hin.

„Was willst du?“

Sein Ton war rauh, mißtrauisch, forschend. Unwillkürlich übertrug er den Argwohn, den er gegen den Vater hegte, auch auf die Tochter. Hatte der Amtmann das Mädchen hergesandt, um seine Entschlüsse auszukundschaften?

Sie zuckte zusammen, und ihre Augen blickten noch furchtsamer. Mit einer zögernden Bewegung hielt sie ihm jenes kleine blitzende Ding hin. Es war ein Schlüssel.

„Der alte Herr gab ihn mir, ehe er ging. Für dich!“

Auch sie gebrauchte die vertrauliche Anrede der Kindheit. Als lägen nicht Jahre zwischen Damals und Jetzt.

Ueberrascht trat Karl von Nottorp näher.

„Ein Schlüssel?“ fragte er hastig, argwöhnisch, während

er ihn ihr aus der Hand nahm und ihn von allen Seiten betrachtete. — Es war ein sorgfältig gearbeitetes englisches Fabrikat von poliertem Stahl; der Bart vielfach und unregelmäßig gezackt und ausgeschweift. Kein Massenartikel, sondern ein Stück, wie man es zu Geheimfächern verfertigte, zu Behältnissen, die nur dem Besitzer des Schlüssels zugänglich sein sollten. — „Wozu dient er?"

Hilde zögerte einen Augenblick, wie nachdenkend.

„Er sagte es mir nicht. Aber da er ihn mir gab, trug er einen kleinen Eisenkasten in der Hand, an dem ein Schloß hing. Und er hatte zwei Schlüssel. Den einen behielt er, den anderen gab er mir. Für dich!"

Sie sagte das alles in einem müden, schwerfälligen Tone, der ihren einfachen Worten einen seltsamen Nachdruck verlieh. Als presse sie jedes einzelne mit Anstrengung und Furcht heraus.

Karl von Nottorp wandte sich ab. Er fühlte es, seine forschenden Augen machten sie befangen. Und dunkel ahnte er einen unbekannten Zusammenhang zwischen diesem Schlüssel, der in so seltsamer Weise ihm übergeben wurde, und dem Geheimnis, das Amtmann Dreßler verbarg.

„Sagte er ausdrücklich, daß du ihn mir geben solltest?"

Wieder überlegte Hilde, als wolle sie sich jede Einzelheit jener Scene ins Gedächtnis zurückrufen.

„Gieb ihn meinem Sohne an dem Tage, an dem er zurückkommt. Gieb ihn, wenn niemand dabei ist, wenn niemand es sieht. Sage ihm dabei zwei Worte: Waldhütte am Bühl! Das Kreuz!"

„Waldhütte am Bühl! Das Kreuz!" wiederholte Karl von Nottorp langsam, sich das Gehörte einprägend. „Sonst sagte er nichts?"

„Nichts —"

„Und dann?"

„Dann — ging er —"

„Wohin?"

„Fort — für immer —"

Es war also im letzten Augenblicke gewesen, ehe der Verfolgte Haus Nottorp verließ? In jenem Augenblicke, von dem auch Amtmann Dreßler berichtet hatte?

„Als er es dir sagte, waret ihr allein?"

„Allein —"

„Wo war es?"

„In der kleinen Pforte — nach den Bergen zu —" Ihre Augen öffneten sich weit, als erblicke sie das Bild mit allen seinen Einzelheiten plötzlich wieder vor sich. „Ich kam aus dem Walde herein, ich hatte Blumen gepflückt für Mutters Grab. Da begegnete er mir. Ich sah ihn erst nicht. Aber plötzlich trat er hervor, hinter der angelehnten Thür hervor. Ich erkannte ihn nicht. Er sah aus wie Berndt, der Forstknecht. Er trug einen Jagdrock von Berndt und auch Berndts breiten, verregneten Hut. Sein langer, weißer Bart war abgeschnitten und seine Schultern hingen vornüber. Ich glaubte zuerst, es sei Berndt. Aber da er sprach, erkannte ich ihn. Er sprach sehr schnell und leise und wandte sich dabei oft um, horchend. Und während er mir den Schlüssel gab, sagte er, ich sollte niemand etwas davon sagen außer dir. Ich sollte schwören bei dem Andenken meiner Mutter. Wenn ich es irgend einem anderen sagte, so wäre sein Sohn verloren. Sein Sohn, Karl von Rottorp!"

„Und du, Hilde?"

„Ich schwor!"

Sie sagte es leise vor sich hin. Sie sah ihn nicht an dabei, sie blickte gerade hinaus ins Leere. Und ihre Augen hatten plötzlich wieder jenen seltsamen Ausdruck, jenen lächelnden Glanz, den Karl von Rottorp nur einmal in ihnen gesehen, damals, im Garten, da er Abschied nahm.

„Und du hast den Schwur gehalten? Du hast es niemand gesagt?"

Sie stand noch immer so.

„Niemand — —"

Langsam wandte er sich zu ihr. Seine Augen bohrten sich bannend, zwingend in die ihren.

„Auch deinem Vater nicht?"

Ein Schauer ging durch ihre Gestalt. Das Lächeln in ihren Augen erlosch. Furchtsam ließ sie den Kopf auf die Brust sinken und hob unwillkürlich die Hände, wie ein gescholtenes Kind.

„Auch ihm nicht!" sagte sie zitternd, tonlos.

Er wußte, daß sie nicht log. Sie gehörte nicht zu denen, die unaufgefordert mehr sagen, als das, worum sie gefragt werden. Das Schweigen lag ihr näher. Wurde sie jedoch gefragt, so sagte sie, was sie für richtig und wahr hielt. Niemand konnte sie davon abbringen.

Und sie hatte es als eine Pflicht auf sich genommen, ihm diesen Schlüssel zu bringen. Sie hatte auf seine Fragen geantwortet, was sie mußte, wenn sie nicht lügen wollte. Mehr aber war nicht über ihre Lippen gekommen.

Wußte sie mehr?

Er hatte nicht den Mut, zu fragen. Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt. Durfte er weitergehen, sie vielleicht behorchen, belauern, sie zu einem unbedachten Worte verleiten, das vielleicht ihren eigenen Vater belastete?

Vielleicht?

Es stand fest in ihm, daß Amtmann Dreßler nicht alles geschildert hatte, was geschehen war. Oder doch nicht so, wie es geschehen war. Etwas Dunkles, Schweres gab es, das unaufgeklärt geblieben war, das über das Vergangene diesen düsteren Nebel wob.

Stand nicht auch das Benehmen des alten Freiherrn, wie es Hilde geschildert, in einem auffallenden Widerspruch mit der Erzählung des Amtmannes. Wenn der Verfolgte seinem ersten Diener bis zum letzten Augenblicke jenes starke, unerschütterliche Vertrauen geschenkt hatte, von dem Amtmann Dreßler immer und immer wieder sprach, das er wie einen Schild gegen alle Angriffe vor sich hielt — warum dann hatte er dem Amtmann nicht auch den Schlüssel anvertraut, ihm, den er sonst bis in die geringsten Kleinigkeiten hinein zum Mitwisser seiner Geheimnisse gemacht? War in ihm, dem Ungestümen, Arglosen, noch in letzter Stunde ein Verdacht aufgetaucht, der ihn alles befürchten ließ?

Karl von Nottorp glaubte seinen Vater vor sich zu sehen, wie er hinter der angelehnten Thür der abgelegenen Pforte auf Hilde wartete. Wie er angestrengt in das Haus zurücklauschte, bei jedem Geräusch zusammenfuhr, den eisernen Kasten an sich drückte, als wollte er ihn mit seinem Leben verteidigen. Ueberall sah und hörte er Feinde, Verfolger.

Auch Amtmann Dreßler hatte von diesem Kasten gesprochen, in einem leicht darüber hinweg huschenden Tone, wie etwas Nebensächliches streifend.

Der Kasten habe das Kaufgeld für Haus Nottorp enthalten.

Aber — würde der alte Herr, der allezeit ein Verächter des Geldes gewesen war, wirklich nur um das Geld so gezittert haben?

Mit vollen Händen hatte er es dem Vaterlande gegeben, und nun diese Furcht um eine so geringe Summe?

Nein, etwas Anderes, Wichtigeres war's, das er in dem Kasten geborgen hatte, etwas Kostbares, das er bei niemandem sicherer glaubte, als bei sich selbst. Das er selbst an einen Ort bringen mußte, an dem niemand es fand.

Die Waldhütte am Bühl! Das Kreuz!

Dort hatte er es versteckt. Dort, wo er dann einen jähen Tod gefunden hatte.

Etwas wie eine Ahnung der drohenden Gefahr mußte in ihm gewesen sein.

Darum hatte er auf Hilde gewartet. Sie allein auf Haus Nottorp war von den Feinden unbeargwöhnt. Niemand würde etwas bei ihr suchen, auch ihr Vater nicht. Still, geräuschlos, ohne Aufsehen war sie durch all den Wirrwarr der Zeit, durch das Getöse des Krieges, durch den Lärm und das Streiten der Menschen dahingeglitten, eine unscheinbare Blume, auf die niemand achtete.

Darum hatte er ihr den Schlüssel gegeben, den zweiten. Der, den er selbst behielt, konnte verloren gehen, konnte ihm geraubt werden. Aber dieser zweite würde sicher in Hildes Händen ruhen. Niemand würde es wissen, niemandem würde sie ihn ausliefern, als dem, für den er bestimmt war. Sie war schweigsam, von jener Schweigsamkeit der Märtyrer, denen alle Folter und Qual keinen Widerruf, keinen Laut des Schmerzes, nur ein müdes Lächeln der Ergebung entrissen hatte.

So war es geschehen! —

Er richtete sich auf. Ein düsteres Feuer der Entschlossenheit brannte in seinen Augen. Mit festem Schritt trat er an den Tisch, die Papiere zusammenzuraffen, die dort noch lagen.

Er achtete nicht auf Hilde. Er dachte gar nicht mehr daran, daß sie noch da sei. Erst eine Bewegung von ihr erinnerte ihn an sie. Mit einem eigentümlichen Gefühl der Befangenheit wandte er sich zu ihr.

„Willst du noch etwas, Hilde?“

Sie war jeder seiner Bewegungen während seiner schweigenden Wanderung durch das Zimmer gefolgt. Nun sah er ihre dunklen Augen groß und forschend auf sich gerichtet. Aber da er sie anblickte, schoß plötzlich eine dunkle Röte in ihr eben noch blasses Gesicht. Wie erschreckt wandte sie sich ab.

Doch ging sie nicht. Etwas Fremdes, Unbekanntes, Zwingendes schien sie hier festzuhalten in dem Zimmer, in dem er war, auf der Stelle, an der sie stand.

„Ich habe dich heute schon gesehen!“ stieß sie plötzlich, unvermittelt heraus. „Ich war in der Stadt!“

Unwillkürlich lächelte er über ihre erregte Unbeholfenheit, mit der sie die bedeutungslosen Worte aussprach.

„Und warum bist du nicht zu mir gekommen, um mir die Hand zum Gruße zu geben?“

Sie schien nichts von dem zu hören, was er sagte.

„Ich habe sie auch gesehen. Sie ist schön, deine Braut!“

Wie von einem Schlage getroffen, wich er zurück. Alles Blut strömte ihm aus dem Gesicht. Ein Gefühl von Kälte machte ihn erstarren.

„Ja, sie ist schön!“ schrie er auf, doch plötzlich verschwand sein stolzer, herausfordernder Ton wieder, selbst seine Stimme klang schwächer. „Schön und falsch!“

Er lächelte, aber es lag etwas Kraftloses in diesem Lächeln.

Er senkte den Kopf und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

Plötzlich aber zog ein seltsames, fremdes Gefühl, ähnlich dem eines brennenden Hasses gegen Hilde durch seine Brust.

Was quälte sie ihn? Was rührte sie an die Wunde, der sein Herzblut entströmte?

Voll Zorn hob er schnell das Haupt und blickte sie scharf an. Ein unbestimmter, von Unruhe und quälender Sorge erfüllter Blick begegnete dem seinen.

Warum blickte sie so?

Sein Haß verschwand wie ein Traumbild. Er erbleichte noch mehr, schaute an Hilde vorüber starr ins Leere und setzte sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Stuhl, fern vom Tisch, wohin das Licht der Lampe nicht drang.

„Was ist mit Ihnen?“ fragte Hilde, entsetzt und eingeschüchtert. Unwillkürlich das vertraute „Du“ der Kindheit mit dem förmlichen „Sie“ vertauschend, als sei er ihr plötzlich fremd geworden.

Er konnte nicht sprechen. Er hatte nicht gedacht, daß ihn die bloße Erinnerung an Regine so packen könnte in diesem Augenblicke, diesem Mädchen gegenüber, zu dem sein Herz doch so gar keine Beziehung mehr hatte, nie gehabt hatte. Er begriff nicht, was in ihm vorging.

Und plötzlich wallte etwas feuerheiß, siedend in ihm empor, drang ihm in den Kopf, in die Augen. Mit einem Aufstöhnen wilden Schmerzes warf er die Arme über den Tisch und brach in Schluchzen aus.

Und dann strömte es ihm von den Lippen —

Hatte Regine es gewußt, daß er ein Bettler war? Hatte sie es gewußt?

* * *

Nie dachte er daran, sich einem Menschen zu offenbaren, einem anderen die Wunde zu enthüllen, die ihm Regine geschlagen. Nun war es doch geschehen.

Mächtiger war's, als er.

Hätte er Regine durch den Tod verloren — er hätte seinen Stolz darein gesetzt, schweigend um sie zu trauern, nur in seinem Herzen. Aber so —

Daß er ihr Bild getrübt durch den häßlichen Verdacht mit sich herumtrug, daß sich mit diesem Verdacht für ihn alles das Hohe und Schöne, zu dem er anbetend bisher aufgeblickt, nun auch trübte, daß ihm das hehre Ideal, von dem er geträumt, nun mit einem Male zerrann, das folterte ihn, das machte ihn irr an sich selbst, das riß ihm den Schrei des Schmerzes über die Lippen.

Sinnlos erschien ihm alles, was er bisher gedacht, niedrig die Menschen, für die er gekämpft, öde und kalt das Land, für das er gelitten.

Wenn selbst bei den Frauen kein Opfermut, keine Treue mehr war! —

Und doch war es eine Frau, der er das alles sagte. Aber er sah in ihr kein Weib, nicht die Gespielin seiner Jugend, nicht den teilnehmenden Menschen. Gleichgültig war sie ihm, er fragte nicht nach ihr, nicht einmal, ob sie Mitgefühl für ihn besaß. Wenn sie nur da war und zuhörte! Wenn er nur jemand hatte, zu dem er sprechen konnte, vor dem er seine Zweifel hinausschreien konnte! —

Seine Augen lohten fieberhaft, da er geendet. Ein unstetes Lächeln irrte um seinen Mund. Aus dem offenen Innern seiner Seele schaute die furchtbarste Erschöpfung.

Hilde hatte sich kaum bewegt. Noch immer lehnte ihre dunkle Gestalt am Rahmen der Thür. Aber ihr Gesicht war bleich und durchsichtig, wie das einer Toten, und ihre Augen halb geschlossen. Ihre Lippen zitterten, und ihre Hände fuhren tastend, wie einen Halt suchend, über die Wand.

Mit keinem Worte hatte sie ihn unterbrochen. Es war ihr, als gelte das alles, was er da sagte, ihr; als sei sie selbst diese Regine, die ihn verlassen hatte aus feigem Eigennutz. Und ihr Herz krampfte sich zusammen und litt unsägliche Qual.

Dann plötzlich wußte sie es, was in ihr gelebt hatte in dieser ganzen Zeit. Von dem Tage an, da Karl von Nottorp von ihr Abschied genommen, damals in der Frühsommernacht, als sie ihm die Rosenknospe gegeben, als die Nachtigall sang.

Sie liebte ihn! —

Und viel länger noch liebte sie ihn. Seit sie zu denken vermochte, liebte sie ihn. Keinen Menschen hatte sie je geliebt außer ihn.

Aber sie hatte es nicht gewußt. Wie in einem wirren Traume war sie bis dahin durch das Leben gegangen. Erst sein Wort vom Verrat hatte ihr die Augen über sich selbst geöffnet, von dem Verrat, den eine Andere an ihm begangen.

Unfaßlich, unmöglich schien ihr's, daß es eine Frau geben sollte, die ihn nicht liebte. Sie glaubte es nicht. Trotzdem er selbst es sagte, glaubte sie es nicht.

Aber er glaubte es —

Und dieser Glaube riß allen anderen Glauben mit sich aus seinem Herzen — Der Glaube an die schnöde Ichsucht des Weibes, das er liebte. Zu Grunde gehen würde er an diesem Glauben —

Und nun — bei diesem Gedanken kam etwas Helles, Leuchtendes, Klares über sie. Ihr Antlitz erstrahlte plötzlich in dem ahnenden Lächeln, das er in jener Frühsommernacht auf ihm gesehen. Mit leichten, leisen, traumwandelnden Schritten kam sie zu ihm und legte ihm die Hand auf das Haar.



... Sie legte ihm die Hand auf das Haupt.

Einen Augenblick ließ sie sie so liegen, und später, nach langer Zeit noch, als diese Hand nicht mehr da war, dachte Karl von Nottorp an die zarte Frische, die von ihr ausgeströmt war, als Hilde Dreßlers Hand so auf seinem Haar gelegen hatte.

„Ich will zu ihr gehen!“ sagte sie leise, fast flüsternd. „Ich will sie bitten, und sie wird es mir sagen, ob es so ist wie du glaubst!“

In seinem Schmerze hörte er kaum auf sie. Aber da er müde aufblickte, stand sie wieder an der Thür. Noch einmal lächelte sie ihm zu, dann verschwand ihre Gestalt in dem düsteren Gange wie eine Vision.

Das Licht erlosch —

VIII.

Henne Wulff trat auf den Hof hinaus. Der Morgen graute eben. Es hatte aufgehört zu schneien. Aber der Wind wehte noch in starken Stößen von der Ebene her den Bergen zu. Nur war's nicht mehr der scharfe, schneidende Ost des

gestrigen Tages. Die Luft roch nach Feuchtigkeit, graue dicke Wolkenmassen schoben sich über das Thal und stauten sich in den schwarzragenden Tannenwäldern der Bergwände; in feinen, weißen Perlentropfen rieselte der Nebel hernieder und leckte an dem Schnee der Strohdächer.

Henne Wulff sah nach dem Wetterhahn auf dem Wohnhause.

„Nordwest!“ sagte er zu dem ihm folgenden Knechte. „Tauwetter, Hölscher!“

„Tauwetter, Herr!“ bestätigte der alte Knecht wortkarg.

„Wenn's den Schnee fortbringt, können wir doch noch ein paar Hufen umbrechen!“

Das hartknochige Gesicht des Knechtes, durch den Sonnenbrand von fünfzig Ernten gebräunt, zeigte zwischen den dichten Augenbrauen eine tiefe Falte inneren Grolles.

„Wenn's an Vieh fehlt —“

Der junge Bauer erwiderte nichts. Er war auf eine kleine Erhöhung getreten, die ihm einen Ueberblick über den Hof gewährte.

Mit Stroh war das Wohnhaus gedeckt, zweistöckig erhob es sich mit seinen Wänden von Fachwerk, die noch hie und da Reste des früheren gelbweißen Anstrichs zeigten. Mit Stroh waren auch die Scheuern und Ställe gedeckt, die mit dem Hause zusammen den geräumigen Hof, ein längliches Viereck, begrenzten. Zwei große Linden standen vor der Hofthür, unter ihnen eine alte Bank aus graugrünem, verwittertem Sandstein, der seltsame, tiefe Einschnitte aufwies. Schwedische Reiter sollten hier im Dreißigjährigen Kriege ihre Schwerter geschliffen haben. So ging die Sage.

Die Steinbank hatte den Wulffbauern von jeher als Ruhestatt gedient, wenn sie einmal von der Arbeit rasteten. Von hier aus waren ihre hellen, scharfen Augen wachsam und allgegenwärtig über das Getriebe ihrer Wirtschaft geflogen, von hier aus hatten ihre Stimmen die Saumseligen angefeuert, die Zweifelnden beraten.

Gerade dem Wohnhaus gegenüber sah man früher durch ein Gitterthor in den Baumgarten. Dort hatten damals starke, gesunde Obstbäume ihre belaubten Zweige über Graswuchs,

Gemüse- und Salatstücke ausgebreitet; hier und da auch wohl über einem schmalen Beete roter Rosen und gelber Feuerlilien. Nun war das Gitterthor verschwunden und an Stelle der Obstbäume ragten kurze Splitterstümpfe aus dem Schnee hervor.

Mit stummer Frage deutete Henne Wulff darauf hin.

„Brennholz für den Franzosen!“ sagte der Knecht finster.

Henne Wulff ließ den Blick weiter umherschweifen.

Das Dach der Hauptscheune war in der Mitte tief eingesunken, das Lattengerüst unter der Strohdecke mußte zusammengebrochen sein. Die anderen Dächer wiesen große Löcher auf, durch die das Wasser in das Innere eindrang. Der Pferdestall war ganz ohne Dach. Verkohlte Sparren und das geschwärzte Mauerwerk bezeugten einen früheren Brand.

Der Knecht war den Blicken seines jungen Herrn gefolgt. Jedesmal, wenn eine Frage darin auftauchte, gab er die Antwort, ohne zu zögern, in dem rauhen, gepreßten Tone, der ihm eigen war.

Das Stroh hatten die fremden Soldaten aus den Dächern gerissen zur Streu für ihre Pferde; der Pferdestall war verbrannt, als einem von ihnen ein Funke aus der Thonpfeife hinübergesprungen war und das Dach Feuer gefangen hatte. Sie hatten nicht gelitten, daß jemand löschte. Sie hatten die Stallthüren verschlossen und johlend um das Feuer gestanden. Die beiden besten Arbeitspferde des Hofes waren darin umgekommen.

Henne Wulff ging weiter.

Er ging von Stall zu Stall, zählte und musterte. Von acht Pferden war noch eins da, ein altes, ausgemergeltes, das sich für keinerlei Verwendung im Kriegsdienste mehr geeignet hatte. Die übrigen hatte der Franzose genommen. Im Kuhstall drei Kühe an Stelle von vierzig bis fünfzig, die früher hier gestanden hatten. Im Schweinekober ein Mutterschwein mit dem letztjährigen Wurf von fünf Jungen. Während der Wulffbauer in mittelguten Jahren nicht unter zwölf Stück für die eigene Wirtschaft verbraucht und bis zu sechzig auf den Märkten verkauft hatte.

Henne Wulff sah den alten Knecht an.

„Der Franzose!“ sagte Hölscher rauh.

Auf den Speichern war's dasselbe. Alles ausgeraubt.

Im Werkzeugschuppen die Pflüge teils verrostet, teils zerschlagen; die Wagen fortgeführt; der Herd der kleinen Handschmiede auseinander gerissen.

„Sie suchten nach Geld!“ murmelte Hölscher.

Sie standen nun wieder auf dem Hofe. Es war ganz einsam hier, ganz still. Kein lebendes Wesen außer den beiden Männern; kein gackerndes Huhn, keine flatternde Taube.

„War denn keine Obrigkeit da, der Zerstörung Einhalt zu thun?“ fragte Henne Wulff durch die zusammengebissenen Zähne, während sein Auge noch einmal über das Bild der Verwüstung flog.

„Die Obrigkeit waren sie selbst!“

„Und du — konntest du's nicht hindern?“

Der alte Hölscher lachte kurz auf.

„Versucht habe ich's!“ sagte er. „Aber —“

Er wies auf seinen leeren rechten Rockärmel. Darin hatte noch zu der Zeit, als Henne Wulff aus der Heimat schied, ein sehnig-kraftvoller Arm und eine feste, braune Hand gesteckt. Nun waren Arm und Hand nicht mehr da. Ein Franzosensäbel hatte sie hinweggefegt, als Hölscher die beiden Pferde hatte retten wollen.

Henne Wulff ging weiter; durch den zerstörten Garten; auf das Feld.

Der Hof lag ganz allein an der Grenze des Thales, da, wo es in das Wald- und Bergland überging. Die letzten Felder des Bauern stiegen schon eine Anhöhe hinauf, die sich in den Forsten von Haus Nottorp verlor. Um den Hof selbst breitete sich das freie Bauerngut in großem Kreise aus: Feld, Wald, Wiese, unzerstückelt, in geschlossenem Zusammenhange. Einzelne Reihen hochstämmiger Eschen oder knorriger Rüstern, zu beiden Seiten der alten Grenzgräben gepflanzt, faßten die äußere Grenzlinie ein und bezeichneten, von weitem her kenntlich, bestimmter als Steine und Pfähle die Marken des Erbes. Ein tiefer Weg zwischen aufgeworfenen Erdwällen führte quer durch die Felder, mündete rechts und links in Seitenpfade in ein früher kräftig bestandenes Eichenwäldchen aus. Dieser Kamp, der dem Wulffbauer sein Holz geliefert hatte,

war damals bis auf wenige Schritte vom Gehöfte vorgedrungen, hatte es von beiden Seiten umfaßt und ihm Schutz gegen Ost- und Nordwinde gegeben.

Nun war kaum noch eine Spur von ihm zu erblicken. Nur hier und da ein zurückgebliebener Baumstumpf oder ein einzelner alter Stamm, morsch und halb verfault, der die Habsucht der Verwüster nicht gereizt hatte.

„Der Franzose!“ murmelte Hölscher wieder.

Henne Wulff biß die Zähne zusammen und ging weiter. Die Felder waren nicht bestellt. Wer hätte sie bestellen sollen, da Menschen, Tiere und Werkzeuge fehlten? Nur in nächster Nähe des Hofes ein paar kleinere Aecker, unter deren Schneehülle ein mageres Grün sproßte.

Der Einarmige hatte sie für die unentbehrlichste Notdurft des Hofes mühsam bestellt.

Alles Uebrige lag brach. Brusthoch hatte im Herbst das Unkraut gestanden.

„Jahre wird's brauchen,“ sagte der Knecht, „bis das wieder ausgerottet ist!“

Henne Wulff nickte stumm. Dann beugte er sich auf den Schnee herab und deutete auf eine breite Straße von Spuren, die von der Nottorper Forst her quer über das Feld nach dem Wulffshofe zulief. Der in der Nacht gefallene Schnee hatte sie halb bedeckt, dennoch vermochte sein geübter Blick die einzelnen Fährten zu unterscheiden. Er sah Fährten von Hirschen, Rehen, Wildschweinen. Finster richtete er sich auf und spähte unter der vorgehaltenen Hand scharf über das Feld. Und nun sah er es: auf allen Seiten zogen sich solche Straßen des nächtlich wandernden Wildes über das Gut nach den bebauten Aeckern hin. Zertreten und zerstampft mengte dort die braune Erdkrume sich mit dem weißen Schnee, die jungen Pflanzen hatten Hirsche und Rehe abgenagt, und was diese übrig gelassen, hatte mit wühlenden Hauern das Schwarzwild zerstört.

In Henne Wulffs Gesicht brannte eine dunkle Röte, und seine Augen flackerten.

„Und der Wildzaun, den der alte Nottorp auf die Vorstellungen meines Vaters um seinen Forst ziehen ließ?“ fragte

er, mühsam an sich haltend, „hat den der Franzose auch mitgenommen?“

Hölscher schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht der Franzose! Sondern der Wildzaun ist verfault und zusammengebrochen!“

„Warum hat ihn denn der Amtmann nicht wieder herstellen lassen?“

„Der Amtmann? Ich ging zu ihm und bat ihn. Er sagte, der Wulffshof hätte kein Recht, den Wildzaun zu fordern. Und da ich trotzdem nicht abließ, fuhr er mich an und ließ mich hinauswerfen!“

Henne Wulff lachte wild auf.

„Wollen sehen, ob er mir das Gleiche thut!“ stieß er heraus. Dann, nach einer Pause dumpfen Brütens, fuhr er mit der Frage empor: „Was meinst du, Hölscher, wird's möglich sein, den Hof wieder auf die Beine zu bringen?“

Der alte Knecht hob seine Augen frei zu seinem Herrn auf.

„Glaub's nicht, Herr!“ sagte er dann in einem heiseren Tone, als säße ihm etwas in der Kehle, das ihn am Sprechen hinderte. „Es müßte denn Einer kommen, der die Kraft hätte, — die Kraft und das Geld dazu. Viel Geld müßte er haben, viel Geld! Und wo das hernehmen jetzt? Deshalb, Herr, ich glaub's nicht, ich glaub's nicht!“

Henne Wulff richtete sich straff auf. Seine Stimme hatte einen eisernen Klang.

„Und wenn ich's dennoch versuchte, Hölscher, würdest du mir helfen?“

Der Einarmige stand unbeweglich.

„Als Pferdejunge bin ich auf den Wulffshof gekommen!“ sagte er ruhig. „Und fünfzigmal hab' ich seitdem auf dem Wulffshof die Schwalben nisten sehen. Wenn Euch der Krüppel helfen kann, Herr —“

Er wandte sich ab.

Eine Zeitlang standen die Männer nebeneinander im Schnee, schweigend, in finsterem Nachdenken. Dann faßte Henne Wulff die gesunde Hand des einzigen Knechtes, der von dem zahlreichen Gesinde übrig geblieben war, dem einst der Wulffshof Arbeit und Brot gegeben.

„Ich will, Hölscher! Ich will!“

„Recht, Herr!“ Und mit einer Kopfbewegung deutete er auf eine große Wolke, die aus Nordwest über das Thal heraufgezogen kam. Dunkelgraue, gerade Streifen, die sich zur Erde herabsenkten, bezeichneten ihren Weg. „Regen kommt, Heer! Wenn er den Schnee mitnimmt ... Das Erste wäre vielleicht, daß wieder ein Pflug über den Wulffshof ginge!“

Eilig schritten sie nach dem Werkzeugschuppen. Und während Henne Wulff aus dem zertrümmerten Geräte die brauchbaren Reste zusammenstellte, fügte der Knecht mühselig den Schmiedeherd wieder zusammen, trug Holz hinzu und entzündete das Feuer.

Zum Mittag aßen sie ein Stück trockenes, schwarzes Brot und tranken Wasser aus dem Hofbrunnen dazu. Während sie arbeiteten.

Dann rückte Henne Wulff einen kleinen Ambos zurecht, legte sich Hammer und Zange zum Griffe bereit, prüfte die Spitzen einiger großen Radnägel, die er aus einem zerbrochenen Wagen gezogen hatte, legte die Nägel auf die Kante des Herdes und drehte die Stelle des Pfluges, an der er die Pflugschar befestigen wollte, achtsam nach oben, worauf er ihn durch untergeschobene Steine in seiner Stellung befestigte.

Währenddessen schaute der Knecht in das Feuer, in der das Eisen für die Pflugschar anfing zu glühen. Seine hellen und scharfen Augen blinzelten nicht in der flackernden Helle. Plötzlich ergriff er die Zange mit seiner nervigen Linken, fuhr mit ihr in das Feuer, hob das rotglühende Eisen heraus und legte es auf den Ambos.

Und Henne Wulff schwang den Hammer.

Draußen rauschte der Regen in Strömen hernieder und zerfraß den Schnee. Drinnen aber dröhnte es in gewaltigen Schlägen; knisternd, zischend, funkensprühend bog sich das Eisen —

Henne Wulff, der Krieger, schmiedete seinen ersten Pflug.

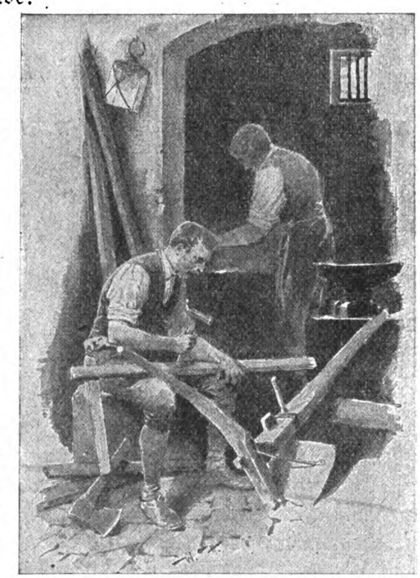
Am Abend dieses Tages saßen die beiden Männer am Herdfeuer einander gegenüber und rechneten. Henne Wulff fragte und Hölscher antwortete. Es galt festzustellen, was unbedingt angeschafft werden mußte, um die Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Es war fast so gut wie alles.

Den noch vor wenigen Jahren so blühenden Wohlstand des Hofes hatte der Krieg wie mit einem tödlichen Schlage vernichtet.

Henne Wulff rechnete hoch, wenn er den Wert auf die Hälfte dessen schätzte, den er vor dem Kriege gehabt. Und diese Hälfte mußte er mit fremdem Gelde erst wieder nutzbar machen.

Mit fremdem Gelde!

Mit Ausnahme der paar Thaler, die er von seinem Soldatensolde erübrigt hatte, war er von barem Gelde vollständig entblößt.



Henne Wulff, der Krieger, schmiedet seinen ersten Pflug.

Das Geld! Woher das Geld nehmen?

„Der Kaufmann Schlüter in der Stadt hat schon manchem geholfen!“ sagte Hölscher langsam, als er in dem verdüsterten Gesicht seines jungen Herrn die Frage las. „Die halbe Bauernschaft hat Geld von ihm genommen!“

„Schlüter? Ist er so reich, daß er das kann?“

„Ob er selbst das Geld giebt, weiß keiner! Sie sagen, er kriegt's von Kaufleuten in der Hauptstadt, die dem Bauer helfen wollen! Die Zeit ist schlimm, Herr! Das ganze Land liegt darnieder, soweit einer vom Bilstein aus blicken kann. Nur dem auf dem Bilstein selbst glückt alles!“

Es war mehr, als der gewöhnliche Neid des Niederen gegen den Höheren, der aus den letzten Worten sprach. Etwas wie Mißtrauen klang aus ihnen.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht bis in die entlegensten Winkel des Landes gedrungen, daß der letzte der

Nottorps als ein Bettler die Schwelle des Hauses auf dem Bilstein überschritten hatte, und daß nun Amtmann Dreßler dort oben der Herr war.

„Du meinst, ich soll mich an den Amtmann wenden, Hölscher?“ fragte Henne Wulff zögernd. Auch in ihm war ein unklares Gefühl, das ihn vor dem Mächtigen warnte. „Und wenn ich's thäte, glaubst du, daß er hilft?“

„Wer kann dem Menschen ins Herz sehen? Aber er war ein Freund Eures Vaters, Herr! Die Leute sagen, von der Zeit her, als sie beide nebeneinander unter dem Freistuhl saßen!“

Lebhaft fragend sah der junge Bauer auf.

„Unter dem Freistuhl?“ wiederholte er hastig. Er dachte an Barbas Vater, den nach einem Gerücht das uralte Feldgericht der freien Bauern gefemt haben sollte. „Weißt du Näheres davon, Hölscher?“

Der Knecht wandte sich ab. Er zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß nichts davon, Herr!“ sagte er endlich rauh. „Und wenn ich etwas wüßte, ich würde es nicht verraten. Unter uns ist eine Rede, daß heimliches Ding und Gericht noch tagen. Da ist's besser, das Wort zu hüten!“

Er stand mit einer abwehrenden Handbewegung auf und wandte sich zur Thür. „Es ist Zeit, Herr, das Wild zu scheuchen!“

Er nahm eine Holzklapper von der Wand und ging hinaus. Henne Wulff folgte ihm. Schweigend schritten sie nebeneinander her durch den strömenden Regen, dem Felde zu. Auf der Grenze zwischen Garten und Acker blieb Hölscher stehen und ließ die Klapper rasseln. Gleich darauf huschten Scharen flüchtigen Wildes über das nachtdunkle Feld dahin, um in der Ferne in dem Schatten des Forstes zu verschwinden.

Henne Wulff preßte die Lippen zusammen und sah drohend nach dem Bilstein hinüber. So lange dort oben der Nottorp Herr gewesen, war selten eine berechtigte Klage des Volkes ungehört verhallt; jedem war sein Recht geworden nach der Sitte des Landes. Nun aber —

Wandelte der neue Herr in den Bahnen seiner Vorderen?

* * *

Amtmann Dreßler saß am Fenster seiner Arbeitsstube, durch das er auf den großen Innenhof von Haus Nottorp sehen konnte. Von hier aus vermochte er sämtliche Eingänge zu überwachen; niemand konnte ungesehen eintreten.

Es war um die Mittagsstunde, als er plötzlich das Fenster aufriß und sich, lebhaft mit der Hand winkend, weit hinauslehnte.

„Henne Wulff!“ rief er laut. „Wollt Ihr zu mir, so kommt nur herein!“

Der junge Bauer, der zu dem blauen Leinenkittel seines Standes noch die Mütze des ehemaligen Wachtmeisters der reitenden Jäger trug, schaute finster auf und grüßte kurz zurück.

„Zu Ihnen, Herr Amtmann, wenn Sie mir ein Wort vergönnen wollen!“

„Ein Wort nur? So viele Ihr wollt, Mann! Und auch 'ne That dazu, wenn's die Sache fordert. Kann mir schon denken, wo Euch der Schuh drückt!“

Er lachte schütternd auf und warf das Fenster zu. Drinnen kam er Henne Wulff schon auf halbem Wege entgegen und streckte ihm die Hände hin. Sein ganzes Wesen schien herzliche Freude auszudrücken.

„Seid willkommen, Wulffbauer! Hättet wohl nicht geglaubt, mich alten Murrkopf auf dieser Welt noch 'mal wiederzusehen? Ja, ja, wir vom Bauernschlage sind hart wie Eichkloben und zäh wie Hosenleder, was? Ihr wißt doch, die Dreßlers haben vor Zeiten auch als Bauern unter dem Bilstein gesessen. Und nun sitzen sie drauf, oben drauf!“

Wieder lachte er, nur schlecht den Triumph verhehlend, der ihn erfüllte. Und dabei griff er nach der Hand des andern, die dieser bisher zurückgehalten.

„Erst muß ich wissen,“ sagte Henne Wulff kurz und abweisend, „wem ich sie gebe, ob Freund oder Feind!“

Sie waren in die warme Arbeitsstube getreten, durch die dicke blaue Wolken des holländischen Knasters zogen, den der Amtmann aus langen Thonpfeifen rauchte.

Sein Auge ruhte verstohlen forschend auf dem Gesicht des jungen Mannes, das offen Zorn und Mißtrauen zur Schau trug.

„Freund oder Feind? Was redet Ihr da? Zwischen den Wulffs und den Dreßlers ist immer nur ehrliche Freundschaft gewesen! Hat Euch Euer Vater nie gesagt, daß wir stets zu einander gestanden haben in guten und bösen Tagen? Woher kommt dem Sohne nun mit einem Male der finstere Gedanke?“

„Woher?“ wiederholte Henne scharf. „Wenn Sie meinen Acker sähen, Sie würden nicht fragen, Herr Amtmann! Nottorpsches Wild hat ihn verschont, aber das Dreßlersche ...“

Der Amtmann unterbrach ihn mit einer ungestümen Handbewegung. „Zum Henker, Mann, wovon redet Ihr? Ist denn der Wildzaun nicht längst wieder heil und gesund? Fast ein Jahr ist's her, daß ich dem Berndt, dem Förster, den Auftrag gab ... Oder sollte der Kerl ihn nicht ausgeführt haben? Es ist richtig, eben so lange ist's her, daß ich nicht dahinaus kam. Die Franzosen — der Krieg — der Wirrwarr — man wußte ja oft nicht, hatte man noch seinen Schädel zwischen den Schultern stecken, oder war's ein Häckselsack! Und dann die vermaledeite Gicht!“ Er griff mit schmerzhaft verzogenem Gesicht nach dem kranken Bein. Gleich darauf aber lachte er wieder. „Ja, davon versteht Ihr junges Volk glücklicherweise noch nichts! Jedenfalls aber — fort mit der Falte da zwischen Euern Augen, Freund! Sie steht Euerm jungen, frischen Gesicht nicht! Wenn der Berndt hier wäre — er ist im Forst bei den Holzhauern! — ich würde ihm in Eurer Gegenwart den Marsch blasen, daß ihm Hören und Sehen verginge! Na, wird ihm heute abend blühen! Und gleich morgen soll er mir den Zaun wieder aufbauen, darauf gebe ich Euch mein Wort! Seit Ihr nun zufrieden, Henne? Dann her mit der Hand!“

Wieder streckte er Henne die seine entgegen, und mit einem Gefühl der Erleichterung schlug der Bauer ein. Im Stillen lachte er sich nun selbst aus wegen des Mißtrauens, das er gegen den Amtmann noch vor einer Viertelstunde gehegt. Der Mann da, mit seinem freundlich lachenden, roten Gesicht, aus dem die munteren Greisenaugen vergnügt zwinkernd in die Welt blickten, war ja gar nicht der finstere Ränkespinner, als den er ihn sich vorgestellt. Dazu hatte ihn wohl Hölschers stumpfe Schwarzseherei gebracht.

Eine Viertelstunde später saßen die beiden Männer am Schreibtisch des Amtmanns einander gegenüber, nach Landessitte einen vollen Laib Brot, einen unangeschnittenen Schinken, eine runde Welle Butter und ein vollgeschänktes Maß Wacholderbranntwein zwischen sich. Und nach Landessitte zogen sie ihre Faustmesser, der Amtmann machte mit der Spitze des seinen ein Dankkreuz über dem Brotlaib und schnitt ihn an, während Henne den Schinken in Angriff nahm. Von der Butter stachen sie gleichzeitig große Stücke ab, jeder an seinem Ende, und die Flasche wechselte zwischen ihnen ohne Glas, von Mund zu Mund. Schweigend aßen und tranken sie nach Bauernart, die das Wort während der Mahlzeit nicht liebt.

Dann holte Amtmann Dreßler neue Pfeifen und Tabak, und als der würzige Rauch emporstieg, legte er sich behaglich in seinem Lehnstuhl zurück.

„Nun, Henne, wie steht's auf Eurem Hof? Sagt mir alles, schüttet Euer Herz aus! Wenn einer den Willen hat, Euch zu helfen, so ist's der Amtmann Dreßler auf Haus Nottorp, dessen Vorfahren selbst einst Bauern waren!"

Der wiederholte Hinweis auf die bäuerliche Herkunft der Dreßlers beseitigte in Henne Wulff den letzten Rest von Mißtrauen. Er hatte das Gefühl, als spräche er zu Seinesgleichen, und so redete er ohne Rückhalt, mit vollem Vertrauen. Er verheimlichte nichts; streng nach der Wahrheit legte er seine mißlichen Verhältnisse dar, zeichnete mit einfachen Worten das Bild des Kampfes, den er um das Erbe seiner Väter durchzuringen gewillt war. Mit einem fast feierlichen Worte schloß er, gleich dem Fahnenschwur eines Soldaten.

Amtmann Dreßler hatte ihm aufmerksam zugehört. Unabläßig hatten seine forschenden, spürenden Augen an dem erregten Gesicht des Sprechenden gehangen.

„Ihr habt Recht!" sagte er nun in seiner derben, volkstümlichen Redeweise, durch die er das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen suchte. „Euch muß geholfen werden! Wenn der Bauer barfuß geht, hat der Staat keine Strümpfe! Das war schon in alten Zeiten so! Oder glaubt Ihr, der Große Karl habe damals die bäuerlichen Freigerichte aus einem anderen Grunde eingesetzt, als um dem Bauer eine Waffe

gegen seine Unterdrücker in die Hand zu geben? Aber was damals gut und nützlich war, braucht's deswegen heute nicht mehr zu sein. Andere Zeiten, andere Sitten, andere Mittel!"

Henne Wulff sah etwas erstaunt auf.

„Sie halten nichts von den Freigerichten, Herr Amtmann? Und doch sagt man, daß Sie selbst einst auf dem Schöffenstuhl saßen!"

Jener lachte kurz auf.

„Sagte man das? Nun ja, warum soll ich's leugnen; ich war Schöffe! Wenn man jung ist, lockt einen der romantische Zauber, das Geheimnisvolle! Später aber lächelt man darüber. Man merkt dann, daß mit solchen kindlichen Mitteln nichts auszurichten ist. Deshalb war's gut, daß das letzte Freigericht hier in der Gegend sich auflöste. Auch war der Franzose höllisch dahinter her. Euer Vater, mein alter Freund, konnte ein Lied davon singen. Ihm ging's um den Kopf. Wenn er ihnen nicht im letzten Augenblicke entschlüpft wäre für immer, wer weiß, was sie ihm angethan hätten! Auf meinen Rat hat er damals alles vernichtet, was an die Freigerichte erinnerte: das Richtschwert, das Kornmaß und die Weidenrute. Auch die Papiere mit den Urteilssprüchen!"

Er hatte das alles in einem wichtigthuerischen Tone gesagt, wie um seine Freundschaft für Henne Wulffs Vater zu beweisen. Nun, nach einer kleinen Pause, setzte er leichthin, wie etwas Nebensächliches, Gleichgültiges berührend, hinzu:

„Er wird es doch gethan haben? Ihr habt auf Eurem Hofe doch nichts von diesen längst vergessenen Dingen gefunden?"

„Nichts! Wenn etwas da wäre, hätte mir Hölscher es auch wohl gesagt. Der Vater scheint keine Geheimnisse vor ihm gehabt zu haben!"

Amtmann Dreßler blies mit einem tiefen Atemzuge eine dicke Rauchwolke in die Luft. Etwas wie eine geheime Sorge schien von ihm genommen.

„Euer Vater war ein kluger Kopf, Henne Wulff!" sagte er nach einer Weile. „Aber er hing auch am Alten. Da wird's ihm schwer genug geworden sein, die ehrwürdigen Zeichen der bäuerlichen Gerechtsame zu zerstören. Wenn Ihr also doch etwas davon finden solltet, — man kann ja nicht wissen, ob

er's am Ende nicht nur versteckt hat — verbrennt's sofort, hört Ihr? Oder noch besser, bringt's mir, daß wir's zusammen aus der Welt schaffen. Ich weiß von meinem Sohne, dem Landrat, daß das heimliche Wesen auch unserer jetzigen Regierung nicht erwünscht ist, daß es damit aufhören soll. Ueberall werden die geheimen Gesellschaften aufgehoben. Und mit Recht, nicht wahr? Was im Kriege nützte, kann im Frieden schaden. Also Ihr versprecht mir's? Sobald Ihr etwas findet, bringt Ihr's mir?"

Nur zögernd gab Henne Wulff das Versprechen. Wieder stieg etwas wie Mißtrauen in ihm auf. Er gedachte der dunklen Worte Hölschers, die auf ein Fortleben oder eine Wiederherstellung der freien Feldgerichte hinzudeuten schienen. Und durch den leichten Ton des Amtmannes klang etwas, wie leise Sorge. Fürchtete er für sich ein Wiederausgraben dieser „längst vergessenen Dinge"?

Längst vergessen?

Noch lebte einer, der daran denken mochte, den diese „längst vergessenen Dinge" noch heute ehrlos und einsam machten unter seinen Volksgenossen — Barbas Vater!

Ehrlos und einsam mit ihm auch Barba selbst!

Wieder kam, wie gestern, da er mit Hölscher gesprochen, ein heißes Verlangen über Henne Wulff, alles zu wissen. Ein unbestimmtes Hoffnungsgefühl war in ihm und schien ihn auf den Weg zu stoßen. Wenn jener Spruch des Freigerichts dennoch nicht gerecht gewesen war? — wenn er auch nur übermäßig hart und grausam gewesen war? — so hart und grausam, daß er zu dem begangenen Fehl in keinem Verhältnis stand? — wenn es dann gelang, den Bann von dem Geächteten zu nehmen oder ihm auch nur den stillen Platz eines Geduldeten zu verschaffen? —

Vielleicht war's der Weg, der Henne Wulff doch noch zu Barba Dittmar zu führen vermochte.

Zögernd wagte er die Frage. Aber er sah sein Gegenüber voll dabei an.

„Saßen Sie noch auf dem Schöffenstuhl, Herr Amtmann, als das Freigericht den Spruch über Dittmar, den Waldhammerschmied, sprach?"

Bestürzt sprang er gleich darauf empor, jenem zu Hilfe. Es war, als habe eine unsichtbare Hand dem Amtmann einen gewaltigen Stoß versetzt. Totenblaß war er in die Höhe gefahren und stand nun vor dem Lehnstuhl, mit zitternden Händen sich an dessen Armstützen klammernd. Seine Augen waren weit aufgerissen und starrten den Frager mit einem seltsamen, fast hilflosen Blicke an; seine Lippen bebten. Und seinen Händen war die Pfeife entglitten; in Scherben zersprungen lag sie auf dem Boden.

Im nächsten Augenblicke aber hatte der Amtmann sich wieder gefaßt. Mit einem Seufzer des Schmerzes griff er sich ans Bein und beklagte sein Leiden, das ihn oft so jählings, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, treffe. Gerade, wenn er, wie jetzt, heiter gestimmt war, meldete sich der Schmerz ganz plötzlich, mit bohrender Wucht. Jedoch dauerte dann der Anfall nicht lange. Auch jetzt war ihm schon viel besser — — Wenn Henne Wulff noch eine kleine Weile warten wollte, — gleich würde alles vorüber sein — —

Wie erschöpft ließ er sich in den Stuhl zurücksinken und schloß die Augen. Sein Gesicht erschien unbewegt, nur die Haut über den dick geschwollenen Adern an den Schläfen zuckte in raschen Schlägen auf und nieder.

Henne Wulff suchte die Scherben der Thonpfeife vom Boden auf und warf sie in den eisernen Holzkasten vor dem Ofen. Dann setzte er sich wartend.

„Wovon sprachen wir doch?“ fragte endlich der Amtmann, die Augen öffnend und eine neue Pfeife vom Tisch nehmend, die er mit Tabak füllte. Seine Stimme klang wieder so frisch und unbefangen, wie zuvor. „Ach ja, von Dittmar! Eine unglückselige Geschichte! Ich spreche nicht gern davon, obgleich sie mich eigentlich nichts angeht. Auch haben wir Schöffen damals Schweigen gelobt. Aber da die Freigerichte aufgehört haben, mich also nichts mehr bindet — warum sollte ich nicht zu Euch darüber sprechen, Henne Wulff? Besonders, wo die Wahrheit Euch vielleicht nützt?“

„Mir?“ sagte der junge Bauer verlegen. Er dachte an Barba.

Amtmann Dreßler nickte.

„Euch! Hütet Euch vor Dittmar! Denn — Euer Vater war's, der Dittmar beim Freistuhl verklagte!"

Henne fuhr blaß zurück.

„Mein Vater hat —?"

„Ja! Mir schien's damals, als hege er geheimen Groll gegen den Hammerschmied!"

„Um Barba war's!" schrie Henne Wulff fassungslos auf. „Er wollte nicht, daß ich sie zur Frau nähme!"

Ein leises Zucken ging über des Amtmanns Gesicht. Dann war es wieder so ehern, wie zuvor.

„Ihr wolltet das Mädchen?" fragte er zurück. „Und Euer Vater sah in ihr noch immer die Tochter des Leibeigenen, nicht wahr? Mit aller Kraft stemmte sich der stolze Bauer gegen die Vermischung seines reinen Blutes mit dem unreinen, wie er's nannte! Und darum suchte er die Gefahr hinwegzuräumen dadurch, daß er die Dittmars ehrlos machte! Er wußte wohl, daß sein Sohn auch ein Henne Wulff war, daß die Tochter eines Ehrlosen nie sein Weib werden konnte. War's so, Henne Wulff?"

Henne Wulff beugte das Haupt.

„Es war so!"

Er glaubte nun das Verfahren seines Vaters in dem kalten, unverhüllten Lichte der Wahrheit vor sich zu sehen. Da er die leidenschaftliche Liebe des Sohnes erkannt hatte, war er zuerst mit jenem schnöden Antrage an Barba herangetreten, dann, von ihr zurückgewiesen, hatte er ihren Vater und damit auch sie verächtlich gemacht!

Henne Wulff hatte seinen Vater nicht überschwenglich geliebt. Das hatte die rauhe, zurückweisende Art des Mannes nicht zugelassen. Aber hohe Achtung hatte er allezeit vor ihm gehabt, vor seiner Tüchtigkeit, seiner geraden, durch nichts zu bestechenden Rechtlichkeit. Nun trübte sich auch darin das Bild des Toten, und etwas wie grollender Schmerz stieg in ihm auf.

Amtmann Dreßler hatte ihn scharf beobachtet. Während er nur mühsam die Maske unbefangener Ruhe auf seinem Gesichte festhielt, erfüllte bleiche Furcht sein Herz. Wirre Gedanken jagten sich in seinem Hirn; wirre Bilder löſten einander ab.

Er glaubte es noch zu fühlen, wie Dittmars Hand rauh seinen Arm umfaßte, er glaubte, das blasse Gesicht mit den bohrenden Augen vor sich zu sehen, die Stimme zu hören, die angstvoll schrie: „Amtmann, wenn Ihr mich belogen hättet, wenn's nicht der Nottorp war, der den Spruch gegen mich erzwang —"

Und Amtmann Dreßler hatte gelogen. Er selbst wußte es am besten.

Auf dem Freistuhl war's gewesen, bei der Waldhütte am Bühl. Freigraf der alte Nottorp, Fronbote Amtmann Dreßler, außer ihnen noch elf Schöffen des heimlichen Gerichts. Sechs gegen sechs hatten die Stimmen gestanden; Nottorp und Henne Wulff, der ältere, unter denen, die dem Verklagten Gnade sprechen wollten. Nach altem Brauch hatte da die Stimme des Fronboten den Ausschlag gegeben. Diese Stimme aber hatte die Gnade verworfen und den Achtspruch über den Waldhammerschmied verhängt — Amtmann Dreßlers Stimme! —

Wieder glaubte er die gellenden Worte zu hören —

„. . . Denn wenn das Recht nicht bei mir steht — unter die Menschen würde ich mich stellen auf offenem Marktplatz und es in die Welt hinein schreien: Dittmar erlegte den Nottorp! Mit einem Schuß aufs Blatt! Wie einen Hirsch! . . ."

Und — „Wem zu Liebe sollte ich es verschweigen? Wem zu Liebe?"

So hatte Dittmar gefragt. Aber da war Barba gekommen.

Barbas Heimkehr war dem Amtmann als ein Glück erschienen, als ein unvorhergesehenes, strahlendes Glück. Barba zuliebe würde Dittmar schweigen.

Aber nun —

Wie hatte Dittmar von Barba gesprochen? „Das junge, lachende Blut, das einen andern lieb hatte." —

Barba liebte Henne Wulff. Und Henne Wulff liebte Barba. Würde er nicht alles daran setzen, sie zu gewinnen? Dadurch, daß er die Schmach von ihrem Vater nahm? Fing er nicht schon an, daran zu arbeiten? Mit dieser seiner Frage, die den Schuldigen aufgejagt hatte aus seiner Sicherheit?

Wenn er weiter umher fragte! — Noch lebt einer und der

andere von den Schöffen des Freistuhls, die über Dittmar zu Gericht gesessen — Wenn sie sprachen? —

Niemals durfte Henne Wulff sich Barba Dittmar nähern. Etwas mußte zwischen ihnen stehen, über das er nicht hinweg konnte, — die Schuld des eigenen Vaters!

Amtmann Dreßler sah seinen Weg vor sich.

„Ja, es war so!“ wiederholte er. „Euer Vater klagte Dittmar an, und seine Stimme und die Stimme Nottorps gaben den Ausschlag. Dittmar fiel durch Henne Wulff!“

Mit schneidender Schärfe hatte er das Letzte herausgestoßen. Triumphierend las er die Wirkung in dem erblaßten Gesicht des jungen Bauern. Er sah es, die Schuld des Vaters wälzte sich auf den Sohn.

Ein dumpfes Schweigen herrschte.

„Aber lassen wir doch die alten Geschichten ruhen!“ sagte der Amtmann dann lächelnd. „Sprechen wir lieber von Euch und Eurer Lage. Womit kann ich Euch helfen? Was braucht Ihr?“ — Als Henne Wulff kurz die Summe genannt hatte, zog der Amtmann sein Gesicht in bedenkliche Falten. — „So viel? Das kann ich Euch leider nicht geben! Wir auf Haus Nottorp haben selbst zu kämpfen, so glänzend auch alles hier erscheint! Aber laßt darum den Kopf nicht hängen, Mann! Ich weiß schon einen Ausweg! Vieh und Werkzeug gebe ich Euch auf Kredit, wenigstens so viel, wie Ihr im Augenblick braucht! Und das Geld — kennt Ihr den Schlüter, den Kaufmann in der Stadt?“

„Hölscher sprach mir von ihm! Er soll Geld von den Hilfsgesellschaften im Lande draußen haben!“

Der Amtmann nickte.

„Das ist richtig! Geht also zu ihm und sagt ihm alles, wie's Euch ums Herz ist! Und wenn er Schwierigkeiten machen sollte — wartet, ich gebe Euch ein paar Worte an ihn mit! Vielleicht macht's ihn gefügiger!“

Er warf die Zeilen auf einen Briefbogen, den er Henne Wulff offen hinreichte.

„Und wenn Ihr sonst den alten Dreßler einmal braucht, kommt ruhig herauf. Für Euch ist er immer da, Henne Wulff!“

Der junge Bauer dankte warm. Sein anfängliches Mißtrauen war vollständig geschwunden.

In der Thür wandte er sich nochmals zurück.

„Und der Wildzaun?“

„Wird wiederhergestellt! So schnell es geht! Ich werde doch mein Wild nicht auf dem Acker meines guten Freundes mästen!“

Er nickte ihm zu. Seine Augen lächelten seltsam.

Lange nachher erst sollte Henne Wulff die Bedeutung dieses Lächelns erraten.

* * *

Es war am Spätabend dieses Tages. Wieder saß Amtmann Dreßler im Lehnstuhl seiner Arbeitsstube. Eben war Kaufmann Schlüter gegangen. Sie kannten einander seit Langem. Niemand aber wußte es; niemand ahnte, woher das Geld kam, das Schlüter den Bauern lieh.

Eines Tages aber würde Amtmann Dreßler durch dieses sein Geld der Herr des ganzen Landes unter dem Bilstein sein, wie er schon jetzt der Herr von Haus Nottorp war.

Er starrte auf das Papier, das er in der Hand hielt. Der Schuldschein war's, in dem Henne Wulff seinen Hof verpfändete, wenn er bis zum Herbst des nächsten Jahres die ihm von Kaufmann Schlüter vorgestreckte Summe nicht bezahlt haben würde.

Langsam stand der Amtmann auf und verschloß das Papier in sein Pult. Knirschend drehte sich der Schlüssel im Eisen. Wie in dem Fesselschloß eines Gefangenen, eines Sklaven.

Und wieder lächelten die harten Augen.

Mochte nun Henne Wulff den Namen des Mannes finden, der über Dittmar das Urteil gesprochen — das Schloß hielt!

IX.

Seit dem Abend, da sie Karl von Nottorp zum letztenmale gesehen, lastete ein dumpfer Druck auf Regine, wie der Druck einer Schuld. Was sie gethan, erschien ihr nun unfaßlich, erschreckend, grausam. Diesen Mann hatte sie von sich gestoßen, dieses große Herz, das voll Vertrauen und voll reiner

Liebe war. Das nie an sich selbst dachte, das nur für andere schlug.

Und wenn sie noch erreicht hätte, was sie wollte! Aber sie war sich unklarer, als je, über das, was in ihr vorging.

Am folgenden Tage war Hartwig gekommen. Aber er hatte ihr keine Ruhe gebracht. Ihre Verwirrung war vielmehr durch den Besuch noch größer geworden. Daß er es bereits wußte, was zwischen ihr und Nottorp vorgegangen, sah sie an dem fragenden Blick seiner Augen. Und sie hatte gezittert davor, daß er nun sprechen würde, nun, wo sie selbst das Hindernis hinweggeräumt hatte, das sie von ihm trennte. Sie hatte gezittert, nicht in jenem süßen Zurückbeben der Jungfrau vor der entscheidenden Frage des Geliebten, sondern von tiefer Furcht gefoltert. Gestern noch, da sie in der Kirche seinen Augen begegnet war, hatte sie geglaubt, daß ihr ganzes Fühlen und Denken ihm gehöre, ihm allein.

Warum denn sonst ihre grausame Härte gegen Nottorp? Aber nun —

Fast ein Gefühl von feindseligem Groll war in ihr gegen Hartwig, als ob alles seine Schuld gewesen wäre. Hätte er jetzt gesprochen, dann — sie fühlte es klar — sie würde ihn zurückgewiesen haben, härter und grausamer noch als den andern.

Aber Hartwig hatte nicht gesprochen. Er war ihr gegenüber wie immer gewesen, seitdem sie die Braut des Freundes geworden. Achtungsvoll, zurückhaltend, voll zarter Rücksichtnahme. Karl von Nottorp hatte er nicht erwähnt. Und dadurch war's Regine zur Gewißheit geworden, daß er alles wußte.

Er hatte gesprochen, wie um überhaupt nur etwas zu sprechen, seinen Besuch dadurch als einfachen Ausfluß gesellschaftlicher Form hinstellend. Nur einmal war er wärmer geworden. Als sich das schwerfällig dahinschleppende Gespräch seiner eigenen Zukunft zuwandte. Er hatte sein einsames Forsthaus in den Bergen draußen beschrieben, das thätige Leben, das ihn dort oben erwartete, die große Natur, die ihn umgeben würde.

Diese Natur — Regine fühlte es heraus, warum er hier so liebevoll und breit in seiner Schilderung gewesen war — sollte ihm ersetzen, was ihm das Glück versagt.

Sie beneidete ihn fast darum, daß er die Kraft besaß, dem Freunde zu liebe auf die eigenen Herzenswünsche zu verzichten; daß er sich so leicht zurechtfand in seiner Einsamkeit; daß er an die Stelle des verlorenen Ideals sofort ein neues zu setzen vermochte. Seine klare Ruhe erschien ihr männlich und groß und wirkte beruhigend auf sie.

Dennoch atmete sie auf, da er fort war. Sie empfand es wie eine Erlösung, daß sie nun wieder allein war, allein mit sich und ihren Gedanken.

Allein mit diesen verwirrten, grübelnden, in die Tiefe ihrer Seele tastenden Gedanken.

Ein Klopfen an die Thür schreckte sie auf. Langsam erhob sie sich, um zu öffnen. Erstaunt sah sie auf die Eintretende.

Die schmächtige, leicht vornüber geneigte Gestalt eines jungen Mädchens in dunklem Kleide, ein blasses, zuckendes Gesicht und ein paar große, seltsam verwirrt, fast verstört blickende Augen.

Atemlos, wie nach schnellem Gange, trat sie ein und schloß die Thür hinter sich. Dann machte sie ein paar Schritte ins Zimmer hinein und blieb stehen, sich zu Regine umwendend, die ihr befremdet gefolgt war. Und mit einem großen, wie anklagenden Blicke umfaßte sie Reginens ganze Gestalt.

„Sie kennen mich nicht?“ fragte sie dann plötzlich, die Worte herausstoßend, wie von einer geheimen Kraft vorwärts getrieben. „Hilde Dreßler, Amtmann Dreßlers Tochter. Auf Haus Nottorp!“

Regine fuhr zusammen. Eine jähe Röte stieg ihr ins Gesicht.

„Sie kommen zu mir?“ stammelte sie verwirrt. „Von ihm — von Herrn von Nottorp?“

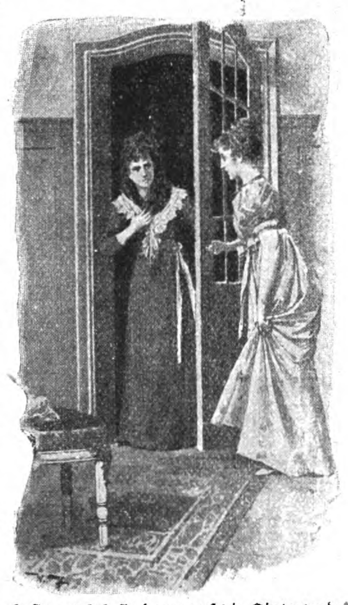
„Nicht von ihm! Er weiß nicht, daß ich hier bin. Ich komme aus eigenem Antrieb, weil —“ Sie brach ab. Etwas wie Haß und Zorn flammte plötzlich in diesen eben noch furchtsam verschleierten Augen auf. Sie beugte sich zu Regine vor und sah ihr voll ins Gesicht. „Warum haben Sie ihm das gethan?

„Warum haben Sie ihn von sich gestoßen, ihn, der Sie liebt? Sind Sie so stolz? Halten Sie ihn für zu klein, zu unbedeutend, als daß Sie ihn lieben könnten?“

In schneller Aufeinanderfolge waren die Fragen auf Regine eingestürmt. Etwas von der Erregung Hildes teilte sich ihr mit. Sie wich um einen Schritt zurück und richtete sich hoch auf. „Mit welchem Rechte fragen Sie mich?“ gab sie abweisend zurück. „Bin ich Ihnen über mein Thun und Lassen Rechenschaft schuldig?“

So stand sie vor Hilde, in ihrer stolzen, königlichen Schönheit. Herbe Strenge lag auf ihrem blassen Gesicht, auf dem erhobenen Haupt das dunkle Haar wie eine Krone.

Wie gebannt sah Hilde zu ihr empor. Sie begriff es nun, warum Karl von Nottorp dieses Mädchen liebte, warum er es lieben mußte. Keine Andere würde er finden, die sich seinem eigenen großen Wesen so einte wie Regine Asmus!



Erstaunt sah sie dann auf die Eintretende.

Was war sie dagegen, sie, die unscheinbare, unbedeutende Hilde Dreßler?

Ein Geschöpf, wie viele andere, die in der großen Menge verschwanden, auf denen der Blick nicht haften blieb, die im Schatten ihre stillen, unbeachteten Pfade wandelten. Wie jener war's auch Hildes Los: unbekannt zu leiden und zu sterben — ein Blümchen am Wege, über das der Fuß der Höheren achtlos hinweg schritt.

Und plötzlich wurde es ihr klar, daß während dieser schlaflos zugebrachten Nacht etwas in ihr gelebt hatte, wie eine leise, traumhaft verschwommene Hoffnung auf ein fernes

Glück. Wenn Regine fest blieb — wenn Hilde den Wunden pflegte in seinem Schmerz — wenn sie ihn mit der Liebe umgab, die er entbehrte — vielleicht, daß er einst doch das stille Blümchen an seinem Wege sah?

Nun aber — an dem Zucken ihres Herzens merkte sie, daß es eine trügerische Hoffnung gewesen war. Für Karl von Rottorp gab es kein Weib außer Regine Asmus.

Und doch vermochte sie jene nicht zu hassen. Nicht einmal die stolze Zurückweisung kränkte sie. Hatte Regine nicht recht? Wie kam die Unbekannte dazu, sich in ihre Entschlüsse zu drängen?

„Er ist so unglücklich!“ stammelte sie voll heißer Verwirrung, während sich ihre Augen flehend auf das schöne Gesicht richteten. „Er leidet so darunter, daß Sie ihn nicht lieben! O, wenn Sie ihn gesehen hätten diese Nacht, wie ich ihn gesehen habe: niedergeschmettert, ohne Hoffnung, verzweifelnd unter dem doppelten Schlage, der ihn getroffen!“

Regine sah erstaunt auf.

„Ein doppelter Schlag?“

In Hildes Augen kam etwas Forschendes, Durchdringendes, fast Listiges, das ihnen sonst fremd war.

„Sie wußten es nicht?“

„Was? Sprechen Sie! Was?“

„Daß er durch den Krieg alles verloren hat, daß er arm geworden ist, arm! — Sie wußten es nicht?“

Ihre bittenden, fragenden Augen, in denen so viel Todesangst, so viel heiße Liebe kämpfte, flehten Regine an, um ein beruhigendes, ein erlösendes Wort.

Einen Augenblick war Regine von der jähen Offenbarung wie betäubt. Sprachlos, noch nicht vollständig begreifend, starrte sie das junge Mädchen an. Dann — plötzlich wurde ihr alles klar.

„Er glaubt, daß ich es gewußt habe?“ schrie sie auf. „Daß ich nur darum, um des äußeren Vorteils willen —?“

Sie brachte das Häßliche nicht über die Lippen. Alles in ihr empörte sich gegen den niedrigen Gedanken. Und diese Entrüstung, dieser Abscheu vor dem Ekeln, Gemeinen spiegelte sich in ihren Zügen mit einer so siegreichen, rückhaltlosen Wahrheit wider, daß Hilde keinen Augenblick zweifelte.

„Ah, ich sehe es, Sie wußten es nicht!“ rief sie, und etwas fast Jubelndes war plötzlich in ihrer Stimme. „Und er — wenn er das erfährt ... Er verzweifelt ja an allem Guten und Schönen in der Welt, bei den Menschen! Nur Eigennutz, Berechnung und niedrige Ichsucht sieht er überall! Nun aber, wenn er es erfährt — wenn ich es ihm sagen kann — oder noch besser, wenn Sie selbst es ihm sagten —“

Mit einer unwillkürlichen, schnellen Bewegung haschte sie nach Reginens Hand und beugte sich nieder, wie um sie zu küssen. Aber da Regine sie zurückhielt, brach sie plötzlich in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Und einen Augenblick standen die beiden Mädchen, einander umschlungen haltend, ihre Thränen miteinander vermischend.

Armes, tapferes Herz! dachte Regine kummervoll. Wie sie ihn liebt!

Dennoch fühlte sie seltsamerweise keine eigentliche Traurigkeit, zum wenigsten über den Verlust, den Karl von Rottorp erlitten. Im Gegenteil, es war ihr, als löse sich in ihr etwas, das mit dumpfem Drucke bisher auf ihrer Seele gelegen. Als rücke ihr das fremd gewordene Bild des Mannes näher, nun es nicht mehr in so stolzer Höhe über ihr schwebte. Auf gleicher Ebene wanderte er nun wohl, wie sie, nicht mehr der eisengepanzerte Held, der mit sieghafter Faust alles in seinen Bann zwang — ein Mensch, wie die anderen, voll Leid und Fehle.

Und während ein leises, weiches Glücksgefühl in ihrem Herzen aufstieg, fiel ihr wieder ein, mit wem sie einst Karl von Rottorp verglichen.

Jung Siegfried!

Wohl hatte Chriemhild die Kraft des Helden bewundert, da er sein Schwert schwang, aber Liebe zu ihm war noch nicht in ihrem Herzen gewesen. Die war erst gekommen, da sie den Fehl an ihm entdeckte, die kleine, verborgene, tödliche Stelle, die ihn dem kalten Glanze der Götter entrückte und unter die Sterblichen reihte.

Ein sterblich Herz hatte Karl von Rottorp, ein Herz, das unter dem Zweifel litt. Und ein unsterblich Herz zugleich, da es liebte, im Zweifel liebte.

So sang es in Regine.

„Sagen soll ich es ihm, sagen? Sagen, daß ich es nicht wußte? Daß ich nicht wußte, wie lieb ich ihn habe? Lieb — lieb —“

Erst als ihre Stimme schon verklungen war, merkte sie, daß sie es laut gesagt hatte. Verwirrt und errötend sah sie auf Hilde.

Hilde schluchzte nun nicht mehr.

Sie lauschte. Und während ihre Lippen noch im Schmerze zitterten, stieg langsam ein zartes Lächeln in ihre Augen, träumend, ahnend.

Wie aus weiter Ferne tönte es zu ihr herüber — eine süße, wehe, jubelnde, traurige, leise schwebende Melodie —

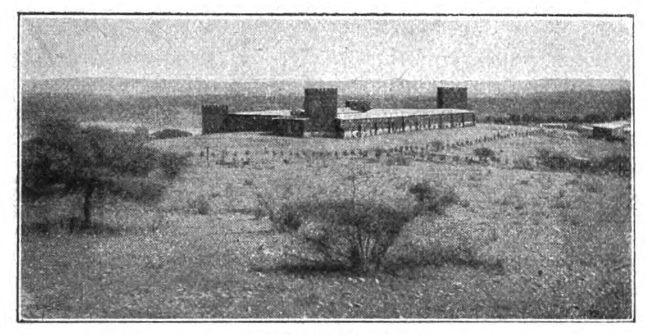
„Kommen Sie, Regine! Nun sollen Sie es ihm sagen. Und er wird es glauben — glauben — glauben —“

Unaufhörlich flüsterte sie das Wort vor sich hin, während Regine sich für den Gang bereitete, den Gang zu ihm. Dann faßte sie Reginens Hand und ging vor ihr her — aus dem Hause, über den Platz, auf dem Wege nach Haus Nottorp.

Ihr Herz verging vor Weh, aber ihre Seele lächelte.

(Fortsetzung folgt.)





Feste Windhoek.

Die Kaiserlich deutschen Schutztruppen.

Nach amtlichen Quellen bearbeitet.

II.

Die Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika.

Von Oberleutnant **Kepler**.

(Nachdruck verboten.)



nders als in Ostafrika liegen die Verhältnisse in Südwestafrika. Hier machten der weiße Ansiedler, sowie die schon lange mit den Europäern in Verbindung stehenden, gut mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen und die klimatischen Verhältnisse die Schaffung einer Truppe aus Deutschen nicht nur notwendig, sondern auch möglich.

Kriegszüge.

Nachdem im Jahre 1888 die kleine Truppe der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, der Nachfolgerin von Lüderitz, in einer Stärke von zwei Offizieren, fünf Unteroffizieren und zwanzig eingeborenen Bastards und Hottentotten in Otymbingwe aufgelöst worden war und die wenigen deutschen Beamten sich vor den unter englischem Einfluß stehenden wankelmütigen Hereros nach Walfischbai zurückgezogen hatten, sah sich die Reichsregierung vor die Frage gestellt, ob das südwestafrikanische Schutzgebiet aufzugeben oder zu halten sei.

Man entschloß sich für letzteres und schickte im Jahre 1889 eine deutsche Truppe hinaus. Zum Kommandeur derselben wurde Hauptmann von François ernannt, ein Offizier, der bereits in Afrika Erfahrungen gesammelt hatte. Demselben wurde sein Bruder, der Oberleutnant von François, zur Unterstützung beigegeben. Die Truppe selbst bestand aus 21 Mann, welche zum Teil dem aktiven Heere, zum Teil dem Beurlaubtenstande entnommen waren. Schon aus der Stärke dieser Truppe war ersichtlich, daß sie nicht zum angriffsweisen Vorgehen gegen die Eingeborenen bestimmt sein konnte.



Hauptmann von François.

Am 24. Juni 1889 erfolgte die Landung in dem englischen Territorium Walfischbai, dem damaligen Einfuhrplatz für das Hereroland. Nach nur einigen Tagen Aufenthalt führte Hauptmann von François die Truppe nach Otymbingwe, wo das Kommissariat wieder bezogen wurde. Otymbingwe, ein großer Hauptplatz der Hereros, war damals auch der Hauptort der europäischen Ansiedelung. Infolge seiner geringen Streitmacht beschloß jedoch Hauptmann von François, diesen Platz wieder zu verlassen und sich näher an der Küste, in Tsaobis, festzusetzen, um von dort aus hauptsächlich den Waffen- und Munitionshandel zu unterdrücken.

Der Abmarsch der Truppe erfolgte ohne Blutvergießen, obgleich die Hereros demselben sich widersetzen wollten und in großer Menge, mit Gewehren bewaffnet, erschienen waren.

In Tsaobis angekommen, richtete sich die kleine Truppe sofort ein. Aus Klippen wurde eine Station mit Turm und einer Anzahl Kammern sowie eine Umwallung gebaut und in deren Nähe die Pferde- und Viehkraale, sowie ein Garten angelegt. Nach dem Namen des deutschen Kaisers wurde die erste deutsche Zwingburg in Südwestafrika „Wilhelmsfeste" genannt.

Da der Platz sehr günstig gewählt worden war, ge-

lang es bald, für das Hereroland bestimmte Waffen und Munition anzuhalten, so daß den feindseligen Eingeborenen die Station recht unangenehm wurde. Einen offenen Angriff wagten sie jedoch nicht. Aber nicht nur die Hereros waren über die deutschen Maßnahmen aufgebracht, auch die Engländer in Walfischbai waren der Truppe übelgesinnt, so daß Hauptmann von François, um unabhängig von den englischen Behörden zu sein, sich nach einem geeigneten Landungsplatz nördlich des Walfischbai-Territoriums umsah. Er fand einen solchen Platz auch nördlich der Swakopmündung. Später wurde hier eine kleine Station angelegt, aus der sich der heutige Ort Swakopmund als ein reger Verkehrsplatz entwickelt hat, welcher durch seinen Aufschwung die Bedeutung der englischen Walfischbai-Niederlassung vollständig in den Hintergrund drängte.

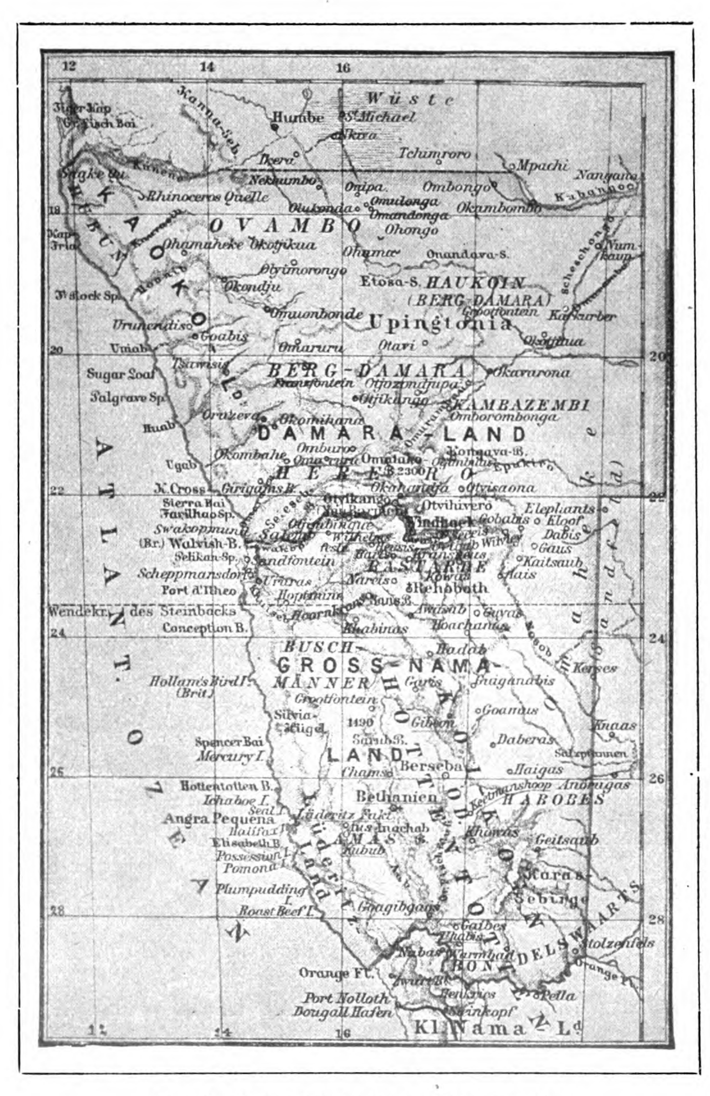
Inzwischen war die Truppe auf 50 Mann verstärkt worden, wodurch das deutsche Ansehen sich hob und der englische Einfluß unter den Eingeborenen zurückging.

Zum Verständnis der politischen Lage unter den Eingeborenen selbst muß kurz folgendes erwähnt werden.

In der Mitte des deutschen Schutzgebietes waren zwei Volksstämme, die von Süden vordringenden Hottentotten und die von Norden eingewanderten Hereros, ein Bantustamm, aufeinander gestoßen. In jahrelanger Fehde hatten sich die Gelben und Schwarzen bekämpft, so daß zwischen beiden Völkern ein herrenloses Gebiet entstanden war.

Hier beschloß Hauptmann von François sich mit dem größten Teil der Truppe festzusetzen, um seinen Einfluß auszudehnen. Es entstand hierdurch der heutige Hauptort des Schutzgebietes, das malerisch gelegene Windhoek. Von hier aus unternahm Hauptmann von François mit Teilen der Truppe weit ausgedehnte Expeditionen, die ihn im Norden bis zum Okowango, im Osten bis zum Ngamisee führten, während Oberleutnant von François mit den zurückbleibenden Leuten fleißig an der Fertigstellung der Feste und der anderen Baulichkeiten in Windhoek arbeitete.

Allmählich gelang es dem inzwischen zum stellvertretenden Reichskommissar ernannten Hauptmann von François, die Beziehungen zu den Hereros günstiger zu gestalten, während von



Das deutsche Schutzgebiet Südwestafrika.

Witbooi, dem Führer der Hottentotten, infolge von Beschlagnahme von Munition und Gewehren Drohungen gegen die deutsche Truppe laut wurden. Die Verhältnisse spitzten sich immer mehr zu, so daß ein kriegerischer Zusammenstoß mit den Hottentotten nur noch eine Frage der Zeit war. Da traf völlig unerwartet den Hauptmann von François die Nachricht, daß an Stelle des erwarteten Ablösungstransportes von 90 Mann 1 Offizier, 1 Sanitätsoffizier und 214 Mann im März 1893 in Walfischbai gelandet worden wären. In Eilmärschen marschierte diese Truppe nach Windhoek. Hauptmann von François beschloß nun, in der Voraussicht, daß, sobald es Witbooi gelingen würde, einen Vorteil der Truppe gegenüber zu gewinnen, sämtliche anderen Eingeborenen mit demselben gemeinsame Sache machen würden, den ersten Schlag zu führen. Sorgfältig und geheim wurden die Vorbereitungen zu diesem Zuge getroffen. Am 9. April 1893 wurde die Truppe alarmiert und rückte aus, wie es hieß, zu einer Nachtfelddienstübung. In der Nacht zum 12. April war man nördlich von Hornkranz, dem Wohnplatz Hendrik Witbooi's, angelangt und hier erst erfuhren die Mannschaften, daß am anderen Tage dieser Ort überfallen werden sollte. Im Morgengrauen brach die in zwei Kompagnieen eingeteilte Truppe gegen die etwa 1 Meter hohe Umfassungsmauer von Hornkranz vor und richtete ein verheerendes Feuer gegen die überraschten Witboois, welche sich tapfer zur Wehr setzten.

Der Würfel war gefallen, das Reich hatte das Schwert gezogen und zeigte nun den Eingeborenen, daß es das, was es durch Ermahnungen und Nachsicht nicht erreichen konnte, jetzt gewillt war, mit der Waffe in der Hand zu erzwingen.

Nach und nach zogen sich die Hottentotten zurück und ließen Hornkranz im Besitz unserer Reiter, welche die Fliehenden noch in die wilden Bergschluchten hinein verfolgten. Am nächsten Tag wurde, nachdem Hornkranz zerstört worden war, der Rückmarsch nach Windhoek angetreten, wo die nach langer Zeit wieder frei aufatmende Bevölkerung die Truppe jubelnd empfing. Aber Witbooi war durch den Schlag, der ihn getroffen, nicht vernichtet und zeigte dies noch am Einzugstage der Truppe in Windhoek, indem er von dem etwa zweiundeinhalb Reitstunden von diesem Ort entfernt, hoch in den Bergen gelegenen Truppen-

Pferdeposten Aridareigas eine Anzahl Pferde wegtreiben ließ. Kurze Zeit darauf raubte eine Streifschar seiner Leute hundertzwanzig einem Kaufmann gehörige, auf den Steppen des Anisib weidende Pferde, welche für die Truppe angekauft werden sollten. Für letztere waren diese Verluste sehr empfindlich; hatten dieselben doch die Hottentotten in den Besitz zahlreicher, guter Pferde gesetzt, während die Truppe nur noch wenig Berittene aufstellen konnte und in ihrer Masse auf den Fußmarsch angewiesen war, was den leicht beweglichen Witboois gegenüber schwer ins Gewicht fiel. Die deutschen Soldaten hatten in den ausdauernden und genügsamen Hottentotten, welche reichlich mit Hinterladern und Munition versehen waren, einen keineswegs zu verachtenden Gegner sich gegenüber, und erst einundeinhalb Jahr später, nachdem manch deutscher Reiter der sicher treffenden Kugel der Hottentotten zum Opfer gefallen war, gelang es, Witbooi zur Unterwerfung und zur Anerkennung der deutschen Herrschaft zu zwingen.

Bald nach dem Ueberfall von Hornkranz kehrte Hendrik Witbooi wieder dorthin zurück und machte dadurch einen erneuten Zug der Truppe notwendig. Hornkranz wurde wieder besetzt, nachdem die Witboois sich nach kurzem Feuergefecht in die benachbarten Berge zurückgezogen hatten. Da eine weitere Verfolgung, sowie ein Angriff auf die von den Hottentotten in den Bergen angelegten Befestigungen ohne Geschützfeuer nur mit schweren Opfern einen Erfolg versprachen, entschloß sich Hauptmann von François dazu, zunächst die Ankunft der zwei in der Heimat beantragten Geschütze abzuwarten. In Hornkranz blieb eine Besatzung zurück, während die Truppe selbst nach Windhoek marschierte, um hier zunächst wieder friedlicher Beschäftigung in den verschiedenen Werkstätten, Gärten, bei Bauten und dergleichen mehr nachzugehen. Größere Patrouillen waren fortwährend unterwegs und wiederholt gerieten sie mit Witbooischen Streitscharen aneinander, selbst in der nächsten Nähe von Windhoek. Auch die Besatzung von Hornkranz hatte zahlreiche kleinere Feuergefechte mit dem Gegner.

Hauptmann von François hatte bald nach dem ersten Vorgehen gegen Witbooi mit der Bastard-Nation, welche südlich von Windhoek in Rehoboth ihr Stammgebiet hat und die

Jahrzehntelang durch die Räubereien der Hottentotten heimgesucht worden war, ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen. Wir finden daher in sämtlichen Kämpfen die Bastards neben den



Hendrik Witbooi und seine Familie.

deutschen Soldaten. Auch wurde nach Rehoboth eine deutsche Besatzung gelegt.

Inzwischen hatte S. M. S. „Arkona" zwei leichte Feldgeschütze in Walfischbai, nachdem eine Landung in Swakopmund

wegen der ungünstigen Brandung unmöglich gewesen war, ausgeschifft. Der englische Magistrat dortselbst verweigerte jedoch die Herausgabe der Geschütze, welche erst nach stattgehabten diplomatischen Verhandlungen erfolgte.

Witbooi hatte unterdessen viel Zuzug aus dem Süden des Schutzgebietes bekommen. Nachdem ein Zusammenstoß mit der Truppe bei Naos (13. Juli 1893) für ihn ungünstig verlaufen war, hatte er einen größeren Wagentransport von Ansiedlern und Frachtfahrern, welche von der Küste nach Otymbingwe unterwegs waren, bei Horebis überfallen und vollständig ausgeraubt. Das war für die Deutschen das Signal zum Angriff.

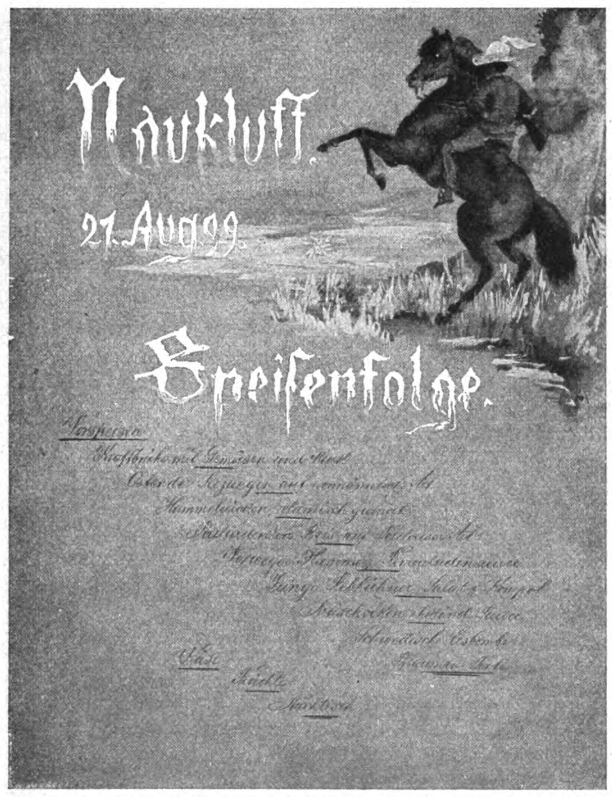

Major Leutwein.

Nachdem die Geschütze von der englischen Regierung freigegeben und eine erneute Verstärkung von drei Offizieren und hundert Mann eingetroffen war, drang der zum Major beförderte Führer der Truppe in die Gebirgsgegend bei Hornkranz ein. Es kam am 2. Oktober 1893 zum Gefecht an den roten Bergen, in welchem zum ersten Mal die Geschütze ihren ehernen Mund öffneten. Witbooi wich nun in der folgenden Zeit Zusammenstößen mit der Truppe aus, so daß es erst wieder um die Jahreswende zu erneuten Gefechten in der Dorisibschlucht kam, denen die Kämpfe bei Nomtsas und an der Naukluft folgten.

Inzwischen war der jetzige Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, der damalige Major, jetzige Oberst Leutwein, im Schutzgebiet eingetroffen, um sich über die Verhältnisse desselben zu unterrichten und gegebenenfalls später daselbst Verwendung zu finden.

In den Beratungen, welche nun zwischen Major Leutwein und Major von François stattfanden, wurde beschlossen, vorläufig von einem weiteren Vorgehen gegen Witbooi Abstand zu nehmen, zunächst den Süden des Schutzgebietes, das Groß-Nama-

land, militärisch zu besetzen, um hierdurch den Witboois die Waffen- und Munitionszufuhr aus der englischen Kapkolonie abzuschneiden, und, da die Truppe durch diese Abgaben im



Speisenkarte, anläßlich der Siegesfeier des Gefechtes bei Naukluft, von einem Offizier der Schutztruppe entworfen.

Mannschaftsbestande sehr geschwächt wurde, eine erneute Verstärkung in der Heimat zu beantragen.

Nachdem noch zuvor im Osten die Khauas-Hottentotten im Februar 1894 wegen verschiedener Uebergriffe bestraft worden

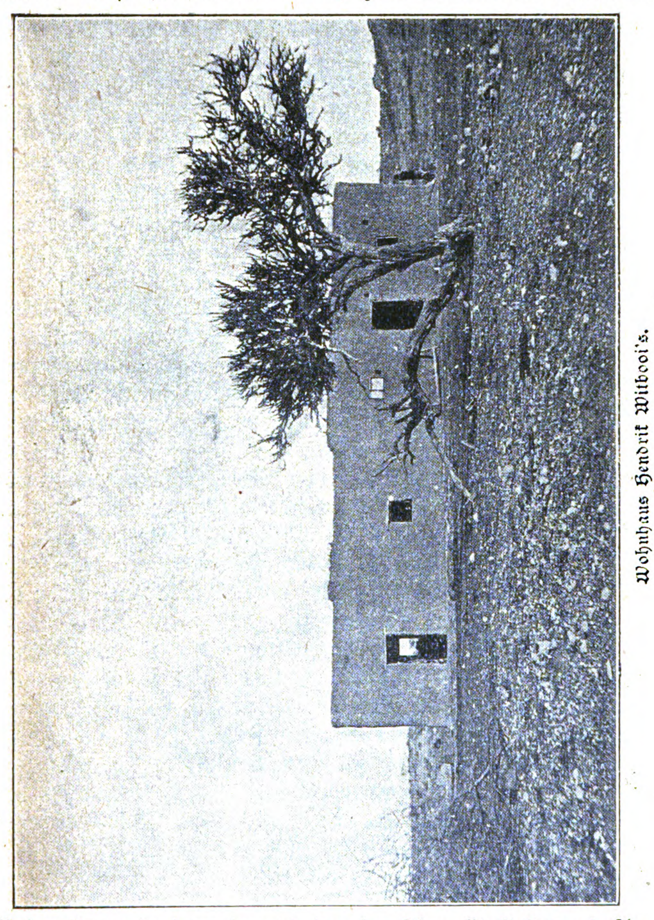
waren, wobei der Häuptling des Stammes kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt und erschossen wurde, und im folgenden Monat die Franzmann-Hottentotten sich ohne Blutvergießen unterworfen hatten, wurden im Süden die Offizierstationen Bethanien und Keetmannshoop gegründet und eine Anzahl Unterstationen angelegt.

Major Leutwein zog hierauf wieder nordwärts vor die Naukluft, einen wildzerrissenen Gebirgsstock von der Größe des Harzes, in welchen sich Witbooi mit seinen Anhängern zurückgezogen hatte. Er schloß die Kluft mit einer Postenkette ab, wobei es am 10., 11. und 12. Mai zu erneuten Gefechten kam. Aber erst, nachdem die beantragte Verstärkung (7 Offiziere, 1 Sanitätsoffizier und 215 Mann) Ende Juli 1894 in Swakopmund gelandet und mittelst Eilmärschen vor der Naukluft eingetroffen war, ging Major Leutwein — Major von François hatte inzwischen einen wohlverdienten Heimatsurlaub angetreten — gegen Witbooi vor. Die Postenkette um den Gebirgsstock der Naukluft wurde verstärkt, um dem Gegner das Entrinnen zu erschweren, am 27. und 28. August die Stellungen des Feindes erstürmt und derselbe zum Rückzug in das unwegsame Innere des Gebirges gezwungen. Für die Truppe gab es nun keine Ruhe, unaufhaltsam drang sie den Witboois nach, wobei es zu heftigen Gefechten bei Gams, Gurus, im Tsanchabthal und bei Tsams kam. Aufs äußerste bedrängt, bot Witbooi seine Unterwerfung an, welche Major Leutwein auch annahm. Damit war der bereits einundeinhalbes Jahr währende Krieg beendet.

An die Truppe waren während dieser Zeit die höchsten Anforderungen gestellt worden, Hunger, Durst, körperliche und seelische Anstrengungen hatten die Leute freudig ertragen und 2 Offiziere (Oberleutnant Distel und Leutnannt von Erckert) und 29 deutsche Reiter ihre Treue zu Kaiser und Reich mit dem Leben besiegelt.

Die Witboois wurden unter ihrem Häuptling in Gibeon, ihrem alten Stammsitze, unter der Aufsicht einer deutschen Station angesiedelt, und es ist das Verdienst des Major Leutwein, aus dem langjährigen Gegner einen treuen Freund der deutschen Sache gemacht zu haben, dessen waffenfähige Männer wir in Zukunft stets Schulter an Schulter mit unseren Reitern kämpfen sehen.

Die nun folgende Friedenszeit wurde von dem inzwischen zum Landeshauptmann und später zum Gouverneur ernannten



Wohnhaus Hendrik Witbooi's.

Major Leutwein dazu benutzt, den deutschen Einfluß durch Anlage von Offizierstationen, besonders im Hereroland, allmählich weiter auszudehnen, die vorhandenen Stationen weiter auszubauen und eine geordnete Verwaltung einzuführen.

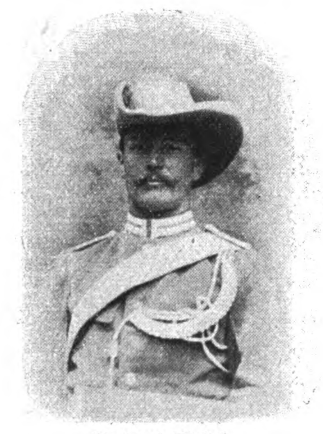
Aber das Jahr 1894 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß ein Teil der Truppe nochmals zu Felde ziehen mußte.

Im Osten hatten die Khauas-Hottentotten die Lehre, welche sie im Februar erhalten hatten, bereits wieder vergessen und war es nach verschiedenen Räubereien bei Hoachanas mit der dortigen Stationsbesatzung zum Gefecht gekommen. Stark bedrängt von der Truppe, zu der auch Witbooi mit etwa 100 Reitern gestoßen war, ergaben sich die Khauas im Februar 1895. Nachdem ihnen eine Buße in Vieh und Pferden auferlegt war, wurden sie in der Gegend von Gibeon angesiedelt. Aber auch diese Lehre genügte nicht, um den räuberischen Hottentottenstamm zu dauerndem Frieden zu bestimmen.

Als Major Leutwein Ende 1895 von einer größeren friedlichen Expedition durch das nördliche Hereroland, während welcher mit den verschiedensten Häuptlingen Verhandlungen stattgefunden hatten und den Eingeborenen das scharfe Werkzeug der deutschen Regierung, die Schutztruppe, gezeigt worden war, nach Windhoek zurückkehrte, liefen hier von den Stationen an der östlichen Hererogrenze beunruhigende Meldungen ein. Ein Teil der Truppe mußte sofort wieder ausrücken, jedoch gelang es, die schwebenden Fragen auf einer großen Versammlung in Okahandja vorläufig mit den Hererohäuptlingen in friedlicher Weise zu regeln. Indessen sollte noch Blut fließen, bevor die Hererofrage endgültig erledigt war.

Im Osten machten die Häuptlinge der Ovambandjerus, der östlichen Hereros, Nikodemus Kiarua und Kahimema, kein Hehl aus ihrer feindlichen Gesinnung, so daß die Offizierstation Gobabis eine Verstärkung erhalten sollte. Aber bevor diese eintraf, hatten die Ovambandjerus bereits die Mannschaften einer aus fünf deutschen Reitern bestehenden Patrouille an der Wasserstelle Kovigranwater erschossen. Mit Nikodemus und Kahimema hatten sich auch die alten Räuber, die Khauas-Hottentotten, vereinigt. Auch unter den übrigen Hereros gärte es, bei denen eine starke, von dem alten Feldhauptmann Kiarua, dem Vater des Nikodemus, geführte Partei zum Kriege gegen die Deutschen drängte. Nur dem schnellen und entschlossenen Handeln des Majors Leutwein und der verschiedenen Offiziere, welche Stationen im Hereroland hatten, ist es zu danken,

daß nicht ein allgemeiner Aufstand ausbrach. Es kam infolge dessen mit den vereinigten Khauas und Ovambandjerus zu blutigen Gefechten. Bei Gobabis, wo 50 deutsche Reiter unter dem jetzigen Major von Estorff dem Ansturm einer etwa 20fachen Uebermacht des Gegners Stand hielten und denselben zum Rückzug nötigten, am 5. April 1896, bei Siegfeld am 18. und 19. April, und bei Otjunda, von den Reitern Sturmfeld genannt, am



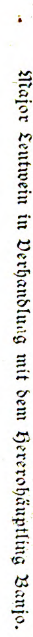
Leutnant Diestel,
gefallen im Kampfe gegen die Witboois.



Leutnant Lampe,
gefallen im Kampfe gegen die Hereros.

6. Mai. Durch diese Kämpfe wurde die Kraft der feindlichen Stämme gebrochen, wenn auch mit schweren Opfern seitens der Truppe. Es blieben auf dem Felde der Ehre die Leutnants Schmidt und Lampe der Schutztruppe, sowie der Leutnant der Reserve Schmidt und 11 deutsche Reiter. Auch Hendrik Witbooi war, wie stets treu seiner Vertragspflicht, mit seinen Reitern der bedrängten deutschen Sache zu Hilfe geeilt und nahm Teil an dem Kampfe bei Otjunda.

Nikodemus, welcher sich noch während des Krieges in der Offizierstation Okahandja gestellt hatte und seine ganze Beteiligung an dem Aufstande zunächst leugnete, sowie Kahimema, der auf der Flucht in Gefangenschaft geraten war, wurden kriegs-



Major Leutwein in Verhandlung mit dem Hererohäuptling Banjo.

gerichtlich zum Tode verurteilt und erschossen. Die Khauas, auf deren Versprechungen, wie wir gesehen haben, kein Verlaß war, wurden kriegsgefangen nach Windhoek gebracht, dort angesiedelt

und unter Bewachung gehalten. — Von Deutschland war auf die ersten Nachrichten von dem Aufstand hin schleunigst ein Verstärkungstransport (15 Offiziere, 2 Sanitätsoffiziere und 407 Mann) abgesandt worden, nachdem in Swakopmund bereits im April 1896 ein Ablösungstransport in Stärke von 2 Offizieren, 1 Sanitätsoffizier und 161 Mann gelandet war. Dieser



Eine deutsche Gastwirtschaft in Südwestafrika.

Verstärkungstransport traf im Juli 1896 im Schutzgebiet ein und brachte, wenn auch der Krieg bereits beendet war, Major Leutwein in die Lage, den nördlichen Teil des Hererolandes zu besetzen und die übrigen Stationen zu verstärken.

Friedliche Zeiten folgten nun. Ueberall regten sich die fleißigen Hände der Mannschaften der Schutztruppe, für welche schon in der Heimat bei Ersatztransporten möglichst viel Hand-

werker ausgesucht worden waren. Neue Stationen entstanden, Wege wurden ausgebessert bezw. neu angelegt, kurz überall entfaltete der deutsche Reiter eine fruchtbringende Thätigkeit.

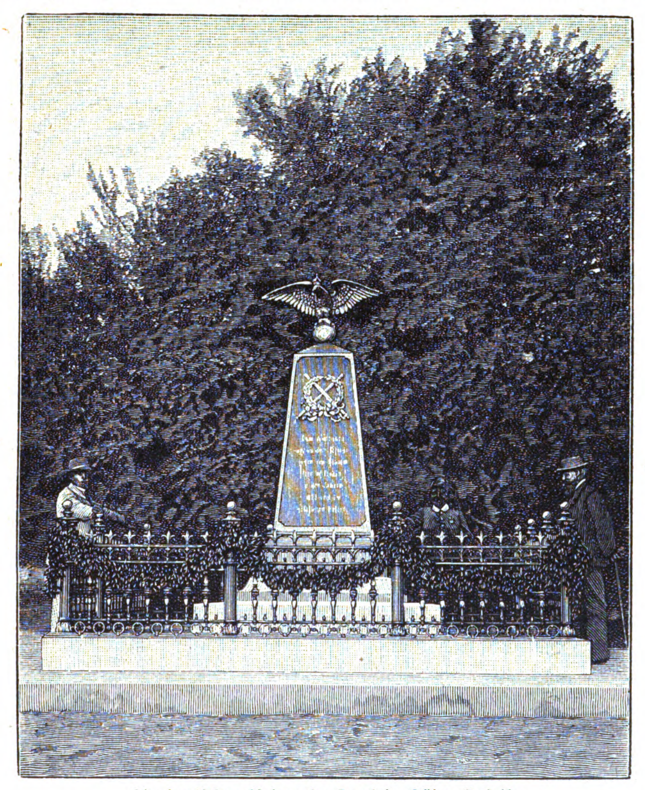
Aber alsbald drohte ein neuer, wenn auch diesmal nicht kriegerischer Feind: die Rinderpest, welche an die Leistungsfähigkeit der Truppe die höchsten Anforderungen stellen sollte. Schwere Sorge bemächtigte sich des Ansiedlers und des Eingeborenen, als diese Seuche durch Wild oder durch das Vieh der herumziehenden Grenzbewohner in das deutsche Schutzgebiet aus den benachbarten englischen Besitzungen, wo sie schon große Opfer gefordert hatte, eingeschleppt wurde. Besteht doch der Hauptreichtum Südwestafrikas in seinen ungeheueren Viehherden.

Aber auch jetzt war die Truppe auf dem Posten. Ueberall, Tag und Nacht, waren die Angehörigen derselben, Offiziere wie Reiter, in der Bekämpfung der Seuche, bei Absperrung sowie Impfung thätig, und das günstige Resultat, das in Südwestafrika mit der Professor Kochschen Methode erzielt worden, ist in erster Linie der Truppe zu danken, die an Aufopferung und Selbstlosigkeit das Möglichste leistete. Mancher Mann, der invalide und siech nach Deutschland zurückgekehrt ist oder der in afrikanischer Erde fern der Heimat die letzte Ruhestätte fand, hat sich während dieser schweren und entbehrungsreichen Zeit den Keim des Leidens zugezogen.

Während im mittleren und nördlichen Teile des Schutzgebietes gegen die Rinderpest gekämpft wurde, mußten die im Süden stationierten Teile der Schutztruppe gegen die Afrikaner-Hottentotten zu Felde ziehen, welche in den wild zerrissenen Randgebirgen des Oranjestromes bald auf deutschem, bald auf englischem Gebiete ihre Räubereien ausführten. Am 5. Juli und 2. August 1897 kam es in der Xamsiebschlucht, am 4. September bei Veldschoen und am Glücksrand zu Zusammenstößen, in denen Leutnant von Altrock und vier Deutsche fielen. Es gelang, den Stamm der Afrikaner-Hottentotten vollständig auseinander zu sprengen und die Haupträdelsführer zu fangen.

Auch im Norden mußte die dort stationierte vierte Feldkompagnie noch vor Schluß des Jahres 1897 zu den Waffen greifen, um die im Kaokofeld sitzenden Hottentottenstämme der

Zwartboois und Topnaars zu bestrafen. Die im mittleren Teile Südwestafrikas stehenden Truppen wurden zur vierten Feldkompagnie herangezogen, und es gelang Major Mueller, der für den zur Zeit in der Heimat weilenden Major Leutwein das



Ein deutsches Kriegerdenkmal in Südwestafrika.

Kommando führte, nachdem bereits bei Klein-Aub, Ehobib, Groß-Tsaub, Anabis, Klein-Tsaub, Khauas und bei Xantamab gefochten worden war, durch die siegreichen Kämpfe am Grootberg, am 26. und 27. Februar 1898 den Feind zur Unterwerfung zu zwingen.

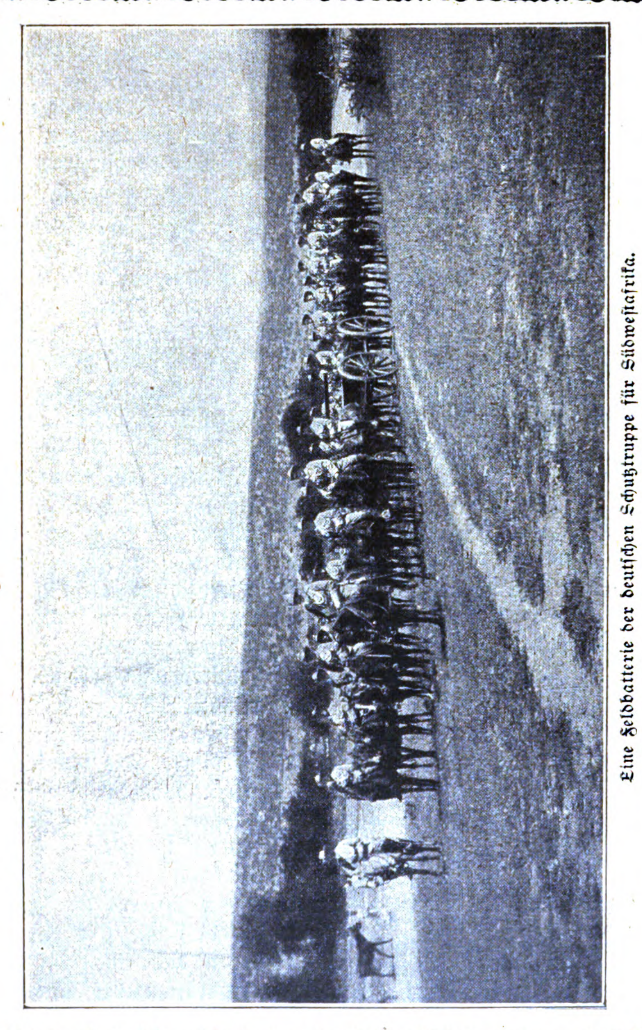
Hiermit schließen die größeren Unternehmungen der Schutztruppe ab. Wohl kam es noch zu kleineren Gefechten mit Viehräubern oder kleineren unbotmäßigen Stämmen, wie am 9. Oktober 1898 bei Ombu-Ongava gegen Buschleute und in diesem Frühjahr gegen Grootfonteiner Bastards, jedoch nahmen die Kämpfe keinen größeren Umfang an und konnten von den Stationsbesatzungen allein erledigt werden.

Betrachten wir nun die Schutztruppe für Südwestafrika in ihrer Zusammensetzung, Bekleidung und Bewaffnung sowie in ihrem Leben.

Ausrüstung der Schutztruppe.

Wie bereits eingangs erwähnt, besteht die Kaiserliche Schutztruppe für Südwestafrika aus Deutschen. Die Leute werden auf Grund freiwilliger Meldungen den heimatlichen Truppenteilen, und zwar dem zweiten Jahrgange entnommen und verpflichten sich zu einem dreijährigen Dienste in der Schutztruppe, nach dessen Ablauf ihnen vor der Entlassung ein viermonatlicher Urlaub in der Heimat mit vollen afrikanischen Gebührnissen bewilligt wird. Die Leute werden allen Waffengattungen entnommen und mit Vorliebe Handwerker und Landwirte ausgewählt, da diese für den Fall, daß sie im Lande sich nach ihrer Entlassung ansiedeln wollen, immer ihr Fortkommen finden. Auch sonst erleichtert die Regierung den Schutztruppenangehörigen die Ansiedelung durch Landverkauf, Gewährung von Vieh und dergleichen mehr, nach ihrer Entlassung, und manch früherer Reiter hat sich hier fern der Heimat bereits eine gesicherte Lebensexistenz gegründet.

Zur Zeit ist die Schutztruppe für Südwestafrika 34 Offiziere, 8 Sanitätsoffiziere, 3 Roßärzte und 710 Mann stark. Hierzu kommt noch eine Anzahl eingeborener Soldaten, die sich aus sämtlichen Stämmen des Landes durch Anwerbung rekrutieren und schon im Frieden bei den einzelnen Kompagnieen usw. vorhanden sind, sowie die jungen Bastards und Witboois, die zu gewissen Zeiten während des Friedens durch Offiziere und Unteroffiziere der Schutztruppe ausgebildet werden und verpflichtet sind, sich im Kriegsfalle bei der nächsten Militärstation zu melden. Ferner können noch, wenn Not am Manne, die im



Eine Feldbatterie der deutschen Schutztruppe für Südwestafrika.

Schutzgebiet sich aufhaltenden deutschen Militärpersonen des Beurlaubtenstandes, das heißt der Reserve und der Landwehr, zur Verstärkung der Schutztruppe herangezogen werden, so daß im

Ernstfalle eine ganz ansehnliche Truppenmacht aufgestellt werden kann.

Die Schutztruppe ist nun eingeteilt in die Feldtruppe und in die Distriktstruppen. Erstere besteht aus vier Feldkompagnieen, einer Reserveabteilung, einer Feld- und einer Gebirgsbatterie und dient als Expeditionstruppe. Die erste Feldkompagnie, die Reserveabteilung und die Artillerie steht in Windhoek, wo auch der Stab der Schutztruppe garnisoniert. Die zweite Feldkompagnie hat ihren Standort in Omarum, die dritte in Keetmannshoop und die vierte in Otjo. Sämtliche Feldkompagnieen sind noch mit je einem beziehungsweise zwei Feldgeschützen und Maschinengewehren ausgerüstet. Die Distrikstruppen bilden die Landespolizei, sind etwa mit unserer heimatlichen Gendarmerie zu vergleichen, und in größeren und kleineren Stationen über das ganze Schutzgebiet verteilt, so daß jeder Distrikt eine Offizierstation und mehrere Unteroffizierstationen, welche ersterer unterstehen, besitzt.

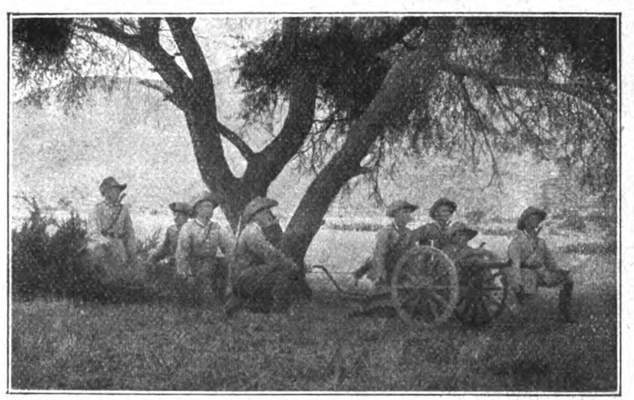
Die ganze Truppe ist auf afrikanischen Pferden beritten und bildet eine in Deutschland unbekannte Waffengattung „berittene Infanterie“, das heißt das Pferd dient lediglich zu Patrouillen und als Fortbewegungsmittel, während zum Gefecht stets abgesessen wird. Als Bespannung der Geschütze sowie als Tragetiere der Gebirgsbatterie sind Maultiere im Gebrauch.

Ihrem Charakter als berittene Infanterie entsprechend ist unsere südwestafrikanische Schutztruppe mit dem Infanteriegewehr M. 88 und dem kurzen Seitengewehr bewaffnet. Die Munition trägt der Reiter nicht in Patronentaschen, sondern in einem Gurt, an welchem zugleich auch das Seitengewehr und die Feldflasche befestigt ist. Das Gewehr wird in einem an der rechten Vorderseite des Sattels angebrachten Lederschuh so untergebracht, daß der Lauf unter dem rechten Arm des Reiters durchgeht und die Mündung nach hinten oben heraussieht. Ein langer grauer Reitermantel, Woylach, Packtaschen und ein etwa ein Liter fassender Wassersack vollenden die Ausrüstung des Mannes und sind auch am Sattel festgemacht.

Die Bekleidung unseres südwestafrikanischen Reiters besteht in der Khakydrell- sowie in der Korduniform. Erstere ist die leichtere und für den Stations- und Arbeitsdienst geeignetere,

letztere wird infolge ihrer Haltbarkeit auf Expeditionen getragen. Schuhwerk und Lederzeug sind naturfarben. Als Kopfbedeckung dient die Mütze und ein großer grauer Filzhut, dessen rechte Krempe aufgeschlagen und mittelst einer großen Kokarde in den deutschen Farben am Kopfteil des Hutes befestigt wird.

Vielseitig ist nun die Thätigkeit der Truppe. Neben den fortgesetzten Uebungen der einzelnen Abteilungen in den militärischen Dienstzweigen, wie Schießen, Reiten, Exerzieren, Felddienst und andere mehr, finden die Mannschaften im Schutzgebiet bei Kulturaufgaben, wie Bauten, Garten-, Wege-, Dammanlagen,



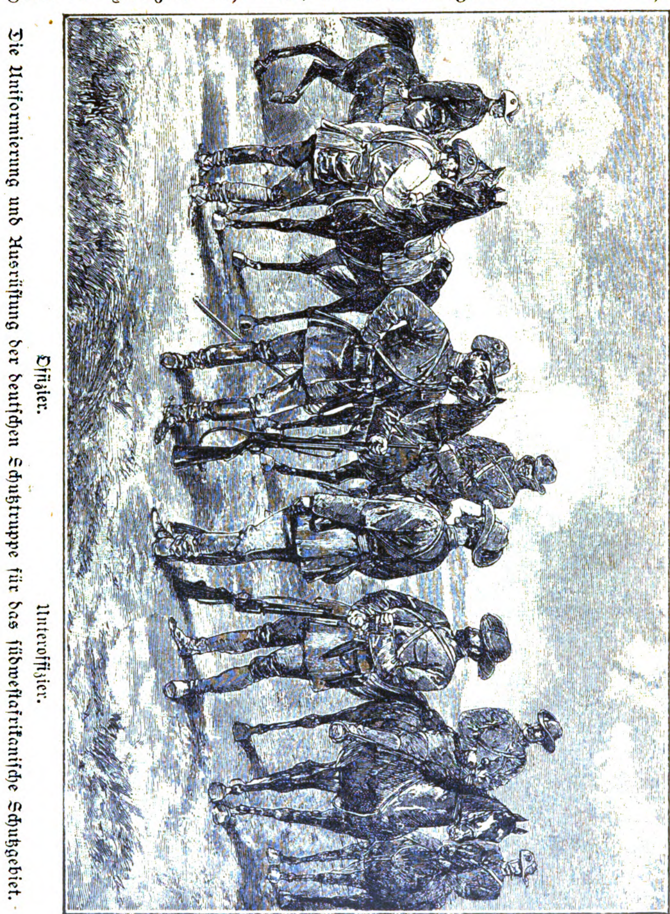
Eine Gebirgsbatterie der deutschen Schutztruppe für Südwestafrika.

Vermessung und dergleichen mehr überall Verwendung. Das Stationsleben ist daher für den einzelnen Mann ziemlich einförmig, militärischer Dienst und Arbeitsdienst wechseln einander ab. Eine angenehme Abwechselung bieten infolgedessen die Expeditionen, welche nicht nur zur Beruhigung des Landes, sondern auch zu friedlichen Zwecken unternommen werden. Von Interesse dürfte es sein, der Schutztruppe auf einer derselben zu folgen.

Eine Expedition der Truppe.

Ueber die weite, lichte Baumbuschsavanne trabt in der Kühle des Morgens eine Abteilung der Schutztruppe; ein munteres Lied ertönt von den Lippen der bärtigen, braungebrannten Reiter,

die unter dem breiten Schlapphut verwogen in die Welt sehen. Fern am Horizont erhebt sich die blaue Bergkette, in deren Nähe

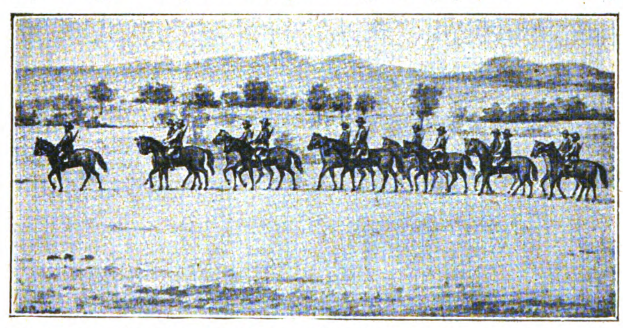


Unteroffizier. Offizier.

Die Uniformierung und Ausrüstung der deutschen Schutztruppe für das südwestafrikanische Schutzgebiet.

die nächste Wasserstelle liegt, an der die Mittagsrast stattfinden soll. Höher und höher steigt die Sonne, das Lied verstummt allmählich, da endlich lenkt der vorne reitende Offizier von dem an alten Wagenspuren nur schwer erkennbaren Wege seitwärts

ab und bald ertönt das Kommando „Halt“ und „Absitzen“. Jeder sucht im Schatten der nächsten Bäume und Büsche einen geeigneten Lagerplatz, die Pferde werden abgesattelt und nachdem ihnen mittelst der von jedem Reiter am Sattel mitgeführten Spannfessel die Vorderbeine zusammengekoppelt sind, um ein Weglaufen zu verhindern, von der Pferdewache ins Gras getrieben. Unteroffiziere und Reiter haben es sich inzwischen bequem gemacht, die Pfeife wird gestopft, die Feldflasche mit kaltem Kaffee hervorgeholt und unter lustigem Geplauder verrinnt die Zeit. Nach einer Stunde etwa kommen die Pferde, von der Wache langsam angetrieben, zum Lagerplatz zurück, das Signal

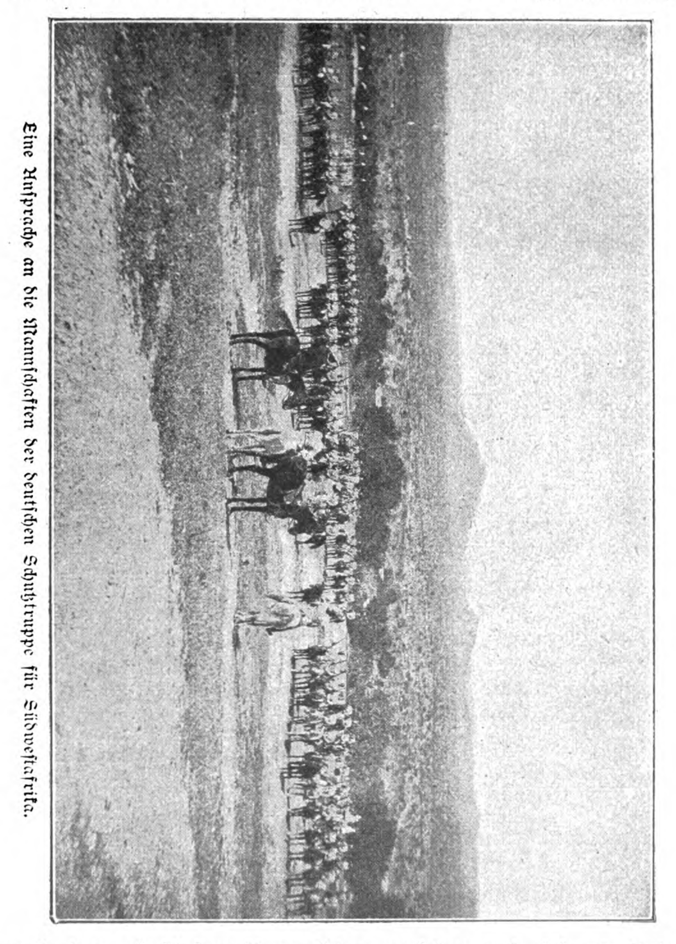


Ein Zug der deutschen Schutztruppe für Südwestafrika auf dem Marsche.

„Satteln“ ertönt und alles eilt zum Einfangen der Reittiere, das unter Schreien, Lachen und Springen erfolgt, denn manch alter Gaul schlägt trotz der Spannfessel einen flotten Galopp an und kann nur mit Mühe eingefangen werden. Bald ist aufgesattelt und aufgesessen, und in der Kolonne zu Zweien geht es abwechselnd im Schritt und Trab dem fernen Ziele zu.

Immer höher steigt die Sonne am tiefblauen Himmel, die Bergkette nimmt eine violette Färbung an, die alsdann in Rot und Gelb übergeht. Endlich erkennt man Klippen und Bäume und bald wird am Rande eines weißen sandigen Flußbettes — Revier genannt — unter schattigen Bäumen der Lagerplatz erreicht. Schnell werden die Pferde an den Wasserlöchern getränkt, auf die Weide getrieben und die Wachen eingeteilt. Im Flußbett graben unterdessen einige hierzu bestimmte Leute bereits ein

neues Wasserloch, aus welchem das Wasser zum Trinken und Kochen entnommen werden soll, während die Kochgruppen sich



Eine Ansprache an die Mannschaften der deutschen Schutztruppe für Südwestafrika.

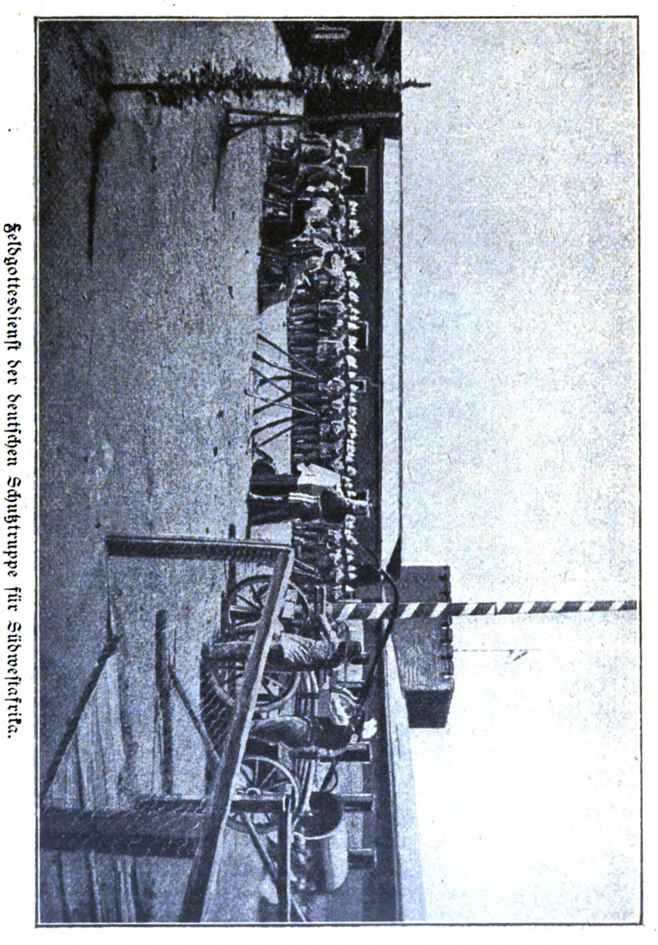
nach den günstigsten Lagerplätzen umsehen und dürres Holz sowie den herumliegenden trockenen Mist, den einzigen Torf Südafrikas, zum Feuermachen sammeln.

Von der nahegelegenen Werft naht sich jetzt ein sonderbarer Zug. Voran ein alter Mann, mit Fellhose, Hemd und abgetragenem Rock bekleidet, einen alten Schlapphut auf dem Kopf, sich an einem langen Stabe stützend. Es ist der Häuptling, der, von seinen Großleuten, welche nur in Felle gekleidet sind, gefolgt, im Lager erscheint, um den Offizier zu begrüßen. Er kommt nicht mit leeren Händen, sondern bringt omaere, das ist saure Milch, das Hauptnahrungsmittel der Hereros, einen fetten Hammel oder auch einen Ochsen zum Geschenk. Unter „morro“ und allgemeinem Händeschütteln erfolgt die Begrüßung, und nachdem sich die Gäste vor dem Offizier im Halbkreise niedergehockt haben, beginnt eine eingehende Unterhaltung, welche sich hauptsächlich um das Woher und Wohin, um das Vieh, die Weide- und Wasserverhältnisse und dergleichen Dinge dreht. Auch zu jeder Kochgruppe haben sich inzwischen Eingeborene, Kinder wie Erwachsene, gesellt und machen sich durch Holzholen, Wasserbringen, Feueranzünden und tausenderlei kleine Dienste nützlich in der Voraussetzung, daß dieselben mit dem von jedem Reiter mitgeführten, von den Eingeborenen eifrig begehrten Plattentabak belohnt werden und daß auch vom Mittagsmahl für sie etwas abfällt.

Bald verkündet Peitschenknall das Herannahen des mit zwanzig starken Ochsen bespannten Proviantwagens. Reis, Mehl und Kaffee wird ausgegeben, während Salz, Pfeffer und ähnliche Dinge von jedem Reiter in den Satteltaschen mitgeführt werden. Auch das Schlachtvieh, welches mit dem Wagen getrieben wird, ist herangekommen. Ein sicherer Schuß tötet einen Ochsen, der sofort vom Schlächter zerlegt und dessen Fleisch in kurzer Zeit, mit Reis angesetzt, im Kochkessel über dem Feuer hängt oder je nach dem Geschmack des betreffenden Reiters als Hottentottenbeef auf der glühenden Asche gebraten wird. Um die Reste auf der Schlachtstätte, das Blut, die Gedärme, den Magen, die Knochen und das Fell, beginnt bald ein Raufen der von der Werft herbei geeilten Eingeborenen, denn jeder versucht soviel wie möglich zu erhaschen.

Auch der Häuptling erhält jetzt sein Gegengeschenk, welches in Reis, Kaffee, Zucker, Tabak und Streichhölzern, Tüchern und ab und zu auch einer Flasche Gin oder Pontack, einem billigen

Kapwein, besteht, und zieht unter vielen „Dankis“ und „Morros“ mit seinen Schätzen ab.



Feldgottesdienst der deutschen Schutztruppe für Südwestafrika.

Nach dem Essen versucht fast jeder trotz der trockenen Hitze zu schlafen, der Eine oder Andere holt sich auch die Erlaubnis zur Jagd in der Nähe des Lagers und bringt einige Perlhühner

oder, wenn er Glück hat, eine Antilope als willkommene Beute mit.

Allmählich kommt wieder Leben ins Lager. Die Pferde und Ochsen werden nochmals zum Wasser getrieben, der Wagen wird wieder geladen, die Feldflasche gefüllt und der Sattel gepackt. Das Signal „Satteln" ertönt, und bald trabt die Abteilung weiter an der von einer Dornumzäunung umgebenen Werft vorbei, deren bienenkorbartige Hütten im weiten Kreise um die Häuptlingshütte stehen, neben welcher vor dem heiligen Baum das nie verlöschende heilige Feuer brennt.

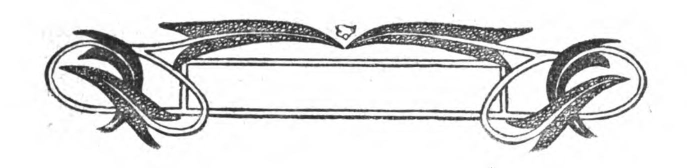
Allmählich steigt das Gelände, an Stelle der lichten, parkähnlichen Baumbuschsavanne tritt dichter Dornenbusch, und bald klettern die Pferde zwischen grotesken Klippenformen, die mit palmenähnlichen Aloëen bewachsen sind und durch schroffe Schluchten unterbrochen werden, steile Pfade hinan. Wunderbar geht die Sonne in der roten Felswüste unter und die Schatten der Nacht machen einen Weitermarsch unmöglich. In einem schmalen Seitenthal mit wenig Gras und ohne Wasser wird Halt gemacht, um erst mit Mondaufgang weiterzureisen. Nachdem auch der Wagen herangekommen und aus den auf keinem derselben fehlenden Wasserfässern Wasser an die Leute verteilt ist, sitzen die Reiter noch lange an den hell lodernden Feuern, auf denen der Thee kocht. Muntere heimische Soldatenlieder erschallen zum sternbedeckten südlichen Himmel empor, während beim Wagen der Bastardtreiber die unvermeidliche Handharmonika einförmig ertönen läßt und die eingeborenen Soldaten leise ihre schwermütigen Lieder dazu singen.

Allmählich tritt Ruhe ein. Nur von den unter dem Schutze einer Wache weidenden Pferden und Ochsen tönt Geräusch herüber. In den Woylach gewickelt, den Sattel als Kopfkissen, liegen die Reiter auf der harten Erde um die erlöschenden Lagerfeuer und träumen vielleicht von der fernen Heimat, während über dem nördlichen Horizont heimatliche Sterne, wie der große Bär und der Orion, auf die müden Schläfer herabblicken und über ihnen das Kreuz des Südens leuchtet.

So hat die Kaiserliche Schutztruppe für Südwestafrika schwere und freudige Tage erlebt. Hoffentlich ist es ihr weiter vergönnt, im friedlichen Wirken deutsche Kultur und deutsche

Sitte in Südwestafrika zu verbreiten. Sollten jedoch wieder kriegerische Zeiten nahen und die Truppe gezwungen werden, zu den Waffen zu greifen, dann wird jeder, Offizier wie Reiter, gern und freudig sein Leben einsetzen zum Ruhm und zur Ehre des Reiches und zum Wohl des neuen Vaterlandes.





Das Haus im Schatten.

Kriminalnovelle nach einer wahren Begebenheit von

Auguste Groner

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Viertes Kapitel.

Ein neuer Verdacht.

In den nächsten Tagen ereignete sich nichts, was für Müller ein besonderes Interesse gehabt hätte. Berg war von seiner Reise zurückgekehrt, und wenn er sich auch täglich bis zu den Abendstunden in seinem Geschäft aufhielt, so schien er doch etwas ruhiger geworden zu sein. Ebenso hatte seine Gattin ihr seelisches Gleichgewicht wiedergefunden, und nichts in ihrem Wesen deutete darauf hin, daß sie Mitwisserin oder gar Mitschuldige an einem Verbrechen war, das das Gesetz mit schwerer Strafe bedroht.

Müller konnte nicht umhin, die Stärke zu bewundern, mit der die Frau die schwere Last ihres Geheimnisses trug. Aber es gab auch Stunden, wo er vor dem Augenblick zitterte, der die Enthüllung dieses Geheimnisses bringen mußte. Ein Zurück indessen gab es für ihn nicht mehr. Er hatte die Aufgabe übernommen, den Mörder des Unbekannten der Gerechtigkeit zu übergeben, und war nicht in der Lage, den Lauf des Schicksals aufzuhalten. —

Ein schöner, milder Abend lag über dem Garten. Müller hatte jedoch nicht das Bedürfnis, ihn im Freien zu verleben. Er saß vor seinem Arbeitstisch und blätterte in einem Päckchen Zeitungen, das er kurz vorher durch die Post erhalten hatte. Er versuchte auch wiederholt in den Inhalt der Zeitungen einzudringen, trotzdem ihm nur wenige Wörter verständlich waren. Es waren schwedische Zeitungen, und zwar vier Nummern des in Stockholm erscheinenden „Svenska Dagbladet". Alle diese Nummern trugen das Datum vom 25. August und waren vier Jahrgängen des täglich erscheinenden Blattes entnommen.

Müller hatte, kurz nachdem er im Notizbuche des Erschossenen den Vermerk über die Zeitung und das Datum gefunden, an die Redaktion des Blattes das Ersuchen gerichtet, ihm, sofern das noch möglich wäre, die betreffenden Nummern aus den letzten Jahrgängen wenigstens leihweise zur Einsicht zuzuschicken. Das war geschehen, und Müller befand sich nun in erklärlicher Aufregung, ob seine Vermutung, daß in einem der Blätter ein Fingerzeig für den weiteren Fortgang seiner Nachforschungen sich finden werde, sich zutreffend erweisen würde oder nicht.

Seine Erwartung sollte nicht allzulange auf die Probe gestellt werden. Das Mädchen meldete ihm einen Herrn Cederholm, und gleich darauf trat dieser selbst in das Zimmer.

Der neue Ankömmling war ein Schwede, der vor einem Jahrzehnt an der Wiener Universität studiert und damals sich in ein hübsches, aber armes Mädchen verliebt hatte, das er schließlich auch heiratete. Damit war ihm die akademische Laufbahn verschlossen; denn so bescheiden er auch seinen Haushalt einrichtete, so reichten seine Mittel doch nicht hin, um das Studium fortzusetzen. Erik Cederholm war froh, eine kleine Beamtenstelle zu erhalten und daneben durch Uebersetzungen sich einiges Geld zu verdienen. Auch die Polizei pflegte sich seiner zu bedienen, so oft es ihr um eine Uebertragung aus einer der skandinavischen Sprachen ins Deutsche zu thun war. Das war der Fall, als es sich darum handelte, den Inhalt des Notizbuches, das man bei dem Erschossenen gefunden hatte, festzustellen, und Cederholm wußte sofort, weswegen ihn Müller zu sich gerufen hatte, als er das kleine Büchlein auf dessen

Arbeitstisch bemerkte. Müller bat ihn, sich zu setzen und ihm gegenüber Platz nehmend, reichte er ihm die vier Nummern des „Svenska Dagbladet“ mit dem Ersuchen, den Inhalt der Blätter zu verdeutschen.

„Aus welcher Rubrik wünschen Sie, daß ich Ihnen vorlese?“ fragte Cederholm, während er flüchtig in den Zeitungen blätterte.

„Ich denke, wir beginnen mit den Tagesneuigkeiten,“ erwiderte Müller.

Cederholm nickte zustimmend und begann, die Einzelheiten dieser Rubrik aus der jüngsten, aus dem Jahre 1886 stammenden Zeitung deutsch vorzulesen. Müller folgte mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Worten; als aber Cederholm innehielt und ihn einen Augenblick erwartungsvoll ansah, schüttelte er nur leicht mit dem Kopfe und sagte lakonisch:

„Die zweite Nummer!“

Auch diese enthielt nichts, was in merkbarer Beziehung zu dem Toten am Hottinger Weg hätte stehen können, und ebenso verhielt es sich mit dem dritten und vierten Blatt. Dessenungeachtet verlor Müller seine Ruhe keinen Augenblick.

„Lesen Sie nun,“ sagte er, „die Annoncen!“

Cederholm entsprach seinem Wunsche. Nachdem er verschiedene gleichgültige Inserate, in denen Eßwaren, Kleider, Wohnungen dem Publikum empfohlen wurden, erwähnt, las er das folgende vor:

„Steckbrief! In der Nacht vom 23. zum 24. August ist aus der festen Zelle, in der er verwahrt wurde, der Untersuchungsgefangene Jens Dahlgren, ein den Behörden seit Jahren bekannter und wiederholt rückfällig gewordener Verbrecher, der kürzlich wegen Wechselfälschungen verhaftet worden war, entsprungen. Jens Dahlgren ist 33 Jahre alt, 1,68 Meter hoch, hat graublaue Augen, hellbraunes Haar und tadellose Zähne. Ein besonderes Erkennungszeichen besteht darin, daß an seiner linken Hand das erste Glied des Zeigefingers fehlt.“

„Halt!“ warf Müller hier ein, „das ist unser Mann.“

Er war äußerlich ganz ruhig, nur sein Auge leuchtete lebhafter als bisher, und seiner Brust entrang sich ein tiefer

Atemzug. Dann erhob er sich und ging mehreremale im Zimmer auf und ab, um schließlich vor Cederholm stehen zu bleiben und ihn zu fragen:

„Steht sonst noch etwas da, was auf Jens Dahlgren Bezug hat?"

„Nichts," lautete die Erwiderung.

„Dann wäre die Angelegenheit erledigt. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, den Steckbrief in deutscher Sprache für mich niederzuschreiben?"



„Halt," warf Müller hier ein, „das ist unser Mann!"

„Gern," sagte Cederholm und schickte sich an, dem an ihn gerichteten Ersuchen zu entsprechen. Wenige Minuten später überreichte er Müller die Uebersetzung und empfahl sich.

Müller blieb nachdenklich zurück. Sein Auge haftete lange auf dem Papier, auf dem sich der übersetzte Wortlaut des Steckbriefes befand, und immer wieder legte er sich die Frage vor: „Wie gerieten wohl Berg und dieser Jens Dahlgren aneinander? Wie konnten sie auf diese Weise aneinandergeraten?"

Aber wie er auch sann und grübelte, eine befriedigende Antwort fand er nicht. Es war möglich, daß Berg den Mann

in einer Regung der Eifersucht niedergeschossen hatte, es war möglich, daß der Fremde Kenntnis hatte von irgend einem dunklen Punkt aus des Bankiers Vergangenheit und daß Berg, um sich vor Erpressungen zu schützen, die That begangen hatte. Es war endlich auch nicht ausgeschlossen, daß Jens Dahlgren in irgend welchen Beziehungen zu der Dame des Hauses gestanden hatte, Beziehungen, deren Bekanntwerden Berg unter allen Umständen zu verhindern Grund haben mochte.

Müller sagte sich schließlich, daß sein Grübeln einen praktischen Wert nicht habe. Schritt für Schritt mußte er vorgehen, wenn anders es ihm gelingen sollte, festzustellen, aus welchen Motiven heraus die blutige That entstanden war. Sprungweise Vermutungen aufzustellen, hatte nicht den geringsten Zweck. —

Am folgenden Tage sandte Müller die Photographie Jens Dahlgrens auf amtlichem Wege an das Erkennungsamt der Stockholmer Polizei mit dem Ersuchen um möglichst genaue Auskunft über das Original, falls dieses dort bekannt sei. Dann suchte er Willi, seinen kleinen Freund, auf und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, sich von ihm photographieren zu lassen. Er sei im Besitze eines photographischen Apparats und gern bereit, von dem Knaben und seiner Schwester Gerta eine Aufnahme zu machen. Selbstverständlich willigte Willi mit Freuden ein. Strahlenden Antlitzes sprang er ins Haus, um die Erlaubnis der Eltern einzuholen, und bald darauf kam er, die kleine Gerta an der Hand, wieder zu Müller, um ihn zu bitten, nunmehr die Aufnahme zu machen.

Müller war thatsächlich sehr geschickt in der Benutzung seines photographischen Apparats. Es war ein allerliebstes Kinderbild, das er seinem kleinen Freunde schon nach wenigen Stunden überreichte, und selbst die Erwachsenen im Hause erkannten lobend die gute Ausführung an.

Müller hatte selbstredend einen bestimmten Zweck damit verfolgt, daß er die Kinder photographierte. Er wünschte, daß es im Hause bekannt würde, daß er seine Mußestunden gern mit photographischen Aufnahmen ausfülle, und diese seine Absicht hatte er aufs beste erreicht. Wenn er indessen zunächst darauf verzichtete, seinen Erfolg weiter auszunutzen, so that er es, um

zu vermeiden, daß seine Person allzusehr in den Vordergrund träte.

Die Anfrage beim Erkennungsamt der Stockholmer Polizei fand eine sehr schnelle Beantwortung. Schon drei Tage, nachdem sie abgegangen war, wurde Müller zu dem Polizeirat Heinisch berufen, um die erbetene Auskunft entgegenzunehmen.

Diese Auskunft lautete dahin, daß das Original der Photographie thatsächlich identisch sei mit jenem wegen Wechselfälschung verhafteten und am 24. August des Jahres 1883 aus dem Untersuchungsgefängnis entsprungenen Jens Dahlgren, dessen Steckbrief in dem „Svenska Dagbladet“ amtlich bekannt gegeben war. Jens Dahlgren hatte sich, wie es weiter hieß, seiner wiedergewonnenen Freiheit damals nicht lange zu erfreuen gehabt. Schon zwei Tage nach seiner Flucht war er wieder eingebracht und bald danach verhört, seiner Schuld überwiesen und zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Die erkannte Strafe hatte er in dem Staatsgefängnis Malmöhus zu Malmö abgebüßt. Nach seiner Freilassung, die im Herbste des Jahres 1888 erfolgte, war Jens Dahlgren außer Landes gegangen und hatte seither seiner Heimatsbehörde nichts mehr zu thun gegeben.

Kopfschüttelnd verließ Müller das Polizeigebäude. Die Frage, in welcher Beziehung der reiche, hochangesehene Bankier Berg zu dem Zuchthäusler Dahlgren gestanden, hatte durch die Auskunft der Stockholmer Polizeidirektion keine Lösung erfahren, und er sah ein, daß er, um völlig sicher zu gehen, voraussichtlich in der Heimat des Verbrechers Nachforschungen über ihn werde anstellen müssen. Fürs erste beschloß er indessen, jenem Herrn Krönig einen Besuch zu machen, der den Toten am Hottinger Wege zuerst wahrgenommen hatte. Vielleicht konnte er hier noch das eine oder andere erfahren, was für ihn von Wichtigkeit war.

Zwei Stunden später saß ein wegemüder Mann ganz in der Nähe von Krönigs hübschem, kleinem Besitztum auf einem Meilenstein und schaute mit Blicken freundlichen Behagens auf das geschmackvoll gebaute Landhaus und den sauber gehaltenen Vorgarten, der es von der Landstraße trennte. Eine Viertelstunde mochte er dort so gesessen haben, als eine gutmütig aussehende, etwas behäbige Frau in mittlerem Alter die Haus-

thür öffnete und an den braungestrichenen Zaun des Vorgartens trat, um auf die Landstraße hinauszuschauen. Dabei fiel ihr Blick auf den sauber gekleideten, ältlichen Herrn, der nur wenige Schritte von ihr entfernt seine müden Glieder ruhte, und freundlich lud sie ihn ein, in den Vorgarten zu treten und auf der neben der Hausthür befindlichen Bank Platz zu nehmen.

Der liebenswürdigen Aufforderung wurde gern entsprochen, und alsbald war zwischen Frau Krönig und Herrn Müller — denn kein Anderer war der Fremde — eine lebhafte Unterhaltung im Gange. Ohne viele Kunst brachte Müller die von Natur etwas redselige Frau dahin, von dem grausigen Fund auf dem Hottinger Wege zu erzählen. Die Sache hatte sichtlich für sie ein außerordentliches Interesse, und in ihrer lebhaften Art verbreitete sie sich auch über die kleinsten Einzelheiten, die sie teils selbst wahrgenommen, teils von ihrem Gatten hatte erzählen hören.

Sie führte gerade aus, daß es in der Nacht, in der der Mord geschehen, taghell gewesen wäre, als Herr Krönig hinzutrat. Müller machte ihn mit der Veranlassung seines Hierseins bekannt und fuhr dann zu Frau Krönig gewendet fort:

„So — taghell ist es gewesen? Ich glaubte, gehört zu haben, daß die Nacht sehr dunkel gewesen wäre."

„Da sind Sie entschieden falsch berichtet worden," erwiderte Frau Krönig. „Ich würde es nicht behaupten, wenn ich nicht selbst —"

„Ich bitte dich, Marie", unterbrach sie ein wenig hastig ihr Gatte, „rede nicht so viel. Dem Herrn ist es sicherlich sehr gleichgültig, was du ihm da erzählst."

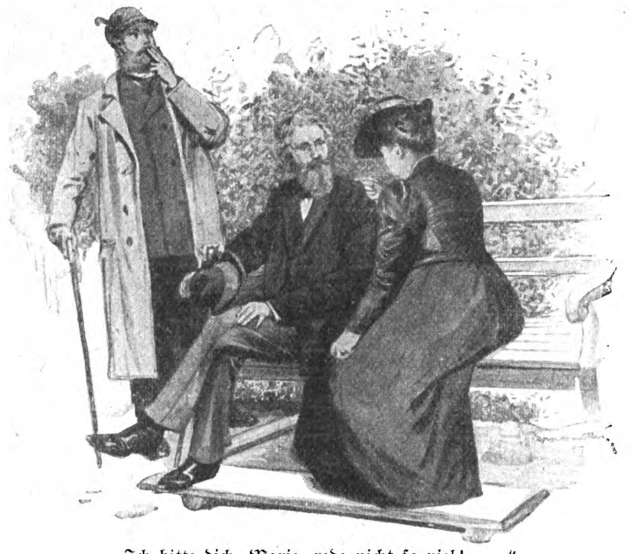
„So lassen Sie doch Ihre Frau gewähren", warf Müller ein. „Wenn mich auch die Sache an sich nicht sonderlich interessiert, so weiß Ihre Frau doch so gut zu schildern, daß es ein Vergnügen ist, ihr zuzuhören."

„Ja — und schließlich — warum soll ich's denn nicht sagen, daß ich in jener Nacht mit meiner Magd, die mich aus dem Theater abgeholt hatte, an dem Haus im Schatten vorüberging und auf dem Felde, ganz nahe der Stelle, wo man nachher den armen Menschen gefunden hat, einen Herrn gehen

sah, der, wie mir's vorkam, bemüht war, daß ihn Niemand bemerkte."

„Marie!" mahnte nochmals ihr Gatte. Die Frau war jedoch anscheinend froh, daß sie einen Menschen gefunden hatte, dem sie ihr Geheimnis mitteilen konnte, und fuhr fort:

„Ach was — sie sollen mich doch fragen! Mehr, als was ich gesagt habe, weiß ich ja nicht. Höchstens könnte ich



„Ich bitte dich, Marie, rede nicht so viel! . . ."

noch angeben, daß der Herr einen hellen Anzug und einen schwarzen Hut getragen hat. Daß ich ihn gesehen habe, kann mich doch unmöglich in Ungelegenheiten bringen."

Herr Krönig schwieg. Weniger, weil er die Ansicht seiner Frau teilte, als weil Müller ihrer Erzählung in der That wenig oder gar kein Gewicht beizulegen schien. Er hatte, noch während Frau Krönig sprach, sich erhoben und war an einen Strauch prächtig blühender Rosen getreten, um Herrn Krönig seine Bewunderung für die ausgesuchte Schönheit der Art auszudrücken. Er sprach dann noch längere Zeit mit ihm

über Rosenzucht, und als er endlich sich verabschiedete, hatte auch Herr Krönig das Gefühl, daß sein Gast ein harmloser Wanderer gewesen, der ihm oder seiner Frau sicherlich keine Unannehmlichkeiten bereiten würde.

Es dunkelte bereits, als Müller im Hause im Schatten anlangte. Im Garten empfing ihn außergewöhnliche, lärmende Lustigkeit. Doktor Zell war soeben aus der Stadt gekommen und hatte für die Kinder einen Riesenball mitgebracht, der mit den gebührenden Ausrufen des Jubels entgegengenommen wurde.

Ungesehen gelangte Müller in sein Zimmer. Aber trotzdem er von dem weiten Wege stark ermüdet war, trat er sofort ans Fenster und blieb dort längere Zeit stehen. Seine Augen aber folgten unausgesetzt dem Advokaten, der einen hellen, fast weißlichen Anzug und einen schwarzen Hut trug.

„Genau so, wie der Herr, den Frau Krönig in der Mordnacht über das Feld gehen sah", murmelte Müller. Dann zündete er die Lampe an und setzte sich an seinen Arbeitstisch. Ein Gedanke war in ihm aufgetaucht, der seinem Verdachte eine völlig veränderte Richtung gab, und dieser Gedanke lautete: „Wenn Doktor Zell der Mörder wäre?" —

Noch in derselben Nacht schrieb Müller an den Direktor des Staatsgefängnisses von Malmöhus. Vier Tage später brachte Willi ihm jubelnd einen eingeschriebenen Brief, den der Postbote ihm soeben eingehändigt hatte.

„Nun, was giebt's denn?" fragte Müller. „Warum freust du dich denn gar so sehr?"

„Wegen der Marken, um die ich Sie herzlich bitten möchte. Es sind die einzigen Schweden, die ich noch nicht habe."

„Du sollst sie haben", erwiderte Müller, während er bebedächtig seinen Namen unter den Empfangsschein setzte. „Fertige nur erst den Briefträger ab, und dann komm' mit deinem Markenalbum wieder zu mir."

Während der Knabe das Zimmer verließ, um Müllers Anordnungen nachzukommen, öffnete dieser den Briefumschlag und las:

„Geehrter Herr! Ich wäre selbstredend gern persönlich zu der von ihnen gewünschten Auskunft bereit, trete jedoch übermorgen einen längeren Urlaub an, den ich in England zu

verbringen gedenke. Ich habe indessen den ersten Verwaltungsbeamten der Anstalt, der mich vertritt, mit Ihrem Anliegen bekannt gemacht und ihn ersucht, daß er Ihnen nach bestem Vermögen zur Hand geht. Herr Dalwig ist der deutschen Sprache mächtig, sodaß Ihnen auch nach dieser Richtung keine Schwierigkeiten hier erwachsen. Mit dem Wunsche, daß Sie den interessanten Fall gut zu Ende führen mögen, hochachtungsvoll Adolf Johnsen."

Müller faltete das Schreiben sorgsam zusammen und barg es in seiner Brieftasche. Gleich darauf kehrte Willi zurück, sein Markenalbum in der Hand. Mit einer fast hastigen Bewegung griff Müller danach und ebenso hastig schlug er die Seite auf, auf der die schwedischen Marken eingeklebt waren. Lange ruhte sein Blick auf den bunten Postwertzeichen, die, wie ihm Willi ja gesagt hatte, von Doktor Zell herrührten, und ein wehmütiger Ausdruck lag auf seinem Antlitz, als er dem Knaben das Album wiedergab. Was er soeben gesehen, hatte dem Gedanken, der an dem Abend nach der Unterredung mit Frau Krönig in ihm aufgetaucht war, neue Nahrung gegeben.

„Ein Herr in einem ganz lichten Anzug und mit einem schwarzen Hut", sagte er leise vor sich hin, nachdem Willi das Zimmer verlassen hatte; und nach einer Weile fuhr er fort: „Und die schwedischen Marken Willis, die der Knabe sämtlich von Doktor Zell erhalten hat, tragen ausnahmslos den Poststempel Malmö."

In seinem Gedankengange wurde er durch eine Aeußerung Doktor Zells unterbrochen, der im Garten dem lebhaft umhertollenden Willi zurief, er möchte sich ruhiger verhalten, da die Mama Kopfschmerzen habe. Müller ging darauf auch ins Freie und gesellte sich zu Doktor Zell und dem Knaben, die jetzt in ruhigem Gespräch in der Laube saßen. Seine ganze Aufmerksamkeit nahm jetzt der Advokat in Anspruch, von dem er bisher auch nicht im Entferntesten geglaubt hätte, daß er an der Blutthat auch nur beteiligt sein könnte.

Müller hatte kaum die Laube betreten, als Willi auch schon anfing, dem Advokaten zu erzählen, daß seine Marken-

sammlung durch ein neues schwedisches Postwertzeichen bereichert worden sei. So harmlos diese Mitteilung an sich war, so entging es Müller nicht, daß Doktor Zell dadurch in eine gewisse Erregung versetzt wurde. Um aber ganz sicher zu gehen, nahm er Veranlassung, den Worten des Knaben hinzuzufügen, daß er den Brief, von dem er die Marke für Willi abgelöst, aus Malmö erhalten habe.

Seine Voraussetzung, daß Doktor Zell sich eine Blöße geben würde, hatte ihn nicht getäuscht. Der Advokat war sichtlich betroffen, und ein scharfer, forschender Blick aus seinen sonst so freundlichen Augen traf Müller. Wenn er aber geglaubt hatte, aus dessen Mienen etwas Näheres ablesen zu können, so hatte er sich geirrt. Müllers Antlitz trug den gewöhnlichen Ausdruck ruhiger Harmlosigkeit und es änderte sich auch nicht, als Müller jetzt sagte:

„Wie ich höre, leidet Frau Berg erst seit Kurzem an Kopfschmerzen.“

„Ich glaube, daß es so ist“, antwortete Doktor Zell kurz, fast abweisend. Dann sah er nach seiner Uhr und verließ mit einer frostigen Verbeugung die Laube, um sich in das Haus zu begeben.

Leise pfeifend sah Müller ihm nach. Wenige Minuten später suchte auch er sein Zimmer auf, verließ es aber bald wieder und schritt dem Salon zu, wo, wie er wußte, außer Frau Berg und Doktor Zell auch eine zum Besuch gekommene Dame sich aufhielt. Beim Eintritt in das geräumige, mit vornehmstem Geschmack ausgestattete Zimmer that er indessen, als erlange er erst jetzt Kenntnis von dem Besuch, und wollte sich mit einer Entschuldigung zurückziehen. Frau Berg aber nötigte ihn in liebenswürdigster Weise, zu bleiben, und machte ihn mit der fremden Dame bekannt. Bald war auch ein lebhaftes Gespräch im Gange, an dem sich nur Doktor Zell wenig beteiligte.

Eine Wendung erhielt die Unterhaltung durch Willi, der ins Zimmer trat und, nachdem er die Fremde in seiner lebhaften Art begrüßt hatte, ihr sofort von der photographischen Aufnahme erzählte, die Müller von ihm und Gerta gemacht hatte. Er schickte sich auch an, das Bildchen zu holen, als

Müller erklärte, er habe zufällig noch eine Kopie bei sich, und die Photographie mit einem ganzen Päckchen anderer seiner Brieftasche entnahm.

„Rühren die übrigen Photographien auch von Ihnen her?“ fragte Frau Berg, indem sie die Hand darnach ausstreckte.

Müller bejahte die Frage und trat neben das Sofa, auf dem die beiden Damen saßen, um ihnen die nötigen Erklärungen zu geben.

Es waren überwiegend Landschaften und bemerkenswerte Bauten. Doch befanden sich auch einige Portraits dabei, unter anderen auch das einer älteren Frau, die Müller als die Mutter eines seiner Freunde bezeichnete, sowie das einer jungen Dame mit schönen, die Südländerin verratenden Zügen, die er als eine Jugendfreundin vorstellte. Schließlich befand sich unter den Photographien noch die eines etwa dreißigjährigen, bartlosen Mannes mit kahl geschorenem Haupte, der in ein helles, schlecht sitzendes Gewand von absonderlichem Schnitt gekleidet war, während eine andere Aufnahme denselben Mann in Straßenkleidung zeigte.

„Ist auch einer meiner Bekannten“, sagte Müller, Frau Berg scharf ins Auge fassend.

„Kein angenehmes Gesicht“, erwiderte diese gleichmütig, während Willi fragte:

„Warum ist denn der Herr auf dem einen Bilde so schnurrig angezogen?“

„Damals weilte er im Spital“, erklärte Müller, „und trug die Kleidung der Anstalt.“

Frau Berg gab die Bilder an Doktor Zell weiter, der sie lange, ohne ein Wort zu sagen, betrachtete. Einmal richtete er den Blick durchdringend auf Müller, um sich dann wieder in die Betrachtung der Bilder zu versenken. Sie schienen sein Interesse in ungewöhnlichem Maße zu fesseln, denn er wendete sie auch, als erwarte er, auf der Rückseite Aufschluß zu finden über etwas, das ihm merkwürdig vorgekommen war. Aber der Karton, auf dem die Photographien aufgezogen waren, trug keinerlei Aufschrift.

Müller wandte sich nun wieder den Damen zu, in leichtem Tone über die Fortschritte plaudernd, die die Kunst des Photo-

graphen in den letzten Jahren gemacht. Als er aber sah, daß Doktor Zell wortlos das Zimmer verließ, entfernte auch er sich unter dem Vorwande, noch arbeiten zu müssen, und saß bald darauf, in tiefe Gedanken versunken, vor seinem Schreibtisch.

Soviel war ihm klar: Frau Berg kannte Jens Dahlgren nicht. Der ruhige Gleichmut, mit dem sie die Bilder, die von ihm als Sträfling und bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause aufgenommen worden waren, betrachtete, ließ keinen Zweifel daran aufkommen. Aber auch Doktor Zell schien den Verbrecher nicht zu kennen. Allerdings war er beim Anblick der beiden Bilder sichtlich betroffen gewesen, aber seine Unruhe mußte auf eine andere Ursache zurückzuführen sein.

Müller war kein Freund müßiger Gedankenarbeit. Er beschloß, sich von Doktor Zell selbst Klarheit darüber zu verschaffen, weshalb ihn die Bilder erregt hatten, und trat in den Garten hinaus, in dem der Advokat rauchend auf und ab ging. Müller bat um die Erlaubnis, sich ihm anschließen zu dürfen, und nachdem er sich ebenfalls eine Cigarre angezündet, begann er ein Gespräch über den Stand der Reben, die in diesem Jahre einen vorzüglichen Ertrag versprächen.

Doktor Zell hörte ihm eine Weile ruhig zu, wandte ihm aber dann plötzlich das Gesicht zu und fragte, ihn scharf ansehend:

„Haben Sie noch mehr derartige Bekannte, Herr Müller, wie den jungen Menschen, dessen Bild Sie uns vorhin zeigten?"

Müller strich bedächtig die Asche von seiner Cigarre ab. Dann schaute auch er dem Doktor ernst in das schöne, männliche Antlitz und sagte:

„Interessiert Sie das wirklich, Herr Doktor?"

„Es muß wohl," lautete die scharfe Antwort.

„Und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?"

„Weil man daraus eigene Schlüsse ziehen könnte."

„Eigene Schlüsse? — Was für welche?"

„Daß Sie mit Leuten verkehren, die solche Kleider tragen."

„Solch' charakteristische Kleider," warf Müller ein, und Doktor Zell fügte hinzu:

„Wie man sie nicht in Krankenanstalten trägt."

„Sondern?"

Müller war stehen geblieben, während Doktor Zell unbeirrt fortfuhr:

„Die Insassen einer Krankenanstalt pflegen an ihren Kleidern keine Nummern zu tragen.“

„Da haben Sie Recht,“ gab Müller gemächlich zu, „und noch eins haben Sie: scharfe Augen.“

Lange schauten die beiden Männer einander an, ohne daß einer ein Wort sagte. Endlich brach Müller das Schweigen.

„Wissen Sie schon,“ sagte er, „daß man den Toten vom Hottinger Weg endlich kennt? Er heißt Jens Dahlgren.“

Die Wirkung dieser Worte war eine außerordentliche. Doktor Zell taumelte zurück, als habe er einen Schlag erhalten, und sein Gesicht wurde leichenblaß.

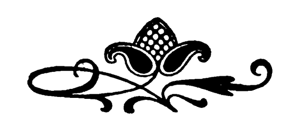
„Jens Dahlgren,“ murmelte er, „Jens Dahlgren!“

Er lehnte an einer der alten Ulmen und starrte vor sich hin. Einen so gebrochenen Eindruck machte er, daß Müller tiefes Mitleid mit ihm empfand.

„Solch' ein Prachtmensch,“ dachte er, „und muß mit ergrauendem Haar derlei an sich erleben.“ Laut aber sagte er: „Es wird kühl, Herr Doktor. Ich glaube, Sie sollten ins Haus gehen.“

Doktor Zell nickte nur leise und that, wie Müller ihm geraten hatte. Sein Gang war schwankend, und es schien, als ob er aller Energie bedürfe, um sich aufrecht zu erhalten. Von den widerstreitendsten Empfindungen beherrscht, sah ihm Müller nach, ehe auch er sich in sein Zimmer zurückbegab. Dort angelangt, las er noch einmal den Brief des Zuchthausdirektors Johnsen und sagte:

„So werde ich also doch eine Reise machen, vorausgesetzt, daß der Doktor sie mir nicht erspart.“





Fünftes Kapitel.

Ein neues Glied zur Kette.

rei Tage später verließ Müller den Bord des schlanken Dampfers „Sten Sturn", auf dem er von Stralsund aus nach Malmö gefahren war.

Doktor Zell hatte ihm die Reise nicht erspart. Am Tage nach dem kurzen, aber inhaltsschweren Gespräch, das er mit Müller im Garten gehabt, war er in die Stadt gefahren, angeblich weil er in seinem Beruf als Verteidiger dort zu thun hatte. Kurz bevor er das Haus verließ, hatte Müller noch den Versuch gemacht, ihn zu einer offenen Aussprache zu veranlassen. Wie von ungefähr war er ihm in den Weg getreten und hatte ihn nach seinem Befinden gefragt! Doktor Zell aber hatte ihm im ruhigsten Tone für seine Teilnahme gedankt und nicht im Geringsten den Eindruck eines Menschen gemacht, der geneigt ist, ein Geständnis abzulegen. Müller hatte daher seine Absicht aufgegeben und war nach einer kühlen Verabschiedung auf sein Zimmer gegangen, um die Vorbereitungen für seine Reise zu treffen.

Seinen Hausgenossen gegenüber hatte er angegeben, daß er seiner in Ungarn lebenden Mutter einen Besuch machen wolle, die nicht unbedenklich erkrankt wäre und den Wunsch geäußert hätte, ihn zu sehen. Frau Berg hatte ihm daraufhin ihre Teilnahme ausgedrückt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Krankheit keinen ernsteren Charakter annehmen möchte. Doktor Zell aber hatte kein Wort gesprochen, sondern ihn nur

mit jenem forschenden Ausdruck angesehen, mit dem er ihn in den letzten Tagen so oft betrachtet hatte. Dabei war es Müller aufgefallen, daß sein Gesicht ungewöhnlich blaß war, und daß seine Lippen zuckten.

Während die Eisenbahn und später das Dampfschiff Müller nordwärts trug, sah er fortwährend das schöne, edle Gesicht des schon ergrauenden Mannes vor sich, und immer wieder mußte er sich fragen, in welchem Verhältnis die vier Menschen, die ihn derzeit so sehr interessierten, zu einander standen und gestanden hatten — das Ehepaar Berg, Dr. Zell und der Tote am Hottinger Weg. —

Malmöhus, das uralte Staatsgefängnis Schwedens, steht meerwärts von Malmö, das vor zwanzig Jahren noch ein Fischerdorf war, jetzt aber eine rasch aufblühende Stadt von teilweise freundlich altväterischem Gepräge und teilweise modernsten Einrichtungen ist. Die festen Mauern, die Malmöhus, die einstige Festung, umgeben, schauen ernst und düster auf freundliche Parkanlagen nieder und auf das ewig ruhelose Meer. Das der Stadt zugekehrte Thor öffnete sich fast ausschließlich nur denjenigen, die in einer traurigen Angelegenheit kamen. Es öffnete sich auch jetzt für einen Mann, der aus sehr ernster Veranlassung eine weite Reise gemacht hatte, fest entschlossen, in eine anscheinend sehr traurige Angelegenheit Licht zu bringen.

Müller fand in dem ihm empfohlenen Beamten einen außerordentlich freundlichen, zuvorkommenden Herrn, der ihm, gestützt auf das Journal des Hauses und auf den Inhalt verschiedener anderer Verwaltungsbücher, ziemlich genaue Auskunft über Jens Dahlgren geben konnte. Persönlich hatte Dalwig den Sträfling allerdings nicht gekannt, da er erst nach dessen Entlassung nach Malmöhus gekommen war. Müller mußte sich deshalb mit den Angaben der Anstaltsbücher begnügen, aus denen natürlich nicht zu ersehen war, in welchen Beziehungen Jens Dahlgren zu dem Bergschen Ehepaare und Doktor Zell gestanden hatte.

Als er Dalwig gegenüber erwähnte, daß er über jene Beziehungen sich gern unterrichtet hätte, riet ihm der Beamte, den ehemaligen Gefangenenaufseher Veit Jesper aufzusuchen,

dem Jens Dahlgren zugeteilt gewesen wäre. Der jetzt in Pension lebende Beamte wohne an der Grenze der Stadt und betreibe mit seiner Frau eine kleine Handelsgärtnerei.

Müller zögerte nicht, diesem Rate zu folgen. Mit einer Empfehlungskarte versehen, suchte er Veit Jesper auf und fand in ihm einen Mann, der sich in seinem früheren schweren Beruf eine bewundernswerte Ruhe bewahrt hatte. Seine Gattin, eine lebhafte, freundliche Frau, war aus Stralsund gebürtig, und trotzdem sie schon mehr als zwanzig Jahre in Malmö lebte, beherrschte sie die Landessprache noch nicht völlig. Sie sprach mit Vorliebe deutsch, und diesem Umstande hatte ihr Gatte es zu danken, daß auch er sich in der deutschen Sprache recht gut verständigen konnte.

Ohne alle Umschweife machte Müller Veit Jesper mit dem Zweck seines Besuches bekannt und fragte ihn, was er ihm wohl über Jens Dahlgren mitzuteilen in der Lage wäre. Jesper strich sich mit der Rechten über den kurz geschorenen Kopf und sagte:

„Um Jens Dahlgren handelt es sich? Da kann ich Ihnen leider nicht allzuviel berichten. Ich weiß nur, daß er ein hartgesottener Sünder war, der sich immer wieder gegen die Gesetze verging und immer wieder reuelos dafür büßte. In Malmöhus hatten wir ihn dreimal. Das letzte Mal kam er in Gesellschaft eines jungen Menschen, der sein Helfershelfer beim Falschspiel gewesen war und gemeinschaftlich mit ihm Wechsel gefälscht hatte. Beide teilten sogar eine Zeit lang dieselbe Zelle, denn es war Mangel an Raum. Oskar Tönning — dies war der Name des jungen Mannes — hat damals häufig geweint. Dahlgren war ihm so zuwider, daß er nicht einmal mit ihm reden mochte, und einmal gerieten beide auch thätlich aneinander. Man mußte sie mit Gewalt auseinander reißen, denn der zierliche, schlanke Tönning hätte seinen Zellengenossen, obgleich dieser viel kräftiger war, beinahe erwürgt.“

„Ja, solche Art von Freundschaft ist nicht von langer Dauer,“ warf Müller ein. In diesem Augenblick trat Frau Jesper ein, und ihrem Mann sowie dessen Gast je einen Teller mit rubinroten Johannisbeeren vorsetzend, nahm sie neben ihnen Platz.

„Wir sprechen von Jens Dahlgren,“ wandte sich ihr Mann an sie, „einem Sträfling, der meiner besonderen Aufsicht überwiesen war, und von Oskar Tönning.“

Frau Jesper blickte mit lebhaftem Interesse auf Müller.

„Von Tönning ist die Rede?“ fragte sie.

Ihr Gatte lachte, und an Müller sich wendend, sagte er:

„Sie dürfen über die Anteilnahme meiner Frau an dem Gespräche nicht erstaunt sein. Es fehlte damals wirklich nicht viel, so hätte sie sich in den jungen Burschen verliebt.“

„Tönning lag im Sterben, Veit,“ warf Frau Jesper ein, und ein leiser Vorwurf klang aus ihren Worten.

„Es war nicht bös gemeint, Hanna,“ erwiderte ihr Mann. „Uebrigens muß ich gestehen, daß der Arme auch meine Teilnahme geweckt hat, und zwar nicht nur in seinen letzten Tagen. Der Mensch war nicht nur bildschön, sondern auch tief unglücklich.“

„Zeigte er Reue?“ fragte Müller.

Jesper nickte und fuhr dann fort:

„Tönning war sicherlich niemals ein ganz schlechter Mensch. Es war ein Unglück für ihn, daß er in die Hände eines Dahlgren geriet, dessen verbrecherische Neigungen für den unselbständigen, leichtsinnigen jungen Mann gefährlich werden mußten. Ein Jahr lang haben die beiden zu einander gehalten und das Geld, das sie durch ihre Betrügereien erhielten, in liederlichster Weise durchgebracht. Tönning hat dabei seine Gesundheit eingebüßt. Noch nicht zwei Jahre waren von der ihm auferlegten Gefängnisstrafe abgelaufen, als ihn die Schwindsucht dahinraffte.“

„Es war tiefergreifend, wie er starb,“ sagte Frau Jesper und wischte sich mit der Hand über die feuchtgewordenen Augen. „So friedlich war sein Gesicht, und soviel Glück leuchtete aus seinen Augen, als er das Kind sah.“

„Welches Kind?“ fragte Müller.

„Ja so — Sie wissen ja nichts davon! Nun, wie er merkte, daß der Tod ihm nahe sei, bat er die Diakonissin, ihm zu gestatten, daß er von einem kleinen Mädchen Abschied nähme, das das Glück seines Lebens ausmache.“

Müller wurde aufmerksam. Eine neue Idee tauchte plötz-

lich in ihm auf, und lebhaft ersuchte er die Frau, fortzufahren. Frau Jesper ließ sich auch nicht lange nötigen. Sichtlich erfüllt von der Romantik dessen, was sie zu berichten hatte, erzählte sie:

„Ich besorgte damals die Wäsche für das Spital, war also häufig dort und kannte die einzelnen Patienten. Eines Tages teilte mir die Diakonissin mit, daß Tönning sie gebeten habe, ihm ein kleines Mädchen Namens Lizzi Prank zu bringen, und fragte mich, ob ich es holen wollte. Natürlich war ich sofort bereit dazu, denn ein Sterbender bittet nicht umsonst.



Noch einmal heftete er den brechenden Blick auf die Kleine . . .

Ich eilte also in die Hafenstraße zu Frau Maren Kay, bei der die Kleine wohnen sollte, und richtete dort Tönnings Anliegen aus. Die alte Frau überlegte eine Weile, ob sie seinem Wunsche entsprechen sollte. Sie sah mich mißtrauisch an, aber schließlich nahm sie die Kleine, zog sie an und begleitete mich, das Kind an der Hand, bis vor das Spital, wo sie warten zu wollen erklärte, bis ich zurückkehren würde. Ich trug das Kind, das just erst ein wenig plappern konnte, hinauf in den Saal, wo Tönning lag und übergab es der Schwester, die es an Tönnings Bett führte. Und nun ereignete sich etwas, was ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Tönning streckte dem Kinde die abgemagerten Hände entgegen, während

ein unbeschreibliches Glück die bleichen Wangen wunderbar verschönte. „Lizzi," sagte er, „liebe kleine Lizzi!" Weiter kam kein Wort von seinen Lippen, nur seine Hände falteten sich — er betete wohl für das Kind. „Ist es Ihr Töchterchen?" fragte ihn die Diakonissin. Aber da schluchzte er laut auf und streckte abwehrend die Hand aus. „Nein," kam es wie ein Hauch von seinen Lippen. Noch einmal heftete er den brechenden Blick auf die Kleine, dann sank sein Kopf mit einem tiefen Seufzer zurück — das Leben war entflohen."

Frau Jesper schwieg, und auch Müller starrte einige Sekunden lang wortlos vor sich nieder. Dann sagte er:

„Wohnt Frau Maren Kay noch in der Hafenstraße?"

„Sie ist tot," lautete die Antwort.

„Und weiter wissen Sie mir nichts über Tönning und seinen Verführer zu sagen?"

„Nichts," erwiderte die Frau, und ihr Mann fügte hinzu:

„Jens Dahlgren blieb nach Tönnings Tode noch drei Jahre auf Malmöhus. Im Herbst 1888 wurde er entlassen, und ich habe nichts wieder von ihm gehört." —

Eine halbe Stunde später trat Müller in ein kleines, baufälliges Häuschen in der Hafenstraße. In seiner Begleitung befand sich Jesper, durch dessen Vermittelung er erfuhr, daß Frau Maren Kay, die frühere Bewohnerin des Hauses, schon seit zwei Jahren auf dem Kirchhofe ruhe und daß ihre geringe Habe an ihre Tochter gekommen sei, die sich in Skanör an einen Schuhmacher verheiratet habe.

Nachdem er sich noch vergewissert, daß Lizzi ein Kosename für Elisabeth sei, verließ Müller Malmö, um nach Skanör zu fahren. Es ist dies ein kleines, stilles Städtchen im südlichen Schweden, das von wenigen, seltsam wortkargen Menschen bewohnt ist und kaum jemals von einem Fremden besucht wird. In einer der engsten Straßen Skanörs fand Müller die Tochter der Frau Kay. Sie mochte etwa vierzig Jahre alt sein und hatte, seit sie vor fünfzehn Jahren ihrem Manne in sein Heim gefolgt war, ihre Mutter nur selten gesehen.

Ueber Lizzi's Herkunft wußte sie nichts. Nur das war ihr bekannt, daß eine Zeit lang eine junge Frau mit einem kleinen Kinde bei ihrer Mutter gewohnt hatte, und daß dieses

Kind, als die junge Frau Malmö dauernd verließ, bei ihrer Mutter geblieben war. Einmal, gerade während sie bei ihrer Mutter zu Besuch weilte, war auch ein stattlicher, nicht mehr jugendlicher Herr gekommen, um Lizzi zu sehen. Der Herr war dunkelblond gewesen und hatte einen schönen Vollbart und graue, scharf blickende Augen gehabt. Ob er der Vater Lizzis gewesen, wußte sie nicht. Möglich wäre es wohl, meinte sie, da er ungemein zärtlich zu dem Kinde gewesen sei und bei seinem Scheiden eine viel größere Summe für die Pflege und Kost der Kleinen bezahlt habe, als sonst für das Kind aufgewendet worden sei. Seitdem habe sie Lizzi nicht wiedergesehen. Sie erinnere sich jedoch, als sie kurz vor der Mutter Tode noch einmal in Malmö gewesen, gehört zu haben, daß das Kind zu einem Pastor nach Ystadt gekommen sei.

Das war Alles, was Müller in Skanör erfuhr, aber es genügte vollauf, um ihn während der einsamen Fahrt nach Ystadt zu beschäftigen. Insbesondere weilten seine Gedanken bei dem Herrn, der zu Lizzi nach der Erzählung der Schuhmacherfrau so ungemein zärtlich gewesen war und der der Beschreibung zufolge kein Anderer sein konnte, als Doktor Zell.

Als Müller in Ystadt vor dem Hause des Geistlichen den Wagen verließ, sah er drei junge Mädchen, die sich in dem freundlichen Vorgarten mit Ballspielen vergnügten. Eines dieser Mädchen, die ziemlich im gleichen Alter stehen mußten, erinnerte ihn auffallend an Frau Berg. Die Aehnlichkeit war eine so große, wie sie zwischen einem etwa elfjährigen Mädchen und einer etwa dreimal so alten Frau nur sein kann.

Müller hatte diese Entdeckung erwartet, um nicht zu sagen gefürchtet. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß jenes Mädchen Lizzi war, und als sie jetzt eilfertig herangesprungen kam, um die Pforte zu öffnen, und ihm die Hand reichte, da wußte er es, daß sie das Glied der Kette sei, nach dem er instinktiv gesucht hatte, seitdem Frau Jesper des Kindes Erwähnung gethan. Jener Kette, die sich nun, wie er geahnt hatte, auch um die von ihm so hochgeschätzte Frau schlang — jener Kette, an der ihm noch so manche Glieder fehlten, die er aber jetzt schon, ihm selber peinvoll, rasseln hörte. —

Sein Besuch bei dem Geistlichen bestätigte ihm nur, was er bisher als Thatsache vorausgesetzt hatte, daß nämlich Doktor Zell es war, der für Lizzi Prank sorgte, der sie alljährlich besuchte und sich in jedem Briefe, den er an ihren Pflegevater



Lizzi kam eilfertig herangesprungen und reichte ihm die Hand.

schrieb, auf das Eifrigste nach des Mädchens leiblichem und geistigem Befinden erkundigte.

Wohl konnte ihm der Geistliche nicht mit voller Bestimmtheit sagen, daß der um das Wohl Lizzis so zärtlich besorgte Mann der Vater des Mädchens sei; aber er vermutete es und machte aus dieser seiner Vermutung Müller gegenüber kein Hehl.

Nicht ohne Bitterkeit hörte dieser ihn an, und diese Bitterkeit wich auch nicht von ihm, als er längst die Heimreise angetreten hatte. Jetzt glaubte er die kürzlich beobachtete Scene im Hause im Schatten begreifen zu können, jetzt kam ihm das Verständnis dafür, warum Berg sich so leise durch das dämmerige Zimmer zur Terrassenthür geschlichen und blassen Gesichtes den falschen Freund beobachtet hatte.

Und auch eines Zwiegesprächs entsann er sich, das er in den ersten Tagen seines Aufenthalts im Hause im Schatten mit Frau Berg gehabt hatte. Vom Leben hatten sie gesprochen und von den mannigfachen Gestalten, die es für den Einen und den Anderen annimmt. Plötzlich hatte die Augen der jungen Frau ein feuchter Glanz verklärt und sie hatte gesagt: „Auch mein Leben hat seit etlichen Jahren eine ganz andere Gestalt angenommen. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie arm, wie erbarmenswert arm ich war, als Berg mich kennen lernte. Und heute — nun, Sie sehen es ja selber, wie hell, wie glänzend er mein Dasein gestaltet hat, mit welch zärtlicher Sorgfalt er sich um mich bemüht und wie er Alles von mir fernhält, was auch nur die geringste Störung in mein Leben bringen könnte. Ich bin ihm unaussprechlich großen Dank schuldig."

Unaussprechlich großen Dank — so hatte sie gesagt, und doch waren ihre Worte nur Heuchelei gewesen, ebenso wie der feuchte Glanz in ihren Augen nicht echt gewesen war.

Müllers bemächtigte sich eine derartige Empörung, daß er garnicht daran dachte, daß seine Schlüsse vielleicht doch falsch sein könnten. Ihn, der sonst so kühl und ruhig zu prüfen und zu wägen pflegte, hatte der Gedanke, daß die Frau, die er bisher so hoch geschätzt hatte, ein falsches Spiel treibe, der klaren Besonnenheit vollständig beraubt. Ueber seiner Bitterkeit vergaß er auch, sich klar zu legen, was für einen Erfolg seine Reise eigentlich gehabt hatte.

Erst kurz bevor er den Zug verließ, um in das Haus im Schatten zurückzukehren, kam er dazu, sich zu sagen, daß der Erfolg, soweit das auf dem Hottinger Wege begangene Verbrechen in Frage stand, gleich Null sei. Denn er hatte nicht das Geringste in Erfahrung gebracht, was mit Bestimmtheit

auf etwaige Beziehungen Jens Dahlgrens zu Frau Berg oder Doktor Zell schließen ließ.

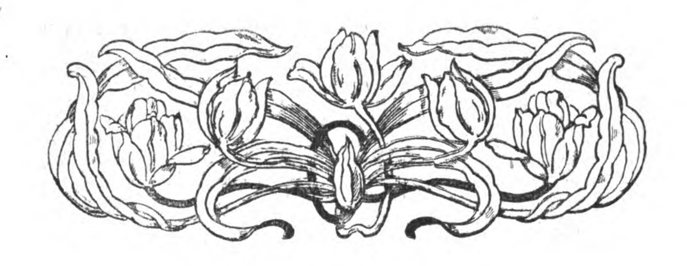
Oder hatte vielleicht Dahlgren durch Tönning, der, nach seinem merkwürdigen Verhalten zu Lizzi zu schließen, sicherlich auch des Kindes Eltern kannte, Kenntnis erhalten, wer diese Eltern waren, und hatte er nach seiner Entlassung aus dem Zuchthause sich etwa mit Erpressungen an sie gewandt?

Ja! So mußte es sein!

Dahlgren war gewiß nur in das Haus im Schatten oder in dessen Nähe gekommen, um aus seiner Kenntnis Nutzen zu ziehen. Er mochte an jenem Sonntag, der für ihn der letzte Lebenstag sein sollte, erfahren haben, daß der Herr des Hauses verreist war, und bei Frau Berg und Doktor Zell eine Erpressung versucht haben. Und dann mochte der Advokat, um den gefährlichen Mitwisser seines Geheimnisses für immer unschädlich zu machen, zum Revolver gegriffen und Dahlgren niedergeschossen haben.

Unter solchen Betrachtungen kam Müller in Wien an. Nachdem er Heinisch Mitteilung von seinen Ermittelungen gemacht, begab er sich auf das Einwohner-Meldeamt und brachte hier in Erfahrung, daß Frau Elise Berg seit sechs Jahren diesen Namen zu führen das Recht hatte und daß sie vor ihrer Verehelichung den Namen Prank geführt. Hierauf fuhr Müller in das Haus im Schatten.





Sechstes Kapitel.

Der Schatten im Hause.

In dem Landhause hatten die Verhältnisse während Müllers Abwesenheit keine Veränderung erfahren. Frau Berg begrüßte ihn mit gewohnter Liebenswürdigkeit und fragte ihn teilnahmsvoll nach dem Befinden seiner Mutter. Müller war es in hohem Maße peinlich, die Frage beantworten zu müssen. Aber da er unmöglich den wahren Zweck seiner Reise eingestehen konnte, so blieb ihm nichts weiter übrig, als die Unwahrheit zu sagen. Er half sich mit einer möglichst belanglosen Antwort und wandte sich dann rasch an die Kinder, die in freudiger Erregung auf ihn zugeeilt waren.

Auch Doktor Zell näherte sich der kleinen Gruppe und hieß Müller willkommen. Diesem entging es nicht, daß der Advokat während der wenigen Tage, die seine Reise erfordert hatte, sichtlich gealtert war. Sein sonst so lebhaftes Gesicht hatte einen traurigen, abgespannten Ausdruck, und über seinem ganzen Wesen lag jene Müdigkeit, die von sorgenvollen Stunden, von durchwachten Nächten spricht. Es war ersichtlich, daß, als er Müller die Hand reichte, er es nur widerstrebend that, und daß seine Gedanken mit einem ganz anderen Gegenstande beschäftigt waren, als mit der Begrüßung des heimgekehrten Hausgenossen.

Für Müller stand es außer Zweifel, daß der Advokat sich lediglich durch die Sorge, seine That könnte entdeckt werden,

beunruhigt fühlte. Ebenso fest war er aber davon überzeugt, daß Frau Berg keine Kenntnis davon hatte, daß das Gewissen des Freundes mit einem schweren Verbrechen belastet war. Die Unbefangenheit, die sie im Verkehr mit ihm an den Tag legte, der harmlos heitere Ton, den sie im Gespräche mit ihm anschlug, waren echt und bewiesen, daß ihr nichts bekannt war von dem, was seine Seele niederdrückte. Hin und wieder richtete sie wohl einen besorgten Blick auf den Freund, und eine erstaunte Frage schien auf ihren Lippen zu liegen. Das hatte indessen zweifellos nur in dem zerstreuten, teilnahmslosen Wesen des Doktors seinen Grund.

Diese Apathie wich auch nicht von ihm, als bald darauf das Abendessen die Hausgenossen vereinigte. Nur einmal kam Leben und Bewegung in ihn. Müller hatte, scheinbar ganz absichtslos, die Bemerkung hingeworfen, daß er in seiner Heimat nach vielen Jahren einer Cousine begegnet sei, die ebenfalls den Namen Berg führte, als Mädchen aber Resi Prank geheißen habe.

Die Wirkung dieser Worte war bei Frau Berg sowohl wie bei Doktor Zell eine auffallende, wenn auch grundverschiedene. Jene heftete die Augen fast befremdet auf Müller und sagte gedehnt:

„So — Ihre Cousine hieß Prank und heißt jetzt Berg? Das ist in der That ein merkwürdiges Zusammentreffen, denn auch meine Eltern führten den Namen Prank."

Doktor Zell aber warf auf Müller einen lauernden Blick, und seine Wangen deckten sich mit tiefem Rot. Gleichzeitig brach die Gabel, die er in der feinen, aber sehnigen Linken hielt, in zwei Stücke.

„Sie haben sich doch nicht verletzt, bester Doktor?" rief Frau Berg, indem sie sich erschrocken zu dem Advokaten beugte. „Wie hat denn das nur geschehen können?"

„Ein Muskelkrampf," war die von einem gezwungenen Lächeln begleitete Antwort. Dann erhob sich Doktor Zell und verließ, ohne ein Wort hinzuzufügen, das Zimmer. Frau Berg sah ihm besorgt nach.

„Der Doktor ist seit kurzem so eigenthümlich," sagte sie zu Müller, „daß er kaum wiederzuerkennen ist. Früher stets

von heiterstem Gleichmut und von einer außerordentlichen Gelassenheit in all' seinen Handlungen, ist er jetzt zerstreut, wortkarg und so unruhig, daß ich ernstlich für ihn fürchten möchte.

„Mir ist sein Wesen auch aufgefallen," erwiderte Müller; „es scheint, daß er sich durch seine berufliche Thätigkeit allzu sehr in Anspruch nehmen läßt. Wenn Sie gestatten, gnädige Frau, empfehle auch ich mich jetzt, um mich nach des Doktors Befinden zu erkundigen."

Frau Berg nickte, und Müller verabschiedete sich von ihr und den Kindern. Er schlug auch thatsächlich den Weg nach des Advokaten Zimmer ein, entschlossen, ihm den Mord auf den Kopf zuzusagen. Als er aber auf sein wiederholtes Pochen keine Antwort erhielt, gab er seine Absicht auf und begab sich in sein eigenes Zimmer,

Am Morgen des folgenden Tages stand Müller an einem der weinüberrankten Fenster, die wohl einen Ausblick, nicht aber einen Einblick gestatteten, und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit Frau Berg, die am offenen Fenster ihres im ersten Stockwerk belegenen Zimmers stand und einen absonderlichen Anblick gewährte. So bleich hatte Müller sie noch nie gesehen. Ihr Gesicht erschien fast grau, und in ihren Augen spiegelte sich eine Angst, ein Entsetzen, daß es dem Kriminalisten in die Seele schnitt. Die schlanken Hände auf das weiche Fensterkissen gestützt, starrte sie fortgesetzt nach einer Richtung des Gartens, regungslos, wie zu Stein verwandelt. Plötzlich aber kam Leben in sie. Sie trat einen Schritt zurück, hob die Hände empor und schlang sie mit einem Ausdruck so namenloser Verzweiflung ineinander, als könne sie das Leben nicht mehr ertragen.

Voller Befremden und voll innigen Mitleids war Müller Zeuge dieser Scene, und immer wieder legte er sich die Frage vor, was die sonst so gleichmäßig ruhige Frau, die stets eine außerordentliche Seelenstärke bewiesen hatte, veranlaßt haben mochte, sich einer so wilden Verzweiflung hinzugeben. Und schließlich fand er die Antwort auf seine Frage, oder doch wenigstens den Weg, den er zu gehen hatte, um Aufschluß zu erhalten. Frau Bergs Augen hatten ihm die Richtung gegeben,

als sie mit dem Ausdruck des Entsetzens an einem bestimmten Punkte des Gartens hingen.

Diesen Punkt suchte Müller auf. Sein Weg führte ihn zu einer kleinen, etwas höher gelegenen Wiese, an deren Rand jenes Goldfischbassin sich befand, dem Frau Berg ausgewichen war, als Müller sie von der alten Marmorsäule nach dem Hause hatte gehen sehen. Der Platz, der dem oberen Ende des Gartens ziemlich nahe war, war heute recht belebt. Eine Anzahl Arbeiter war damit beschäftigt, den hohen hölzernen Zaun niederzulegen, der den Garten von dem angrenzenden Felde abschloß, und zwei Erdarbeiter machten sich an dem Bassin zu schaffen. Der eine fing mit einem weißen Gazenetze die Goldfische ein, der andere aber stand fast bis zum Gürtel im Wasser und schraubte die Rohre des Springbrunnens ab.

Müller nahm auf einer in nächster Nähe des Bassins stehenden Bank Platz. Die an sich harmlose Beschäftigung der Leute mußte es sein, die Frau Berg zu jenem wilden Gefühlsausbruch veranlaßt hatte, dessen Zeuge er zufällig geworden; denn auf der ganzen Sehlinie ihrer Augen gab es keinen anderen Vorgang, der ihre Aufmerksamkeit gefesselt haben konnte. Müller folgte daher sorgfältig den weiteren Arbeiten, als plötzlich, nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, Frau Berg auftauchte. Sie war noch immer leichenblaß, und ihr Gang war müde und schleppend, ihre Haltung unsicher. Erst als ihr Auge auf Müller fiel, zwang sie sich mit äußerster Willenskraft zu einer ruhigen Haltung und ging mit einem freundlichen Neigen des Hauptes an ihm vorüber, ohne das Bassin auch nur mit einem Blicke zu streifen.

Müllers Augen folgten ihr nicht ohne eine gewisse Bewunderung.

„Die Frau besitzt eine beneidenswerte Energie und Spannkraft,“ murmelte er, „und doch —“

Er hielt plötzlich inne und erhob sich, um mit allen Zeichen lebhaften Interesses auf das Bassin zuzuschreiten.

„Geben Sie her!“ sagte er zu dem einen der Arbeiter, der sich eben niedergebeugt hatte und nun einen Gegenstand, den er mit den Füßen berührt haben mochte, emporhielt. Es war ein teilweise rostig gewordener Revolver.

„Ja — wieso denn?“ wandte der Mann ein, aber Müller fuhr ihn ungeduldig und herrisch zugleich an:

„Wieso? — Sehen Sie denn nicht, daß ich auf die Hebung der Waffe gewartet habe?“

Der befehlshaberische Ton verfehlte seine Wirkung nicht. Ohne noch einen weiteren Einwand zu erheben, händigte ihm der Arbeiter den Revolver aus.

Müller steckte die Waffe in seine Rocktasche und wandte sich dem Hause zu. Vor dem Eingange zu demselben stieß er



„Sehen Sie denn nicht, daß ich auf die Hebung der Waffe gewartet habe?“ ...

auf Doktor Zell, der soeben heraustrat, um Berg, welcher heute von einer mehrtägigen Geschäftsreise zurückerwartet wurde, entgegenzugehen. Der Advokat blieb stehen und es schien, als ob er mit Müller ein Gespräch anknüpfen wollte. Dieser schritt jedoch mit flüchtigem Gruße an ihm vorüber. Seit er in den Besitz der Waffe gelangt war, hatte ihn eine fast fieberhafte Erregung befallen. Er wußte, daß mit ihr der Schlüssel in seinen Händen lag, der die Lösung der geheimnisvollen That bringen mußte.

Zwei Minuten später hatte er festgestellt, daß die Kugel, die man in Jens Dahlgrens Kopf gefunden, in den Lauf des Revolvers paßte. Dieses Ergebnis überraschte ihn nicht. Wenn

er trotzdem seine Ruhe nur allmählich wiederfand, so rührte dies daher, daß er sich auf Grund seiner heutigen Wahrnehmungen sagen mußte, daß Frau Berg irgendwie in die verbrecherische That, zu der der Revolver benutzt worden, verwickelt war.

In seine eigenen Gedanken versunken, hörte er nicht, daß leise an seiner Thür gepocht wurde. Erst als dieselbe geöffnet wurde, blickte er empor und sah zu seinem Erstaunen Doktor Zell über die Schwelle treten.

Dem Advokaten war die Aufregung Müllers nicht entgangen. Anfänglich hatte er sich keine weiteren Gedanken darüber gemacht. Allmählich aber war er von solch' einer inneren Unruhe gepackt worden, daß er seine Absicht, Berg entgegenzugehen, aufgab. Er mußte wissen, was das sonst unerschütterliche Gleichgewicht jenes Mannes gestört hatte, mußte ihm Auge in Auge gegenübertreten, um ihm zu sagen, daß er sich während seiner Reise darüber unterrichtet habe, wer und was er sei, und um zu erfahren, welche Ursache ihn in das Haus im Schatten geführt habe.

Müllers Ueberraschung über den unerwarteten Eintritt des Doktors währte nur einen Augenblick. Auch daß jener die Thür hinter sich abschloß, war ihm anscheinend gleichgiltig. Nur um sein Recht als Herr des Zimmers zu wahren, fragte er:

„Mit welchem Rechte schließen Sie die Thür?"

„Mit dem Rechte eines Mannes," lautete die Antwort, „der gekommen ist, um sich ungestört mit Ihnen auseinanderzusetzen."

„Auch gut!" erwiderte Müller, und auf den Revolver deutend, der vor ihm lag, fuhr er fort: „Man hat die Waffe soeben im Goldfischbassin gefunden."

Er hatte geglaubt, der Advokat würde angesichts dieser Thatsache die Fassung verlieren. Er sah sich indessen getäuscht. Dr. Zell bewahrte völlig seine Ruhe, und seine Stimme klang wohl ernst, aber nicht im Mindesten verlegen, als er jetzt sagte:

„Lassen Sie Ihre Maske fallen, mein Herr! Ich weiß jetzt, wer Sie sind und was Ihr eigentlicher Beruf ist. Es hat also weder Sinn noch Zweck, daß Sie sich mir gegenüber als Ingenieur Müller aufspielen."

Müller griff nach dem Revolver und betrachtete prüfend den Lauf. Dann sagte er:

„Sie haben Recht — ich bin nie Ingenieur gewesen.“

„Sie haben auch nicht,“ fuhr Doktor Zell fort, „alle jene Photographien selbst aufgenommen, von denen Sie behaupteten, Sie hätten sie aufgenommen.“

„Auch darin haben Sie Recht,“ erwiderte Müller. „Wie aber sind Sie darauf gekommen?“

„Sie zogen nicht in Rücksicht, daß unter denen, welchen Sie die Bilder zeigten, Jemand sich befinden könnte, der die Copie eines altberühmten Originals von einer modernen Aufnahme zu unterscheiden vermöchte.

„Das war freilich ein grober Fehler von mir,“ bemerkte Müller mit gutmütigem Spott.

„Sicherlich eine Unvorsichtigkeit! Die Frau, deren Bild Sie als das der Mutter eines Ihrer Freunde ausgaben, ist die berühmte „Alte“ von van Dyk, und das zweite Frauenbildnis — Sie sagten, es stelle eine Jugendfreundin von Ihnen dar — war eine Madonna von Murillo.“

Er machte eine kleine Pause, fuhr aber, als Müller nichts entgegnete, fort:

„Sie waren auch nicht bei Ihrer kranken Mutter; denn diese ist, wie ich in Erfahrung gebracht habe, schon vor fünf Jahren in Prag gestorben. Natürlich war es auch eine Erfindung, daß Sie eine Cousine haben, die den gleichen Namen führt wie die Dame dieses Hauses. Und schließlich waren Sie nicht in Ungarn, sondern in Schweden, und zwar in Malmö.“

Müller hatte, während Dr. Zell sprach, wiederholt mit dem Kopfe genickt. Jetzt sagte er:

„Stimmt! Stimmt Alles! Nun möchte ich nur wissen, was Sie zu all' diesen Feststellungen, die Ihnen zum Teil doch nicht leicht gewesen sein können, veranlaßt hat!“

„Ich ahnte seit längerer Zeit, daß Sie nicht das wären, was zu sein Sie vorgaben, glaubte aber, Sie wären ein Privatdetektiv und von irgend einer Seite beauftragt, den Schleier von einem Geheimnis zu heben, das ausschließlich Frau Berg betrifft. Seit heute Morgen weiß ich indessen,

daß Sie Beamter unserer Sicherheitsbehörde sind, und daß man Ihnen die schwierigsten Kriminalfälle zuzuweisen pflegt. Deshalb kann es sich für Sie nicht darum handeln, einem Familiengeheimnis auf die Spur zu kommen."

Müllers Blick haftete fortgesetzt auf der Waffe; es schien, als ob sie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Inzwischen fuhr Dr. Zell fort:

„Sie weilen also in diesem Hause in Ihrer Eigenschaft als Kriminalbeamter — wollen Sie mir nicht sagen, welch' eine Veranlassung Sie hierher geführt hat?"

Erst jetzt erhob Müller den Blick von der Waffe, und den Advokaten ernst ansehend, sagte er:

„Was mich von Amtswegen in dieses Haus geführt hat, Herr Doktor — muß ich es Ihnen wirklich erst sagen?"

„Ich bitte darum, umsomehr, als es mir scheint, daß Sie ganz besonders mich mit Ihrer Aufmerksamkeit beehren."

„Sie haben sich, soweit die jüngste Zeit in Betracht kommt, nicht getäuscht," erwiderte Müller, seine Aufmerksamkeit wieder dem Revolver zuwendend.

„Aber ich bitte Sie, was haben Sie denn fortwährend mit dem alten Schießprügel zu thun?" fuhr Doktor Zell, durch Müllers einsilbige Antworten gereizt, auf.

Müller legte die Waffe auf den Tisch, aber so, daß er sie jeden Augenblick wieder ergreifen konnte. Dann faßte er den Doktor scharf ins Auge und sagte:

„Dieser Schießprügel macht Sie wohl besonders nervös?"

Zell heftete erstaunt den Blick auf ihn.

„Warum soll es mich besonders nervös machen, wenn Sie Ihren Revolver besichtigen?"

„Es ist nicht mein Revolver."

„Sondern?"

„Es ist der Revolver, der seit einiger Zeit aus dem Nachttische Ihres Freundes Berg verschwunden ist."

Zell richtete sich jäh empor.

„Seit einiger Zeit — Sie wollen damit etwas ganz Bestimmtes andeuten, es soll eine Verdächtigung darin liegen."

„Gegen Herrn Berg? — O nein, nicht mehr gegen ihn."

„Gegen wen also?"

„Gegen Jemand, der sich der Waffe bedient hat, um Jens Dahlgren zu erschießen.“

Zell lachte ironisch.

„Sie wissen also ganz genau,“ sagte er, „daß mein Freund Berg nicht der Thäter ist. Ich weiß es erst seit zwei Tagen.“

„Erst seit zwei Tagen?“ entgegnete Müller und bei sich dachte er: „Er spielt sein Spiel nicht schlecht, indem er mir zu verstehen giebt, daß er seinen Freund der That für fähig hielt.“ Um aber dem Doktor zu zeigen, daß er ihn durchschaute, fuhr er laut fort: „Mich hat die seltsame Unrast in Ihres Freundes Wesen getäuscht. Aber Sie, der Sie diese Ruhelosigkeit gegen Berg ausspielen zu wollen scheinen, Sie wußten es seit jeher, daß er bezüglich dieser That nichts zu fürchten hatte. Trotzdem er wußte, wer der Erschossene war, hat er —“

„Er weiß es?“ unterbrach ihn Doktor Zell und starrte ihn verwirrt an.

Müller schwieg einen Augenblick. Dann sagte er:

„Warum haben Sie Frau Berg in diese Sache hineingezogen? Mit derartigen Angelegenheiten sollte man das zarte Gewissen einer Frau nicht beschweren.“

„Es scheint fast eine fixe Idee von Ihnen zu sein,“ entgegnete Doktor Zell kühl, „daß Sie Dahlgrens Mörder durchaus hier finden müssen, und daß ich der That nicht fern stehe. Das bleibt Ihnen natürlich unbenommen. Dagegen muß ich Sie ernstlich bitten, Frau Berg aus dem Spiele zu lassen.“

„Ich kann es Ihnen nachfühlen, daß Sie für diese Frau eintreten. Aber werden Sie es auch dann noch thun, wenn ich Ihnen sage, daß Frau Berg wußte, daß dieser Revolver in dem Goldfischbassin lag? Dieser Revolver, in dessen Lauf genau die Kugel paßt, mit der Jens Dahlgren erschossen wurde?“

„Es ist nicht möglich,“ brach Doktor Zell hervor, und in seiner Stimme lag ein Ton so herben Leides, so aufrichtigen Schmerzes, daß Müller an sich selbst und seinen Schlußfolgerungen irre ward.

In diesem Augenblick ward an die Thür gepocht, und Müller erhob sich, um zu öffnen. Doktor Zell machte eine Bewegung, als wolle er ihn daran hindern, aber er ließ die schon erhobene Hand wieder sinken. Gleich darauf trat Berg ein.

„Entschuldigen Sie, Herr Müller,“ begann er, „ich wollte Herrn Doktor Zell sprechen und hörte von Gerta, daß er bei Ihnen —“

Er hielt inne. Sein Blick war auf den Freund gefallen, und der Ausdruck der tiefen Seelenqual, den dessen Gesicht zeigte, verschloß ihm den Mund. Aber nur wenige Sekunden dauerte diese Ueberraschung. Mit hastigen Schritten trat er auf den Freund zu und rief:

„Richard, was ist dir? Ich will —“

Wieder stockte er. Er hatte den Revolver bemerkt und schaute nun förmlich entsetzt auf die Waffe. Müller brach zuerst das Schweigen.

„Es handelt sich um den Mörder von Hans Dahlgren,“ sagte er. „Bisher glaubte ich, es wäre Doktor Zell — jetzt glaube ich es nicht mehr.“

Ernst und doch voll tiefen Mitleids schaute er in das bleiche, verzerrte Gesicht des Bankiers, der jetzt mit heiserer Stimme sagte:

„Auch ich glaube das jetzt nicht mehr. Richard, wußtest du —“

„Nein, er wußte nichts,“ tönte es in diesem Augenblick von der Thür her, „er wußte vermutlich nicht einmal, wer der Todte war.“

Auf der Schwelle stand des Bankiers Gattin. Ihre hohe, kraftvolle Gestalt, von einem weißen Flanellkleide umhüllt, hob sich schier statuenhaft von dem dunklen Hintergrunde ab. Wie gebannt hingen die Blicke der drei Männer an der, ruhige Schönheit atmenden Frauenfigur, und während sie in schweigender Bewunderung das imposante Bild in sich aufnahmen, sagte Frau Berg mit klarer Stimme:

„Jens Dahlgren ist durch meine Hand gefallen.“

„Elise!“ schrie Berg auf, während Doktor Zell und Müller auf's Tiefste erschüttert auf die von ihnen so hochverehrte Frau blickten, die sich da soeben selbst des Mordes bezichtigte.

Mit kaum hörbaren Schritten ging sie zu ihrem Gatten und sank vor ihm nieder.

„Du Guter! Du Armer!“ schluchzte sie, nach seinen Händen fassend. „Daß ich dir das anthun mußte!“

Berg zog sie zu sich empor. Er hielt sie in seinen Armen

und küßte immer wieder das bleiche Gesicht, über das die hellen Thränen rannen. Dann sagte er, ihr tief in die Augen schauend, mit lauter, vollklingender Stimme:

„Mein teures Weib — was auch immer kommen mag, wir beide gehören zusammen.“

Müller fuhr sich über die Augen. Er verstand es beinahe nicht, was da um ihn vorging. Und so überflüssig kam er sich in diesem Augenblick hier vor, daß er sich am liebsten davongeschlichen hätte, wenn ihn nicht die Pflicht gezwungen hätte, zu bleiben.


„Jens Dahlgren ist durch meine Hand gefallen!“ sagte Frau Berg.

Schweigend standen die vier Menschen bei einander; Berg und seine Gattin eng aneinandergeschmiegt, Doktor Zell und Müller trübe vor sich hinstarrend. Endlich wandte sich Doktor Zell an den Kriminalbeamten.

„Sie haben ja wohl einen Haftbefehl bei sich,“ sagte er, und seine Stimme klang scharf und schneidend.

Müller erwiderte nichts. Nur ein trauriger Blick streifte den Advokaten. Berg aber, der ebenso wie seine Gattin voll Befremden über die Worte des Doktors war, fragte:

„Was soll das heißen, Richard?“

„Das soll heißen,“ entgegnete dieser, „daß Herr Müller nicht Ingenieur, sondern Geheimpolizist ist und in eurem Hause Eingang suchte, um den Fall „Mord auf dem Hottinger Felde“ aufzuklären.“

Ueber Frau Bergs Gesicht flog ein qualvolles Lächeln.

„So wollen Sie mich also verhaften?“ sagte sie leise, auf Müller zutretend; und dieser erwiderte ebenso leise:

„Ja, gnädige Frau, ich muß Sie verhaften.“

Leise nickend, bot Frau Berg ihm die Hand, und mit solchem Weh erfüllte den Kriminalisten diese einfache Bewegung, daß er nur mit Mühe die Thränen zurückzuhalten vermochte. Berg aber brach in ein krampfartiges Schluchzen aus, und auch in Dr. Zells Augen stieg ein verräterischer Glanz auf.

Wie eine Erlösung faßte Müller es auf, als in diesem Augenblicke Willi und Gerta ihre Köpfe durch die dichten Weinranken schoben, die das Fenster bedeckten, und an die Mutter die Bitte richteten, zu ihnen in den Garten hinauszukommen.

Frau Berg wandte sich an Müller.

„Läßt es Ihre Pflicht zu,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „daß ich dem Wunsche meiner Kinder entspreche? Ich muß ja doch Abschied von ihnen nehmen, und ich verspreche Ihnen, daß Sie keine Ungelegenheiten durch meine nur einige Minuten währende Entfernung haben sollen.“

Müller verbeugte sich zustimmend. Er war nicht fähig, auch nur ein Wort zu äußern; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Willi aber fragte erstaunt, warum denn die Mutter von ihnen Abschied nehmen wolle.

„Mama muß verreisen“, brachte Berg mühsam hervor. Dann wandte er sich an seine Gattin.

„Versprichst du mir, nichts zu thun, um dem Gang des Schicksals vorzugreifen?“ fragte er sie angstvoll.

Sie legte ihre Hände in die seinen und sah ihn innig an.

„Ich verspreche es dir. Du aber erzähle inzwischen den beiden Herren, wie alles gekommen ist, kommen mußte. Enthülle ihnen das Geheimnis, das mich umgab, damit sie verstehen können, weshalb ich zu der furchtbaren That gedrängt wurde.“

Sie drückte einen Kuß auf den Mund des geliebten Mannes, nickte den beiden anderen freundlich zu und verließ das Zimmer.

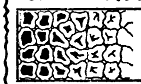
(Schluß folgt.)



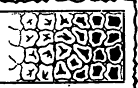
Kunstverlag von G. Heuer & Kirmse, Berlin W.

Erbfeinde.

Nach dem Gemälde von C. von Reth.



Deutsche Dichtergrüße.



Traum und Erfüllung.

Von Marie M. Schenk.

(Nachdruck verboten.)

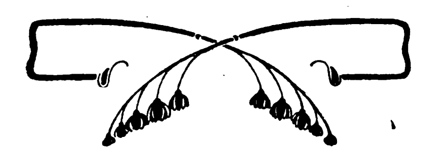
Seit Jahren schon trag' ich ein Bild in mir,
So klar und deutlich: malen könnt' ich's schier —
Und schließ' die Augen ich zu wachem Träumen,
Dann steigt es greifbar nah vor mir empor . . .
Wie leises Rauschen dringt es an mein Ohr,
Als ging der Wind in dichtbelaubten Bäumen.
Ich seh', umblüht von Blumen aller Arten,
Ein kleines Haus in einem großen Garten!

Weltabgeschieden liegt's in stiller Ruh',
Uralte Linden decken halb es zu
Und laden ein zum Sinnen und zum Träumen —
Ein schmaler Pfad führt wie ein goldnes Band
Vielfach verzweigt durchs grüne Gartenland,
Und Vogelsang tönt ringsum aus den Bäumen . . .
Es war mein Trost, wenn Sorgen mich umstarrten,
Das kleine Haus in einem großen Garten!

Wie selig träumt' ich von der künft'gen Zeit:
Vergessen wollt' ich dort des Lebens Leid —
An Blütenduft und Einsamkeit mich laben . . .
Und traf mich rauh des Lebens harte Hand,
— Wenn eine Hoffnung um die and're schwand,
Hat sich das Bild nur tiefer eingegraben!
Doch ach! — ich fand auf keiner meiner Fahrten
Das kleine Haus in einem großen Garten! —

Da ward ich müd' vom Sehnen! — Und verzagt
Hab' endlich ich dem liebsten Wunsch entsagt —
— Und ward belohnt! — Erfüllt seh' ich mein Träumen:
Im stillen Garten harret Haus an Haus —
Dort ruhen alle müden Pilger aus,
Und Marmorkreuze schimmern unter Bäumen . . .
Wie lange wohl noch wirst du auf mich warten,
Mein kleines Haus in einem großen Garten? —





Nach und von Amerika.

Eine Skizze aus dem modernsten Verkehrsleben.

Von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

ir scherzen und lachen heute darüber, wenn wir erfahren, daß noch vor fünfzig Jahren im Binnenlande die Leute ihr Testament machten, wenn sie eine Reise unternahmen, welche sie vielleicht zehn Meilen weit von ihrem Heimatsort entfernte. In demselben komischen Lichte erscheint heute auch der deutsche Binnenländer dem Bewohner der großen Hafenstädte, dem vielgereisten Kaufmann, wenn er erfährt, daß den Binnenländer beim Anhören der Worte „nach Amerika“ ein gelinder Schauder durchrieselt. Für den vielgereisten Kaufmann, für den Bewohner einer Hafenstadt ist die Mitteilung des Bekannten: „Ich fahre in den nächsten Tagen nach Amerika“ von nicht größerer Bedeutung, als wenn wir im Heimatsorte einem Bekannten sagen, daß wir den nächsten Tag zwei Stationen weit mit der Eisenbahn fahren wollen. Der Nimbus der Gefahr, des großartigen Wagnisses, ja selbst nur einer „bedeutenden Reise“ ist für den Sachverständigen vollständig von einer Fahrt nach Amerika genommen. Man betrachtet eine solche Reise viel eher als ein angenehmes Vergnügen, als für irgend eine Leistung. Man ist aber auch berechtigt zu diesem Standpunkt, weil sich die Bequemlichkeit, welche die Reisenden auf den Schiffen genießen, die Schnelligkeit, mit der die Schiffe den Ocean kreuzen, und vor allem die

außerordentliche Sicherheit, welche durch die besonderen Einrichtungen der Schiffe erreicht worden ist, während der letzten Jahre in hervorragender Weise gesteigert haben. Man kann heute behaupten, eine Reise nach Amerika biete jede nur denkbare Sicherheit, und es sei lächerlich, überhaupt nur an Gefahr zu denken. Allerdings, jeder Mensch steht in Gottes Hand, und wer sein Haus verläßt, um auf die Straße zu gehen, kann von einem herabfallenden Dachziegel erschlagen, kann umgerannt und zu Boden geworfen werden, so daß er Hals und Beine bricht, er kann von einem Wagen überfahren werden. Eine absolute Garantie für Gefahrlosigkeit kann also auch für Oceanreisen nicht gegeben werden, aber was in Menschenkräften steht, geschieht, insbesondere auf den deutschen Linien. Unsere deutschen Schiffahrtslinien haben sich allmählich zu Mustern für die ganze Welt herausgebildet. Der Amerikaner fährt zum Beispiel nur noch mit deutschen Dampfern, und selbst der Engländer wartet lieber auf den deutschen Dampfer und besteigt ihn, wenn er in Southampton anhält, um mit ihm nach Amerika zu reisen, als daß er sich Dampfern der englischen Linien anvertraut. Die deutschen Dampfer sind eben Muster von Eleganz und Bequemlichkeit, von Sicherheit und Schnelligkeit, und außerdem bekommt man auf ihnen eine Verpflegung, wie auf den Schiffen keiner anderen Gesellschaft der Welt.

Damit aber Leserinnen und Leser sich selbst überzeugen können, was heutzutage einem Reisenden, der über das Weltmeer fahren will, geboten wird, mögen sie mit uns der Abfahrt eines der großen Schnelldampfer beiwohnen, wie sie von den deutschen Riesengesellschaften Norddeutscher Lloyd und Hamburg-Amerika-Linie mehrmals wöchentlich abgelassen werden. Diese beiden Gesellschaften arbeiten jede mit achtzig Millionen Mark Kapital, jedoch hat die Hamburg-Amerika-Linie den Vorzug, daß sie mehr Doppelschraubendampfer aufzuweisen hat, als der Norddeutsche Lloyd. Wir wählen daher für unseren Besuch einen der Schnelldampfer der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft, welche den abgekürzten Namen „Hamburg-Amerika-Linie“ führt. Diese Schnelldampfer gehen wöchentlich Donnerstag nach New-York, und im Dienst stehen die Schiffe „Columbia“, „Fürst Bismarck“, „Auguste Viktoria“ und „Deutschland“, letzteres das

größte und schnellste Schiff der Welt. Es gehen außerdem jeden Sonntag von Hamburg Dampfer der P-Klasse, Riesenschiffe, welche nicht nur eine Menge von Passagieren, sondern auch eine große Ladung mitnehmen können. Die Schnelldampfer haben nämlich einen verhältnismäßig geringen Laderaum, da sie ganz kolossale Räumlichkeiten für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten der Passagiere beanspruchen. Die Schnelldampfer brauchen außerdem auch ganz enorme Räumlichkeiten für Unterbringung der Kohlen, welche diese Schiffe in ungeheuren Quantitäten verbrauchen. Die Dampfer der P-Klasse, so genannt, weil ihre Namen alle mit P anfangen: die „Pennsylvania", „Pretoria" u. s. w., werden von Amerikanern und Deutschen außerordentlich stark benutzt. Wöchentlich geht außerdem noch ein B-Dampfer von Hambnrg nach New-York, welcher nur eine Klasse für Passagiere hat und mehr auf Zwischendecker und große Ladungen eingerichtet ist. Die Schnell- und P-Dampfer sind für Passagiere erster und zweiter Klasse eingerichtet. Sie können ungefähr 750 Passagiere erster und zweiter Klasse, sowie 800 Zwischendecker aufnehmen, und haben außerdem einen Besatzungsetat von 280—400 Mann.

Vor der Abfahrt.

Um die Vorbereitungen für die Abfahrt mitanzusehen, stellen wir uns schon am Mittwoch, an einem heißen Julitage, in Hamburg ein und suchen die Direktion der Hamburg-Amerika-Linie in den Mittagsstunden auf. Gleich nach der Ankunft bringt uns eine rasche Dampfbarkasse, die am Kai vor der Direktion liegt, durch den Hamburger Hafen mit seinem riesigen Schiffsverkehr und dem sinnverwirrenden Leben und Treiben bis nach dem Kai, wo sich das große Auswanderungsdepot befindet. Die Auswanderer sind meist Tschechen, galizische Polen, Mähren und Russen. Die Auswanderung aus Deutschland hat glücklicherweise nicht mehr die Dimensionen wie früher. Wie mir ein Amerikaner, der am Tage vorher von New-York herübergekommen war, mitteilte, ist man überhaupt in Amerika verzweifelt darüber, daß die guten deutschen Elemente nicht mehr nach den Vereinigten Staaten kommen. Das, was sich jetzt zu Hunderten und Tausenden nach den Vereinigten Staaten dränge,

sei ein böses Volk: Italiener, die von Genua aus kommen, und dann die Polen und Tschechen.

Diese polnisch-russischen Auswanderer werden in Ruhleben bei Berlin, wo sich ein großes Barackenlager befindet, auf der Reise nach Hamburg für vierzehn Tage in Quarantäne gelegt und hier ärztlich auf das genaueste beobachtet. Dann kommen sie nach Hamburg, wo sie in dem Auswanderungsdepot auf ihre Kosten einlogiert werden. Sie können hier in zwei Klassen verpflegt werden.

Am Kai liegt einer der Raddampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die „Blankenese“, welche mindestens fünf- bis sechshundert Personen aufnehmen kann. Ein revidierender Arzt steht an der Brücke, über welche die Auswanderer vom Depot auf die „Blankenese“ hinaufsteigen müssen. Kriminalpolizei ist unauffällig auf dem Kai und auf dem Schiffe verteilt und fahndet auf etwaige flüchtige Verbrecher. Die uniformierte Polizei ist ebenfalls vertreten und revidiert die Papiere aller einheimischen jungen Leute, die einen militärflüchtigen Eindruck machen, um zu sehen, ob sie sich nicht durch die Abreise nach Amerika der Militärpflicht entziehen wollen. Einzeln sorgfältig betrachtet und revidiert, besteigen zuerst die Männer das Schiff. Es sind meist kräftige Leute im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren, anscheinend Ackerbauer, aber auch Industriearbeiter. Indes bemerkt man unter diesen Leuten auch sehr anständig gekleidete Persönlichkeiten, deren Aeußeres eher vermuten lassen würde, es seien Passagiere erster Klasse. Es sind das Reisende, die nicht in der Lage sind, die hohen Kosten für Kajütenplätze zu erschwingen; bewegen sich diese doch zwischen 400 und 600 Mark. Im Zwischendeck kostet die Ueberfahrt nach Amerika 140 und 160 Mark mit dem Schnelldampfer. Auf die einzeln reisenden ledigen Männer folgen die einzeln reisenden Frauen, also die Mädchen und Witwen. Dann kommen die Familien, manche recht stark und mit vielen kleinen Kindern; Deutsche aus allen Teilen und Staaten des Reichs, Oesterreicher, polnische Juden u. s. w. Auch hier sieht man wieder unter den einzeln reisenden Frauen recht anständig gekleidete und anständig aussehende Persönlichkeiten und ebenso Familien von solidem Aeußeren. Das Gepäck der Auswanderer türmt sich zu wahren Bergen auf dem Verdeck

der „Blankenese“ empor. Die meisten Leute müssen ihre Koffer entweder bei einem Agenten gemeinsam gekauft haben oder sie haben sie in irgend einer österreichisch-ungarischen Stadt en masse erworben; denn die meisten Koffer bestehen aus schwarz-rot-gelb-grüngestreiftem Drell. Die Säcke mit Betten weisen alle den



Auswanderer an Deck.

gelben Desinfektionszettel auf, durch welchen bescheinigt wird wie und wann diese Stücke in Ruhleben und Hamburg desinfiziert wurden. Reisekörbe, Kasten, primitive Pappschachteln, Truhen, buntbemalt, mit Eisen und Messing beschlagen, gehören zu diesem Gepäck, und die Leute bringen außerdem noch Handgepäck mit sich an Bord; die Kinder besonders Spielzeug, das

sie krampfhaft festhalten, um diese Schätze, bestehend in Puppen, Trompeten, Gewehren oder Säbeln, ja nicht zu verlieren. Ungefähr einundeinhalb Stunde hat das Einladen gedauert. Dann nimmt die „Blankenese“ langsam durch den Trubel des Hamburger Hafens ihren Weg hinaus in die Elbe. Die mit Zollbeamten besetzten Dampfbarkassen, die an das Schiff bei der Ausfahrt herankommen, erhalten durch das Sprachrohr die Meldung: „Passagiere und Gepäck nach der Columbia“ und lassen den Dampfer passieren, der bessere Fahrt machen kann, nachdem er erst Altona passiert hat. Leider ist das Fahrwasser in der Elbe, besonders gleich nördlich von Hamburg und Altona, beständig dem Versanden ausgesetzt. Trotzdem wir wiederholt Riesenbagger verankert sehen, welche an der Vertiefung der Fahrrinne arbeiten, ist die Passage doch hier gerade recht gefährlich, weil sich in dem engen Fahrwasser die Schiffe dicht aneinander vorbeidrängen müssen. Das giebt Veranlassung zu Kollisionen, und wir kommen auch gleich bei einem versunkenen Dampfer vorbei, von dem nur noch ein Oberteil des Schornsteins und die Masten aus dem Wasser herausragen. Bergungsboote sind an ihm beschäftigt, und wir sehen die Taucher gerade in das Wasser hinabsteigen, um an dem großen Dampfer, der mit Erzen beladen ist. die Dichtungsarbeiten vorzunehmen. Mit gestoppter Maschine treiben wir vorbei, um die Taucher durch den Wellenschlag unseres Dampfers nicht im Wasser zu gefährden. Wegen dieser teilweise engen Passage und der Schwierigkeit der Navigierung kommen die Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie nicht nach Hamburg herein. Sie ankern weit draußen, da, wo die Elbe breit ist wie ein Meeresarm und auch genügende Tiefe hat, und gewöhnlich liegen die Dampfer vor der Abfahrt bei Brunshausen, fast halbwegs zwischen Hamburg und Cuxhaven. Die Entfernung zwischen den beiden letztgenannten Orten beträgt 98 Kilometer. Während das linke Ufer der Elbe außerordentlich flach ist, steigt das rechte Ufer hinter Hamburg ziemlich hoch empor und ist dicht mit Laubwald bewachsen. Ein landschaftliches Juwel ist Blankenese, der große Villenort mit gewaltigen Vergnügungsetablissements für die Hamburger, den wir nach ungefähr dreiviertelstündiger Fahrt passieren.

Nachdem unsere „Blankenese“ zwei Stunden mit voller

Kraft im freien Fahrwasser gelaufen ist, taucht unten am Horizont ein riesiges Schiff mit drei gelbbraunen Schornsteinen auf. Durch das Glas erkennt man den Schnelldampfer, der den nächsten Tag nach Amerika gehen soll und für den wir die Zwischendecker mitbringen.

An Bord.

Es ist nachmittags fünf Uhr, als wir uns der Steuerbordseite des Schnelldampfers nähern. Die schmetternden Klänge der Schiffsmusik begrüßen die Zwischendecker, die mit weitgeöffneten, erstaunten Augen das Riesenschiff mustern, das nun für die nächsten sechs bis sieben Tage ihr Aufenthaltsort sein wird und das sie über den Ocean tragen soll. Trotzdem sie im Hamburger Hafen während ihres Aufenthaltes große Schiffe gesehen haben, sind sie doch überrascht, hier im freien Fluß den Riesendampfer liegen zu sehen, der um so größer erscheint, weil er von allen Seiten frei ist und die Aussicht auf ihn nicht durch andere Schiffe gestört wird. Rasch sind die Brücken nach dem Hauptdeck des Schnelldampfers hinaufgelegt, und über die eine Brücke wird das Gepäck befördert, während die andere zum Hinaufsteigen der Zwischendecker dient. An dieser Brücke oben steht der erste Offizier des Schnelldampfers, steht der Schiffsarzt, und steht vor allem eine sehr wichtige Persönlichkeit, der „Besichtiger“. Es ist dies der augenblickliche Herr des Schiffes, ein Mitglied der vom Staate Hamburg unterhaltenen Auswandererbehörde, welche dem Reichsamt des Innern ressortiert und deren Aufgabe darin besteht, alle Schiffe, welche Auswanderer mit sich führen, vor ihrer Ausreise auf das strengste zu überwachen und ihre Einrichtungen für Verpflegung, Sicherheit der Zwischendecker, Reinlichkeit und Hygieine zu prüfen. Der Staat interessiert sich auf das lebhafteste für das Wohl und Wehe der Zwischendecker und überläßt die Sorge für die Passagiere der ersten und zweiten Klasse mit Recht den Beförderungsgesellschaften allein. Diese sind schon aus Gründen der Konkurrenz und um ihres guten Renommés willen verpflichtet, für diese, hohe Passagegelder zahlenden Gäste alles aufzubieten, was in ihren Kräften steht. Sie bedürfen daher einer besonderen Aufsicht in diesem Falle nicht.

Während auf dem oberen Promenadendeck die Schiffskapelle konzertiert, steigen die Zwischendecker einzeln auf das Hauptdeck. Zuerst wieder die allein reisenden Frauen, welche nach dem Vorderteil des Schiffes gewiesen werden, dann folgen mit grünen Passagierscheinen die ledigen und allein reisenden Männer, die nach dem Achterdeck des Schiffes geschickt werden, dann kommen die Familien, welche ihren Platz mitten im Schiff, im Zwischendeck, angewiesen erhalten.

Nachdem an die dreihundert Personen mitsamt ihrem Gepäck an Bord geschafft sind, wo sie sich bei der Riesenhaftigkeit des Schiffes derartig verlieren, daß man nur höchst selten jemand von ihnen sieht, treffen wir im Rauchsalon der ersten Kajüte den augenblicklichen „Stab“ des Schiffes. Dieser besteht aus einem der Inspektoren der Hamburg-Amerika-Linie, einem ehemaligen Stabsoffizier der Kriegsmarine, dessen Aufgabe es ist, für die Sicherheit und die Navigation der Schnelldampfer zu sorgen, und welcher außerdem auch die Aufsicht über diese Schiffe im Interesse der Gesellschaft führt. Es ist da der „Besichtiger“, also der Staatskommissar, ein früherer Kapitän der Handelsmarine, die riesenhafte Erscheinung des Lotsenkapitäns, der das Schiff bis in See hinausführen soll, ferner der Doktor (der Stabsarzt) und der erste Maschinen ingenieur. Nach



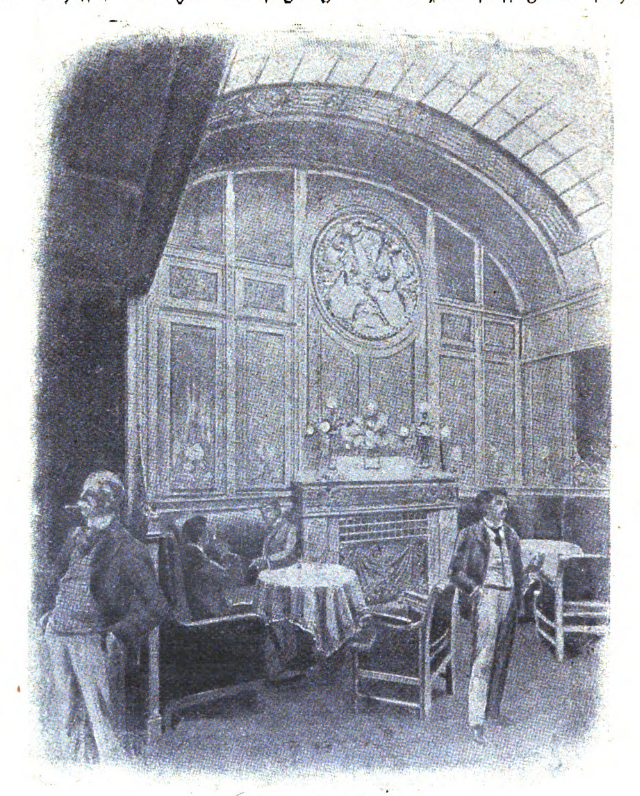
Frühkonzert an Bord.

dem Aufenthalt in der glühenden Sonnenhitze, die selbst auf der weiten Wasserfläche erbarmungslos zur Geltung gekommen ist, mundet ein Glas echten Pilseners vorzüglich. Das Schiff hat ungefähr 1800 Liter Pilsener Bier in Fässern mit sich. Dazu kommen 2200 Liter Münchener Bier. Diese Fässer lagern mit zusammen 6000 Flaschen Bier in einem besonderen Bierkeller, der durch Kühlmaschinen auf einer Temperatur von 4—5 Grad gehalten wird. Die Biervorräte in Fässern müssen für die Passagiere für Hin- und Rückfahrt langen, und selbst in New-York hat dieses deutsche Faßbier ein außerordentliches Renommé, weil man es auf dem Schiffe besser versteht, das Bier zu konservieren, als dies in den New-Yorker Restaurants der Fall ist. Die New-Yorker drängen sich sogar dazu, Bekanntschaften von Leuten der Schiffsbesatzung zu machen, um nur an Bord zu kommen und dort, natürlich gegen Bezahlung, von dem köstlichen deutschen Bier zu kosten. — Es wird ein kleiner Imbiß gereicht, denn erst in einer Stunde wird das Diner stattfinden. Die reich dekorierten Teller tragen das Wappen der Schiffahrtsgesellschaft, ebenso wie dies in jedes Glas eingeschliffen ist, und die Hausfrau wird es interessieren, zu erfahren, daß das Schiff mehr als 3600 Porzellanteller mit sich führt. Dazu kommen 1700 Wassergläser und circa 1500 Weingläser.

Frühkonzert an Bord.

Doch können wir uns im Rauchsalon nicht lange aufhalten, die Zeit drängt, und wenn wir vor dem Diner noch etwas vom

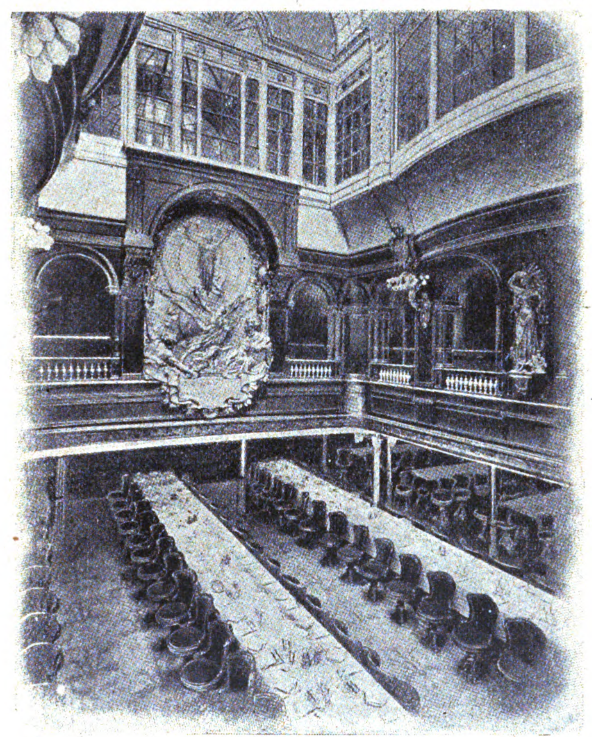
Schiffe sehen wollen, muß die Besichtigung sofort anfangen. Besser, als Worte dies thun können, werden unsere Bilder die immense Pracht und Schönheit der großen Gesellschaftsräume im Schiffe, die zur Verfügung der Kajütenpassagiere stehen,



Ecke im Rauchsalon.

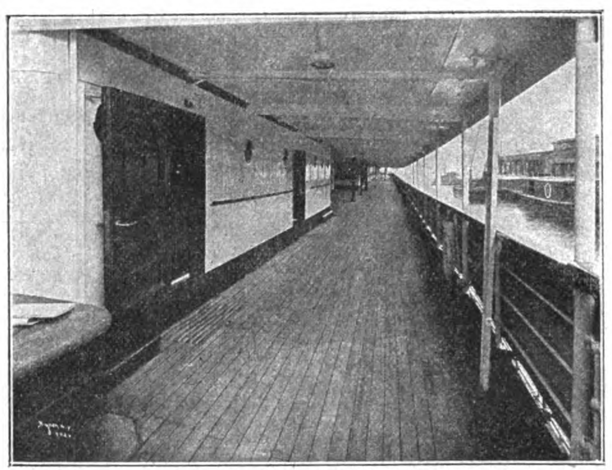
schildern. Es sind dies der große Eßsalon im Haupt- und im Promenadendeck, die große Treppe, der Damensalon, der Rauchsalon, der Lichtschacht. Alles, was Kunsthandwerk und Kunst an vortrefflichen Möbeln, an Polstern, an kostbaren Ueberzügen, an Holzschnitzerei, Vergoldung und Malerei leisten konnten, ist

hier zu einer Art Ausstellung vereinigt, die ein glänzendes Zeugnis für die Leistungsfähigkeit des nord- und süddeutschen Kunstgewerbes bildet. Aus diesen Gesellschaftsräumen geht es in die Kabinen, die für eine, zwei und drei Personen eingerichtet sind. Die Preise der Kabinen sind außerordentlich verschieden.



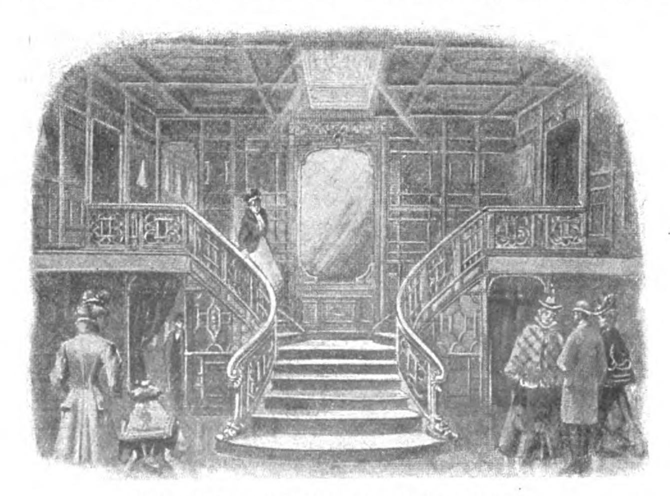
Haupt-Speisesalon.

Es giebt Luxusräume, in der ersten Kajüte auf dem Promenadendeck liegend und bestehend aus Salon, Schlafzimmer, Badezimmer und Toilette. Eine solche Kabine, für ein oder zwei Personen berechnet, kostet 4000 Mark für die Ueberfahrt nach New-York. Auf einzelnen Schiffen giebt es sogar Fünftausendmark-Kabinen. Eine sogenannte Luxuskabine kostet 800 bis 1400 Mark. Der



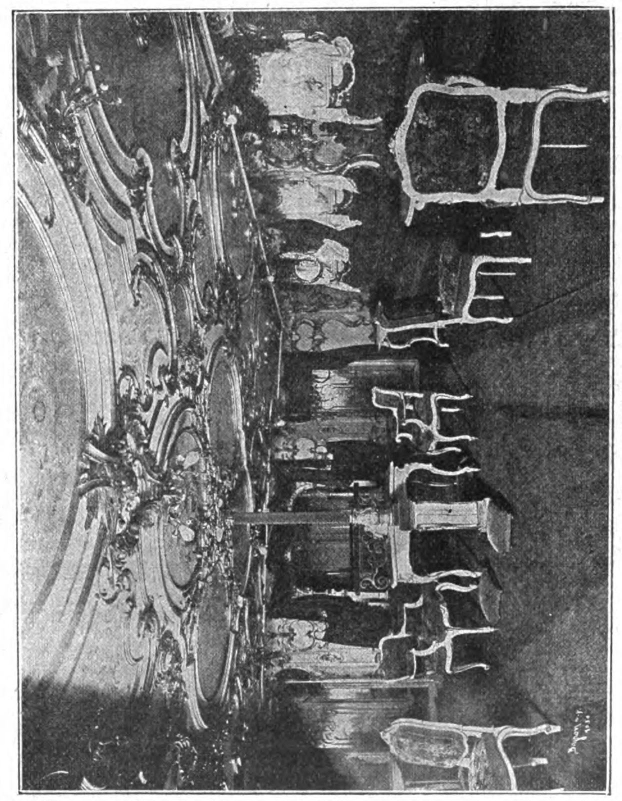
Das Promenadendeck.

billigste Platz in einer der Kabinen erster Klasse, die man mit einigen anderen Reisenden teilen muß, stellt sich immer noch auf



Große Treppe vom Ober- zum Promenadendeck auf einem regulären Postdampfer.

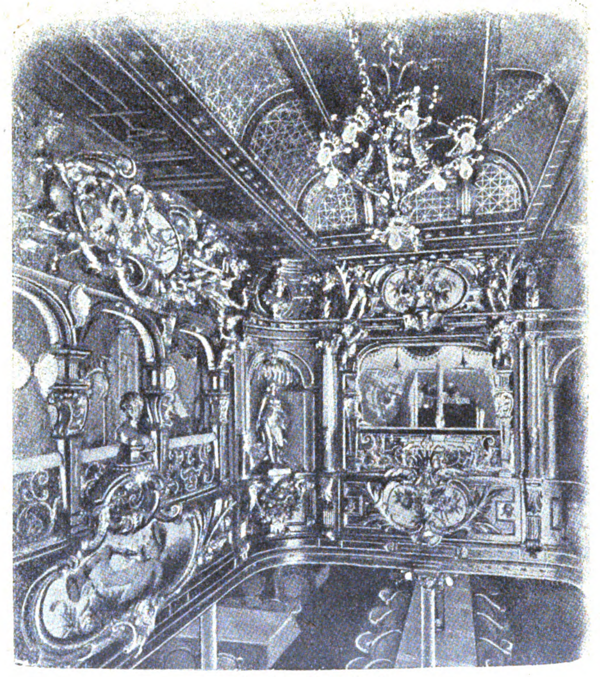
600 Mark. In der zweiten Kajüte betragen die Preise für einen Platz 400 bis 600 Mark. Diese Kabinen sind je nach dem Preise mit mehr oder minder großem Luxus ausgestattet. Sie sind größer oder kleiner, allen gemeinsam ist aber die folgende



Damensalon.

Einrichtung. Ein Sofa, gewöhnlich unter dem runden Fenster, dem „Ochsenauge“, welches von der Bordwand her Licht in das Zimmer bringt. Dieses Sofa kann auch als Bett eingerichtet werden. Unter ihm finden die sogenannten Kabinenkoffer Platz. Dann ein Kleiderschrank, zwei Bettkasten, übereinander angebracht, und ein außerordentlich praktisch eingerichteter, mit allen Be=

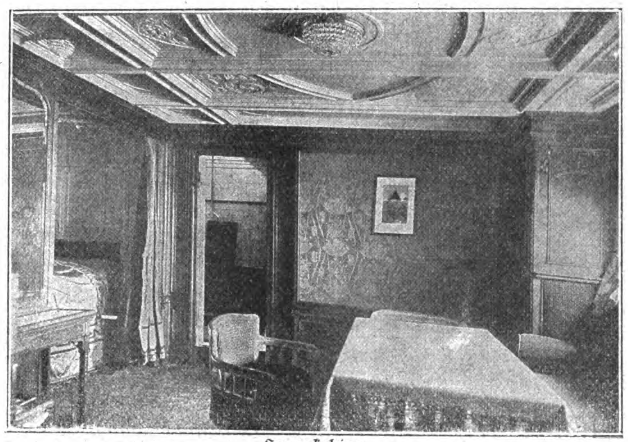
quemlichkeiten versehener Waschtisch mit selbständigem Zu- und Abfluß. Dazu kommen noch ein paar am Fußboden befestigte Fauteuils, die Einrichtung für das elektrische Licht und die Klingel, der Teppich auf dem Boden, die Seidenvorhänge vor dem Ochsenauge und vor den Betten, sowie ein elektrischer



Großer Lichtschacht.

Ventilator; das ist der Raum, in dem der Passagier die Nächte verbringt und in den er sich tagüber zurückziehen kann. Bei schönem Wetter befindet sich natürlich der Passagier den ganzen Tag auf Deck oder in den Gesellschaftsräumen. Steigen wir im Schiff tiefer hinab, so kommen wir ganz im Vorschiff in die Kammern für die Schiffsbesatzung und in die Räume, die für

die Zwischendecker eingerichtet sind. Jeder Zwischendecker hat einen Bettkasten, der mit einem frischgestopften Strohsack, mit Wolldecken und Kopfpolster ausgerüstet ist. Als Keilkissen dient der für jede Person vorhandene, aus Kork bestehende Rettungsgürtel, damit derselbe im Falle der Not stets zur Hand ist. Durch Thüren und Wände sind im Zwischendeck Abteilungen entstanden, welche von Gruppen von einzeln reisenden Passagieren oder von Familien besetzt werden. Auch hier sind die Betten mit Vorhängen versehen. Tagüber dient den Zwischendeckern



Luxuskabine.

ein großer Teil des Hauptdecks, wo sie Schatten und herrliche frische Luft haben und wo sich während der Fahrt fast den ganzen Tag ununterbrochen die Kinder tummeln, zum Aufenthalt.

Wie speist man an Bord?

Steigen wir noch tiefer hinab, so kommen wir in die Eis- und Proviantträume. Das Schiff führt ja viele Tausende von Kilogrammen Eis mit sich, aber doch nicht solche Riesenmassen, wie sie früher notwendig waren, bevor die Schiffe mit eigenen Kühlmaschinen ausgerüstet wurden. Diese Kühlmaschinen halten den Fleischraum zum Beispiel beständig in einer Temperatur

von minus 3 Grad Celsius, so daß das Fleisch sich in gefrorenem Zustande befindet und vor dem Verderben nicht nur Monate, sondern Jahre lang geschützt ist. Der Gemüse-, Wild- und Geflügelraum wird auf plus 2 Grad Celsius durch die Kühlräume erhalten. Wollten wir einzeln aufführen, was von Vorräten in den Kühlräumen, in den Fleisch- und Proviantvräumen vorhanden ist, so würden wir mehrere Druckseiten brauchen. Es sei nur im allgemeinen erwähnt, daß das Schiff mit sich führt: das frische Fleisch von ungefähr 20 Ochsen, 20 Kälbern, 20 Hammeln und 10 Schweinen; ferner 3000 Pfund Geflügel, 500 Pfund Wild, 1200 Pfund Fische, welch letztere in Southampton bei dem kurzen Aufenthalt des Schiffes ergänzt werden. Dazu kommen ungefähr 4000 Pfund gesalzenes Fleisch, das indes nur als Reserve vorhanden ist und nicht einmal den Zwischendeckern gegeben wird. Auch diese erhalten, wie alle anderen Passagiere, während der ganzen Fahrt frisches Fleisch, frische Kartoffeln, frisches Gemüse. Das Schiff hat in den Vorratsräumen ungefähr 4000 Pfund Hülsenfrüchte, 1800 Pfund Butter, 1000 Pfund Kaffee, 10000 Kilogramm Kartoffeln, Hunderte von Säcken Mehl und Hunderte von Dosen konservierter Gemüse. 800 geräucherte Schinken sind vorhanden, ferner 200 Stück Kalbs- und Ochsenzungen, 200 Pfund geräucherte Fische, 800 Pfund Käse — vom riesigen, mühlsteingroßen Schweizerkäse bis zu den kleinen kostbaren Delikateß-Käsen Frankreichs und Englands. In den Getränke-Lasten liegen, ebenfalls in Kühlräumen, ungefähr 1500 Flaschen Mineralwasser, 3000 Flaschen Wein und Champagner, 500 Flaschen Likör und Spirituosen.

Von originellen Speisen und Getränken wollen wir noch nebenbei folgende Blütenlese anführen: 10 Schock Krebse, 200 Stück Hummern, 62 Schildkröten, 2500 Muscheln und Austern, 1200 Stück Frankfurter Würstchen, 60 Pfund Nüsse, 10 Kisten Citronen, 50 Kisten Apfelsinen, 1200 Liter frische Milch, letztere besonders wichtig für die Säuglinge an Bord, 20000 Stück Eier, Hunderte von Pfunden getrocknetes Obst, eingemachte Früchte, Gewürz, Senf, Soja, englische Saucen, Essig, Mixpickles, Cayennepfeffer, eingemachte Zwiebeln, Kuchen, Brezeln und Kringeln in Blechbüchsen, 1200 Stück Schokoladentafeln für die

Automaten, die an Bord überall aufgestellt sind, frisches Obst in Fässern, Ananas, Bananen, Melonen und endlich noch circa 6000 Pfund frisches Gemüse. Bei den Weinen sind alle Preislagen vertreten, und nach Ausweis der Zahlmeisterei sind die halben Flaschen von manchen Sorten beliebter als die ganzen Flaschen. Es wird aber auch verhältnismäßig viel Wein und Bier konsumiert. Die viele Zeit, welche die Passagiere während der Fahrt haben, wird eben am besten mit Essen und Trinken ausgefüllt, und beim Plaudern trinkt man lieber ein Glas Bier oder Wein, als daß man trocken sitzt. Originell ist es jedenfalls, daß zum Zwecke guter Verdauung im Rauchsalon auch Weingläser voll Bitterwasser ebenso zum Ausschank gelangen, wie Wein, Bier oder Mineralwässer. Von letzteren wird Harzer Sauerbrunnen, Apollinaris und Fürstenbrunn geboten. Benediktiner, Chartreuse, Curacao, Whisky, Aquavit, Nordhäuser, Genever und Gilka sind die beliebtesten Spirituosen. Natürlich fehlen von den schweren Bieren Porter und Ale nicht, und ebenso giebt es gewöhnliches Selterwasser und Brauselimonaden.

Der Vertreter der Behörde für das Auswanderungswesen, der „Besichtiger", hat mehrere Stunden des Vormittags hier in den Proviantlasten zugebracht, um sich von Qualität und Quantität des Proviantes für die Auswanderer zu überzeugen. Er hat geprobt, er hat Kisten und Fässer öffnen, er hat nachwiegen lassen, und vermerkt in der von ihm aufgenommenen „Besichtigungs-Verhandlung":

„Ich habe mich ferner durch Stichproben davon überzeugt, daß Wasser und Proviant in vorgeschriebener Menge und guter Beschaffenheit, entsprechend dem anliegenden Verzeichnis, an Bord gebracht worden sind. Es wurden untersucht: a) hinsichtlich der Beschaffenheit: Heringe, Kaffee, Margarine, Brot und Kartoffeln; b) hinsichtlich der Menge: Pökelfleisch, Zwieback, Sauerkohl, Graupen, geräucherter Speck und Farin."

Alle für den Schnelldampfer bestimmten Riesenvorräte an Speisen und Getränken werden von den Lieferanten, bei denen die Gesellschaft en gros kauft, auf Bestellzettel an Bord geliefert. Der Zahlmeister, unter ihm die Proviantmeister, bei denen wiederum der Obersteward mit einigen Stewards als Gehilfen fungieren, haben die Verwaltung dieser Menge von Speisen und

Getränken, sie überwachen die Ausgabe der Rohmaterialien an die Küche. Was die Küche leistet, das erfahren wir sofort bei dem jetzt stattfindenden, auf nur wenige Personen berechneten kleinen Diner, zu dem wir aus der Proviantlast heraufgerufen werden. Im ersten Salon ist ein Tisch für den Stab gedeckt, und das Essen ist ein sogenanntes kleines Diner, es besteht aus nur fünf Gängen. Auch die Speisekarte ist noch in Schrift hergestellt, während sonst die Karten durch eine eigene Druckerei an Bord angefertigt werden. Diese Druckerei giebt auch täglich das Musikprogramm für die Kajütenpassagiere heraus. Mit Rücksicht auf die vielen Amerikaner, welche ja bei den Kajütenpassagieren sogar die Mehrzahl bilden, ist die Menukarte stets in zwei Sprachen hergestellt.

Die Mahlzeiten, welche auf einem Dampfer gereicht werden, bestehen in einem sehr substantiellen ersten Frühstück, in einem zweiten Frühstück gegen 12 Uhr, welches an Land jedenfalls für ein ganz großartiges Diner gelten würde, und endlich in dem Diner gegen 7 abends. Der Fahrgast hat jedoch Anspruch auf Essen auch außer diesen drei Mahlzeiten. Er kann sich zu beliebigen Zeiten beim Steward kalte oder warme Speisen bestellen, und es giebt Passagiere sowohl unter den Deutschen wie unter den Amerikanern, die es fertig bekommen, eine Stunde nach einem Frühstück von sechs Gängen wieder ein Beafsteak zu sich zu nehmen und dies nach zwei Stunden zu wiederholen. Schüsseln mit sehr appetitlich zurechtgemachten Brötchen stehen den Gästen jederzeit auf Wunsch zur Verfügung, und wenn die Herren im Rauchsalon beim Biere sitzen, machen sie von der Erlaubnis, sich allerlei Appetitsbrötchen zu bestellen, gern Gebrauch. Das erste Frühstück beginnt mit Apfelsinen. Man ißt diese Früchte, die gewöhnlich aus Kalifornien stammen und von vorzüglicher Qualität sind, deshalb auf den nüchternen Magen, um die Verdauung zu regulieren, welche durch die mangelnde Bewegung an Bord oft leidet. Nach der Apfelsine giebt es Kaffee, Thee oder Schokolade. Dazu Eier in irgendwelcher Form, sei es als Spiegeleier, Rühreier oder Eier in der Schale. Dann folgt ein Beefsteak oder Kotelett und den Beschluß machen Früchte oder auf Wunsch auch Käse. Das zweite Frühstück, nach amerikanischem Gebrauch der Lunch genannt, bringt schon ein

gedrucktes Menu. Die mit künstlerischem Schmuck versehenen Karten, die auch einen Goldrand haben, sind natürlich vorher soweit in einer Kunstanstalt hergestellt, daß nur das Menu darauf gedruckt zu werden braucht, und dies geschieht an Bord durch einen Steward, der eine kleine Presse und die nötigen Schriften zur Verfügung hat. Sehen wir uns ein solches Menu an.

Frische Austern.	Stewed Corn.
Bouillon.	Gebr. Gans.
Bohnensuppe.	Kompott. Salat.
Gebr. Seezunge. Butter.	Schneebälle.
Lammkeule mit Maccaroni.	Kalter Aufschnitt (auf Wunsch).

Dessert.

Das Diner ist noch um zwei, drei Gänge vermehrt, und was die Qualität des Essens anlangt, so giebt es kaum ein Restaurant oder ein Hotel in Deutschland, wo man ein gleich gutes und vorzüglich zubereitetes Essen bekommt. Das Menu macht dem amerikanischen Geschmack eine ganze Anzahl von Konzessionen, aber der Grundzug bleibt doch der Hamburger Stil, und die Hamburger Küche ist ja in der ganzen Welt wegen ihrer Solidität und Vortrefflichkeit berühmt. — Das Essen für die zweite Kajüte ist genau dasselbe wie in der ersten, nur werden beim zweiten Frühstück und beim Mittagessen weniger Gänge gereicht, als in der ersten Klasse. Der Zahlmeister präsidiert in der zweiten Kajüte, während in der ersten der Kapitän den Vorsitz führt, wenn nicht dringende Notwendigkeit ihn auf der Kommandobrücke festhält. Der Kapitänstisch, gewöhnlich der oberste Tisch im Salon, gilt als eine Art Ehrenplatz. Es sitzen an ihm ständig diejenigen Persönlichkeiten unter den Fahrgästen, denen eine besondere Ehre erwiesen werden soll, und die durch ihre Stellung, bei Amerikanern auch durch ihr Vermögen, Anspruch auf eine besondere Auszeichnung haben. An dem Essen der ersten Kajüte nimmt auch der Doktor teil. Die Offiziere und Ingenieure essen dagegen in der Offiziersmesse, die im Schiffe auf dem Hauptdeck untergebracht ist und die natürlich einen eigenen Steward hat. Das Essen für die Offiziere ist dasselbe wie für die Passagiere erster und zweiter Klasse; nur werden weniger Gänge gereicht, und das Servieren ist nicht so großartig, wie für die Fahrgäste. Eine

gemeinsame Küche haben auch die Zwischendecker und Mannschaften, und das Essen, das ihnen gereicht wird, ist nicht nur außerordentlich reichhaltig, sondern auch sehr nahrhaft und gut zubereitet.

Eine Küchenstatistik.

Wenn wir einen Gang durch die Küche machen, werden wir uns bald davon überzeugen, daß selbst das Essen, das den Zwischendeckern gereicht wird, vorzüglich sein muß. Es sind gewöhnlich auf einem Schnelldampfer drei Küchen vorhanden. Die erste ist die Kajütenküche, die zweite die Mannschafts- und Zwischendecksküche, und dazu kommt noch eine Dampfküche, welche für beide Küchen gewisse Arten von Speisen herstellt. An Bord befindet sich ein Oberkoch, ein erster Koch, drei zweite und drei dritte Köche, ein Dampfkoch, zwei Schlächter, welche das Fleisch von den großen Stücken abzuschneiden und zurechtzumachen haben, neun bis zehn Kochmaaten, zwei Konditoren und drei Bäcker. Die Kochherde, Backöfen, Bratöfen und alle anderen Einrichtungen für die Küchen sind natürlich von bester Qualität, und gewöhnlich werden die allerneuesten Erfindungen und Einrichtungen, die auf dem Markte sind, beim Neubau eines Schiffes verwendet. Der große Feuerherd hat gewöhnlich 15 bis 16 Einsätze, in denen große kupferne Kessel stehen. Ringsum ist der Kochherd mit einem Geländer versehen, welches verhindert, daß bei schwerem Wetter, wenn das Schiff schwankt, die Köche etwa auf den Herd fallen oder mit ihren Gliedmaßen in die großen Kochtöpfe hineingeraten. Der Raum verbietet es, das Inventarium einer solchen Küche genau aufzuführen. Handelt es sich doch zum Beispiel bei der ersten Kajüte um nicht weniger als um neunzig verschiedene Inventarienarten, und von jeder Art sind Dutzende oder Hunderte vorhanden. Die Einrichtung der ersten und zweiten Kombüse (Küche), der Dampfkombüse, der Konditorei und Bäckerei, sowie der Schlächterei erfordert geradezu ein Vermögen. Einzelne Daten werden nur ein schwaches Bild von den riesenhaften Inventarienvorräten der Küche geben können. Es sind in der ersten Kombüse zum Beispiel vorhanden: 12 eiserne und 12 kupferne Bratpfannen, 20 Füllöffel, 4 kupferne Fischkessel, 30 kupferne Kasserollen, 24 Kuchenpfannen, 24 Kuchen-

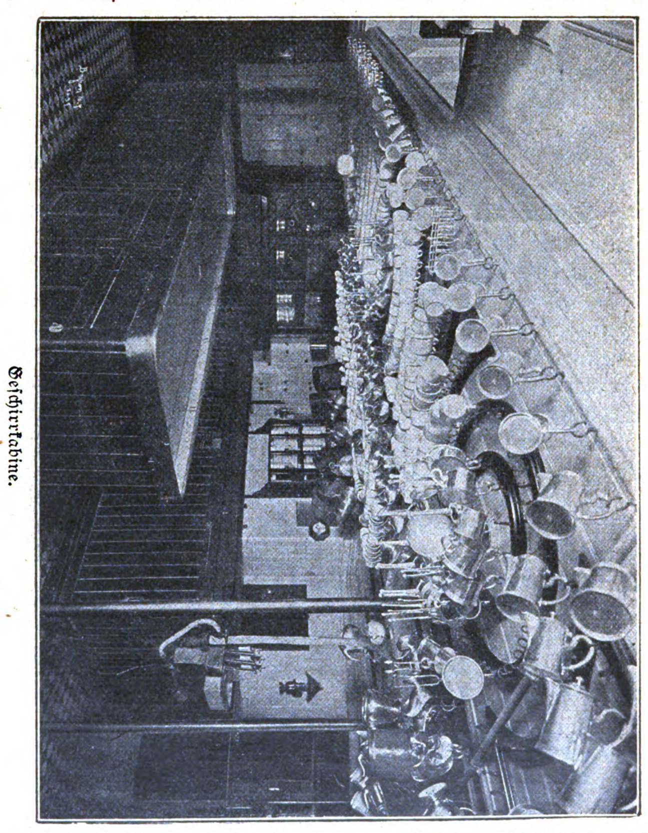
formen, 40 Töpfe, außer den in den Herd eingehängten Kupferkesseln, und diese Inventarienstücke sind an den Wänden mit Ausnützung jedes Raumes so geschickt aufgehängt, daß sie selbst bei heftigster Bewegung des Schiffes nicht herabfallen, sondern auf ihren Plätzen verbleiben.

Zu der Küche gehört natürlich eine große Aufwäscherei, und unter einem Oberaufwäscher sind nicht weniger als 16 Aufwäscher thätig, welche natürlich auch noch die Funktionen des Gemüseputzens und andere Hilfeleistungen in der Küche zu verrichten haben. Die Bäckerei und Konditorei stellt täglich frische Ware her. Lieben doch die Amerikaner schon zum ersten Frühstück glühend heiße, frisch vom Ofen kommende Brötchen mit Butter zu essen. Torten und Konditorwaren werden täglich gebraucht; ebenso stellt die Konditorei das Speiseeis her, das bei den Diners gereicht wird. Sind besondere Festlichkeiten an Bord, welche gern in Scene gesetzt werden, um den Fahrgästen Unterhaltung zu bieten, hat irgend einer der Fahrgäste einen Erinnerungstag oder weiß man seinen Geburtstag, so wird ihn die Küche, natürlich ohne jeden Anspruch auf besonderes Entgelt, mit einem besonders hübsch garnierten Kuchen oder mit einer Torte mit Inschrift erfreuen.

Es ist selbstverständlich, daß auf dem Schiffe sehr viele Wäsche gebraucht wird, und wir müssen uns damit begnügen, aus dem Inventarienverzeichnis mitzuteilen, daß das Schiff 2000 Servietten, 800 Tischtücher und 5000 Handtücher mit sich führt. Sowie das Schiff in New-York landet, werden gewöhnlich 100 Sack Wäsche ausgeladen und einer Dampfwäscherei, mit der die Gesellschaft in einem Vertragsverhältnis steht, übergeben. Kurz vor der Abfahrt des Schiffes, die nach fünf bis sechs Tagen erfolgt, wird die Wäsche vollständig gereinigt, gebügelt und gerollt wieder an Bord geliefert.

Ein eigentümliches Institut auf dem Schiffe sind die verschiedenen Pantries. Eine Pantry ist ein Servierraum, in welchem die von der Küche kommenden Speisen von den Köchen garniert und zurechtgemacht werden und wo die Stewards die Schüsseln, welche sie servieren, abholen. Die Pantry dient aber auch noch zur Aufnahme von Geschirr. Höchst originell ist die Befestigung der Kaffeetassen an der Decke. Diese Art und

Weise des Aufhängens der Kaffeetassen ist sehr praktisch; denn selbst bei heftigsten Bewegungen des Schiffes bleiben die Porzellantassen an den Haken hängen und gehen nicht durch Herabfallen entzwei. Es sind ungefähr 2000 große und kleine Kaffee-



Geschirrkabine.

tassen vorhanden. Dazu kommen ungefähr 250 Milchtöpfe. Der 3600 Teller, die man an Bord hat, thaten wir bereits Erwähnung. Die Seitenwände der Pantry sind mit Regalen besetzt, in welchen die Teller so aufgestapelt sind, daß sie durch besondere Leisten stoßweise festgehalten werden und bei heftigen

Bewegungen des Schiffes nicht aus dem Regal herausstürzen. Es giebt indes kein Mittel, um zu verhindern, daß nicht doch einmal in einem besonders schweren Sturm, wenn das Schiff in beängstigender Weise nach rechts oder links überholt, ganze Stöße des prachtvoll dekorierten Porzellans aus den Pantryregalen herausstürzen und auf dem Boden zerschellen. Ein einziges solches Ueberholen kostet dann Hunderte von Mark für vollkommen demoliertes Porzellan. Ist die Ueberfahrt sehr stürmisch, dann ist eventuell die Schiffsverwaltung gezwungen, bei der Ankunft im amerikanischen Hafen die Pantryvorräte durch Ankauf von weißem, undekoriertem Porzellan zu ersetzen. Sofort nach der Rückkehr aber nach Hamburg wird dieses weiße, undekorierte Porzellan bei der Verwaltung abgegeben und wieder durch das prachtvoll in Gold und brauner Farbe dekorierte ersetzt.

Von Interesse ist es auch, zu erfahren, daß ungefähr 1000 Bestecke für die Kajüten vorhanden sind, ferner 1200 Kaffee- und Theelöffel, 600 Serviettenringe, 350 Fruchtmesser, 550 Salzfässer, 550 Eierbecher, 500 Wasserkaraffen, 750 Salat- und Gemüseschüsseln, 100 Nußknacker, 70 Theebretter rc. rc.

Serviert wird das Essen von den Stewards, von uniformierten Kellnern, denen die kurze blaue Jacke und die blaue Weste mit den goldenen Wappenknöpfen, die zu dunkelblauen Hosen getragen werden, sehr gut steht. Die Stewards im Dienst sind aufs sauberste und sorgfältigste gekleidet. Der weiße Shlips und peinlich saubere Wäsche sind bei ihnen Vorschrift. Serviert wird stets in weißwollenen Handschuhen. Man rechnet auf acht bis zehn Passagiere einen Steward, so daß das Schiff sechzig bis siebzig Stewards hat. Es sind dies fast ausnahmslos Kellner, die in großen Hotels und besten Restaurants serviert haben. Sie haben aber nicht allein die Funktionen der Kellner an Bord, sie stehen auch für alle anderen Dienste den männlichen Passagieren zur Verfügung. Für die Damen werden Stewardessen gehalten, die unter einer Oberstewardeß stehen, ebenso wie die Stewards von einem Obersteward dirigiert werden. Die Stewardessen sind gleichartig in schwarze Kleider mit weißen Schürzen gekleidet und stehen zu jeder Tages- und Nachtzeit zur Verfügung der reisenden Damen. Die Stewardessen und die Stewards, welche den Dienst in den Kabinen haben,

sind auch mit ihren Schlafstellen nachts so in der Nähe der Kajütenpassagiere untergebracht, daß ein Glockensignal sie leicht herbeiruft. Einige von den Stewards haben stets Nachtdienst, bleiben stets angekleidet, patroullieren wegen der Feuersicherheit fortwährend in den Gängen und Gesellschaftsräumen des Schiffes, die auch nachts über durch elektrisches Licht beleuchtet sind, und stehen auf ein Klingeln aus irgend einer Kabine in wenigen Sekunden zur Verfügung des Fahrgastes. Zwölf Mann unter den Stewards sind Musiker und bilden die Schiffskapelle unter Leitung eines Chorführers. Sie werden nebenbei auch noch zu Kellnerdiensten, und zwar in der zweiten Kajüte verwendet. Die Musikkapellen sind recht gut eingespielt, beginnen mit den Konzerten schon früh um halb acht Uhr und spielen dann auf dem Promenaden=deck drei bis vier Stücke. Um acht Uhr früh erfolgt die Flaggen=parade, das heißt, es werden die drei Flaggen, welche das Schiff an den Masten führt, die deutsche, die amerikanische und die Kompagnie=Flagge, aufgezogen. Dazu spielt die Schiffskapelle den Präsentiermarsch. Während des Lunch und während des Diners finden natürlich Konzerte statt. Aber auch sonst kon=zertiert die Kapelle, wenn z. B. die Gäste ein Tänzchen machen wollen, wenn bei schönem Wetter auf Deck ein Ball veranstaltet wird, oder wenn irgendwelche Festlichkeiten in den Gesellschafts=räumen stattfinden. Unter den Stewards sind Spezialitäten der Pantry=Steward, der Offiziersmessen=Steward, der Bade=Steward, der Wäsche=Steward, der Telegraphen=Steward und ein Elektriker, welcher für die Instandhaltung der elektrischen Lampen, der elektrischen Ventilatoren und Klingeln in den Kabinen und Gesellschaftsräumen des Schiffes sorgt. Am Ende der Reise geben die Gäste den Stewards, die sie persönlich be=dient haben, besonders aber dem Obersteward, der ebenso, wie der Oberkellner eines großen Hotels in der Lage ist, den Gästen verschiedene Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu erweisen, ein anständiges Trinkgeld. Die Stewards und ebenfalls die Stewardessen stehen sich daher in der Einnahme sehr gut, die Stellen sind außerordentlich begehrt und die Schiffsgesellschaften sind infolgedessen in der Lage, eine sehr sorgfältige Auswahl der sich meldenden Persönlichkeiten zu treffen und nur die tüchtigsten und zuverlässigsten Leute einzustellen.

Doch kehren wir jetzt zu unserem Diner an Bord des Schnelldampfers zurück. Dasselbe ist mit Kaffee und Cigarren abgeschlossen worden, und ich begebe mich in meine Kabine, um mich für einen Besuch des Maschinenraumes umzuziehen. Unmittelbar nach Schluß des Essens haben wir nämlich den Anker aufgenommen und gehen jetzt noch die Elbe hinunter bis Cuxhaven. Der erste Offizier und der Lotsenkapitän, die mit uns zusammen diniert haben, stehen jetzt auf der Brücke und dirigieren von dort aus das Schiff, welches mit Rücksicht auf das nicht immer gleichmäßige Fahrwasser und die vielen entgegenkommenden Schiffe nur mit halber Kraft fährt. Es sind auch noch nicht alle Kessel im Gange, denn man spart natürlich, wo es nur irgend geht, mit den kostbaren Kohlen. Der Gang des Schiffes ist ein derart ruhiger, daß man hier auf der Elbe, wo ein Wellenschlag nicht vorhanden ist, von der Bewegung des Schiffes überhaupt nichts merkt.

„Feuer im Mittelschiff!“

Da mir daran liegt, mich eine Zeitlang in den Maschinenräumen aufzuhalten, muß dafür ein anderer Anzug angezogen werden, welcher ein ungeniertes Bewegen auch in den Räumlichkeiten gestattet, die naturgemäß durch Kohlenstaub, Oel usw. trotz aller Sauberkeit und des beständigen Putzens ein wenig verunreinigt sind. Gerade bin ich mit dem Anziehen fertig und will die Kabine verlassen, als ich auf Glockensignale aufmerksam werde, welche vom Deck her und durch die Schiffsräume ununterbrochen erschallen. Es sind eigentümliche Doppelschläge der Glocke, die aufeinander folgen. Ebenso hört man vom Oberdeck her das Dröhnen eines Gongs, der ebenfalls mit Doppelschlägen bearbeitet wird. Als ich die Thür meiner Kabine öffne und durch den dicht daneben gelegenen Speisesalon in das Treppenhaus hinaustrete, sehe ich, daß die ganze Besatzung des Schiffes durcheinander wirbelt, wie Ameisen, die man aufgestöbert hat. Die Treppen hinauf und hinunter jagen die Stewards, die Stewardessen, aber auch die schwarzen Teufel von Heizern und Kohlenziehern jagen die Treppe zum Oberdeck empor. Offiziere, Ingenieure, Maschinenassistenten, Köche, Matrosen eilen in rasendem Laufe die Gänge entlang, die Treppen hinauf und hinunter.

„Feuer im Mittelschiff!“ bedeutet das Alarmsignal. Aber zur Beruhigung wird gleich mitgeteilt, es handle sich nur um eine Probealarmierung, welche der Besichtiger angeordnet hat, um sich davon zu überzeugen, daß die sogenannte „Feuerrolle“ an Bord tüchtig eingeübt ist, und daß jedermann von der Besatzung weiß, wo sich sein Posten im Falle eines Brandes befindet, und welches seine Funktionen sind. Gerade für die Schnelldampfer hat der Inspektor, dem sie unterstellt sind, der bereits oben erwähnte frühere Staatsoffizier der Marine, ganz nach dem Muster der Kriegsmarine eine vorzügliche Sicherheitsrolle ausgearbeitet, welche für jedes Mitglied der Besatzung genau angiebt, welche Funktionen es beim Verschließen der Schotten, beim Aussetzen der Boote und beim Löschen des Feuers hat. Es handelt sich bei einem Feuer an Bord vor allem darum, in möglichster Geschwindigkeit Wasser zu geben, um das Feuer im Keime zu ersticken. Es sind daher in den Gängen zwischen den Kabinen der ersten und zweiten Kajüte, natürlich auch im Zwischendeck, dann aber auch in den Gängen in den Verwaltungsdiensträumen an den Wänden Schläuche mit dazu gehörigem Spritzenmundstück angebracht. Diese Schläuche ruhen auf Rollen, lassen sich mit einem einzigen Handgriff losmachen, der Schlauch rollt sich ohne jeden Widerstand zu einer Länge von zehn bis zwanzig Meter ab, und die einzige Umdrehung eines Ventilrades mit der Hand giebt massenhaft Wasser. Auf Deck und unter Deck sind aber auch noch an den Wänden Stutzen angebracht, an welche wiederum Schläuche mit Mundstücken angeschraubt werden können. Auf das Signal „Feuer!“ treten in der Maschine die dazu bestimmten Maschinisten und Oberheizer sofort an die Dampfpumpen, um auf ein zweites Signal die Ventile derselben zu öffnen und wahre Fluten Wasser nach den Stutzen und Schlauchansätzen unter und über Deck zu leiten. Das Kommando beim Feuer hat stets der erste Offizier. Da die Gänge im Schiff, die Treppenhäuser usw. nicht Raum für viele Personen bieten, stellt sich das sogenannte Feuerpikett, das zur Verfügung des ersten Offiziers steht, bei Alarm auf Deck auf. Zu diesem Feuerpikett gehören zum Beispiel sämtliche Heizer und Kohlentrimmer, das sind die Leute, welche fortwährend aus den Kohlenbunkern die zum Heizen notwendigen Kohlen für die Kessel schaffen. Die

Matrosen und die Stewards bedienen die Schläuche in den Gängen und besonders in der Nähe der Feuerstelle. Der Zahlmeister läßt zum Beispiel sofort die Getränkeausgabe schließen und eilt dann in das Bureau, um die notwendigsten Papiere und die ihm etwa von den Fahrgästen übergebenen Wertsachen für ein Verlassen des Schiffes zusammenzupacken.

Nachdem der Besichtiger mit der Uhr in der Hand geprüft hat, wie lange es dauert, bis sich jedermann auf dem Posten befindet, macht er einen Rundgang durch das Schiff, um sich durch persönliche Fragen zu überzeugen, daß die Leute mit der ihnen gegebenen Instruktion auf das genaueste vertraut sind. Da steht gleich im Gange eine der Stewardessen auf dem ihr vorgeschriebenen Platz, und es sieht beinahe militärisch aus, als sie sich hinstellt und dem Besichtiger auf seine Frage mitteilt: „Meine Aufgabe ist es, den Damen Hilfe zu leisten, sie vor allem zu beruhigen, damit keine Panik entsteht."

In der zweiten Kajüte sind die Musiker versammelt. „Was ist Ihre Funktion?" fragt der Besichtiger den einen derselben. — „Hilfeleistung bei den mir zugeteilten Passagieren der zweiten Kajüte."

Auf Deck werden die Mannschaften des Feuerpiketts geprüft, und selbst die acht Jungen, die man an Bord hat und die für allerlei kleine Verrichtungen auf und unter Deck gebraucht werden, wissen zu antworten, daß ihnen die Bedienung der Schläuche an Deck zusteht und daß sie die aus einem besonderen Kasten genommenen Schläuche mit Mundstück an ihnen zugewiesene bestimmte Schlauchstutzen zu schrauben haben. Der Besichtiger überzeugt sich, daß jedermann auf dem Posten ist, daß jedermann weiß, was er im Falle eines Feuers zu thun hat, und entläßt dann die Mannschaften. Ueber die stattgefundene Alarmierung, über den Zustand, in dem er das Schiff, seine Einrichtungen und die Ausführung der bei Feuer bestimmten Anordnungen getroffen hat, nimmt er sorgfältig ein Protokoll auf, welches sich demjenigen anschließt, das er schon am Vormittag aufnahm, als er im Proviantraum seine Revision abhielt.

An der Maschine.

Nach diesem Feuerintermezzo geht es endlich an die Maschine hinunter. Das Betreten des Maschinenraums ist den Fahr-

gästen unter keinen Umständen gestattet, und die Passagiere sollten froh sein, daß dieses Verbot besteht. Es ist nämlich kein Vergnügen, in den Maschinenraum hinunterzusteigen; man bekommt dort einen kleinen Vorgeschmack davon, wie es ungefähr in der Hölle zugeht. Auch der Maschinenraum ist in verschiedene Etagen geteilt. Die Teilung geschieht jedoch nicht durch Decken, sondern durch Eisenstangen, welche ziemlich dicht nebeneinander gelegt sind, aber welche doch dem von unten aus dem Heizraum aufsteigenden Staub, der furchtbaren Hitze der Kessel und dem Oeldunst, der von den Maschinen ausgeht, Abzug nach oben gestatten. Schon wenn man den Maschinenraum von oben betritt, da, wo die Köpfe der mit dreifacher Expansion arbeitenden Cylinder zu sehen sind, schlägt einem eine furchtbare Hitze und ein Dunst entgegen, der den Besucher fast betäubt. Die Treppen, die die verschiedenen Gänge verbinden und die nach unten bis zum Heizraum führen, sind eigentlich nichts als eiserne Leitern mit Geländern. Die Treppen müssen sämtlich rückwärts hinuntergegangen werden, und da die Geländer unvermeidlicherweise beschmutzt sind, bekommt man in jede Hand einen Putzlappen, um sich an dem Geländer und an anderen Teilen der Maschine, die man anfaßt, die Hände nicht gar zu sehr zu beschmutzen. Das Schiff hat zwei Schrauben und demnach auch zwei Maschinen, eine Backbord- und eine Steuerbordmaschine. Jede Maschine hat drei Cylinder, und drei Pleuelstangen arbeiten senkrecht von oben herunter auf die Krummzapfen der Kurbelwelle, welche jetzt, wo das Schiff mit halber Kraft fährt, ungefähr 54 Umdrehungen in der Minute macht.

Nachdem wir wieder zwei Etagen hinuntergestiegen sind, entdecken wir an einer offenen Luke des Maschinenschotts einen der wachthabenden Maschinisten. Die beiden Maschinen sind nämlich durch ein senkrechtes, vom Hauptdeck bis zum Kiel gehendes eisernes Schott wasserdicht voneinander abgeschlossen. Wenn durch ein Unglück auch die eine der Maschinen voll Wasser laufen würde, würde die zweite Maschine intakt bleiben, und man könnte mit ihr, wenn auch mit etwas verminderter Geschwindigkeit, ruhig weiter fahren. Daß zwei Maschinen vorhanden sind, ist von außerordentlichem Vorteil. Bei den Einschraubenschiffen kam es wiederholt vor, daß die mächtige

Kurbelwelle brach und die einzelnen Stücke, aus denen die Kurbelwelle besteht, infolge ihrer Schwere an Bord nicht wieder erneuert werden konnten, obgleich man Reserveteile mit sich führte. Da die Schiffe zum Segeln gar nicht eingerichtet sind und die Masten nur zu Signalzwecken und als Blitzableiter dienen, mußte ein solches Schiff dann hilflos auf See treiben, bis es von vorüberkommenden Fahrzeugen ins Schlepptau genommen wurde. Diese Uebelstände fallen jetzt vollständig weg. Bricht die Kurbelwelle der einen Maschine, so fährt man eben mit der andern weiter.

Der mich führende und jede gewünschte Auskunft erteilende Oberingenieur des Schiffes winkt dem Maschinistenassistenten, der gerade die Wache am Schott zwischen den beiden Maschinen hat. Der Assistent ergreift einen Schraubenschlüssel, dreht ein Achtkant, das sich dicht neben ihm befindet, einhalbesdutzendmal herum, und die kolossale eiserne Schiebethür, welche in geöffnetem Zustande die Verbindung zwischen den beiden Maschinen ermöglicht, schließt sich geräuschlos und mit höchster Präzision. Es genügen ungefähr zwanzig Sekunden, um die vollständige Absperrung zwischen den beiden Maschinen durch die Schotte an den verschiedenen Stellen zu vollziehen.

Je tiefer es hinabgeht, desto grauenhafter wird die Temperatur. Dabei sind, wie bereits erwähnt, nicht einmal alle Kessel im Gange, und es muß demnach der Aufenthalt an der Maschine noch schrecklicher sein, wenn das Schiff mit höchster Dampfspannung und mit allen Kesseln arbeitet. Während der sieben Tage, welche durchschnittlich die Ueberfahrt von Cuxhaven nach New-York dauert, kommen eigentlich weder Ingenieure, noch Heizer und Trimmer aus der Maschine. An Deck wenigstens kommen sie fast nie. Die Ingenieure haben kaum Zeit, eine halbe Stunde die Offiziersmesse aufzusuchen, um dort die Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Sie kommen gewöhnlich nur aus der Maschine heraus, um sich sofort zu reinigen und ein paar Stunden schlafen zu legen. Sie werden dann wieder geweckt und müssen Tag und Nacht, zwischen Dienst und Ruhe wechselnd, wieder an der Maschine antreten. Die Heizer und Kohlentrimmer werden vorzüglich verpflegt. Das ist aber auch notwendig, denn nur durch gutes und nahrhaftes Essen können diese

Leute sich bei ihrer schweren Arbeit frisch erhalten. Daß natürlich den Leuten alle Bequemlichkeiten, wie Waschapparate, Brausebäder usw. zur Verfügung stehen, ist selbstverständlich. Das Schiff hat Ventilatoren, welche oben auf Deck stehen und deren Oeffnungen stets dem Winde entgegengedreht werden. Mehrere Dutzend dieser Ventilatoren senden ihre Röhren bis tief in die Maschine hinab; aber bei der Höllentemperatur, welche hier die Kessel erzeugen, spürt man diese frische Luft eigentlich nur in unmittelbarer Nähe der einmündenden Röhren. Erfrischend wirkt es, in die Nähe der Dynamomaschinen zu kommen, welche mit ihrem rasenden Lauf Luftbewegung und dadurch Kühlung erzeugen. Die Dynamomaschinen dienen zur Beschaffung der elektrischen Kraft, welche in so umfangreicher Weise an Bord zu Beleuchtungszwecken, aber auch zum Zwecke des Antriebs kleinerer und größerer Maschinen gebraucht wird.

* * *

Mit einem Wonnegefühl, das sich kaum schildern läßt, begrüßt man, nachdem man dem Höllenschlund der Maschine entstiegen ist, auf dem Deck oben die frische Abendluft und weidet sich entzückt an dem herrlichen Sonnenuntergang, dessen Schönheit ein wolkenloser Himmel erhöht. Drei Stunden dauert die Fahrt bis Cuxhaven, und es ist elf Uhr, als wir angesichts der Stadt mit ihren Lichtern mitten im Strome vor Anker gehen. Die vorschriftsmäßig ausgesetzten elektrischen Signallichter zeigen allen vorüberkommenden Schiffen an, daß der Schnelldampfer hier im Fahrwasser liegt und daß sie dem ruhenden Schiffe sorgfältig aus dem Wege zu gehen haben. Der Dienst hört aber an Bord noch nicht auf, trotzdem die Maschine jetzt stillsteht. In der Nacht vor der Abfahrt ist eben noch so sehr viel zu thun. Die Stewards und Stewardessen haben noch mit dem Beziehen der Betten und Matratzen zu thun, sie reinigen nochmals auf das sorgfältigste alle Kabinen. In der Maschine werden die Kessel durch die Pumpen mit Wasser gefüllt, weil man um Mitternacht die noch nicht im Dienst befindlichen Kessel anheizen will, und auf und unter Deck herrscht überall Leben und Thätigkeit. Selbst die Musiker üben noch um elf Uhr nachts im jetzt noch unbesetzten Salon der zweiten Kajüte den finnländischen

Reitermarsch, der merkwürdigerweise jetzt auf allen Schiffen gespielt wird, wohl deshalb, weil die Amerikaner an der rauschenden Fanfarenmusik dieses Marsches eine große Freude haben. Nachts um ein Uhr kommt noch ein Schleppschiff, der „Expedient" von Hamburg, der einen großen Leichter (Lastenkahn) hinter sich her schleppt. Auf diesem Leichter befindet sich das bis abends sechs Uhr in Hamburg aufgegebene große Gepäck der Kajütenpassagiere, und da dieses in dem Gepäckraum sorgfältig verstaut werden muß, da man beim Uebernehmen des Gepäcks recht sorgfältig verfährt, um die zum Teil recht wertvollen Koffer nicht zu beschädigen, dauert das Unterbringen des Gepäcks beinahe bis vier Uhr. Um vier Uhr aber werden schon wieder die schlafenden Stewards und Stewardessen geweckt, um heute, am Tage der Abfahrt, möglichst zeitig in Dienst zu treten, da noch die verschiedenartigsten Vorbereitungen zu treffen sind.

Aus der kühlen Nacht aber ist ein herrlicher Morgen geworden und in der am Horizont aufsteigenden Sonne glitzert in tausend Strahlen das von einem leichten Winde gekräuselte Wasser der Elbe. Ganz verblüfft ist man darüber, daß plötzlich die Richtung, in der man vor Anker gelegen hat, vollständig verändert ist. Als wir abends um elf Uhr den Steuerbord-Buganker des Schiffes fallen ließen, zeigte der Bug des Schiffes hinaus nach dem Meer. Jetzt entdecken wir, daß der Bug nach Hamburg zurückweist. Durch die unterdes hereinströmende Flut ist das Schiff langsam und allmählich in einem riesigen Halbkreis um seinen Anker gedreht worden.

Um halb sechs Uhr früh ist der Doktor schon an der Arbeit, um die Zwischendecker zu impfen. Um halb sieben Uhr hält der Obersteward Musterung über die in sauberster Uniform prangenden, frisierten und pomadisierten Stewards auf dem Promenadendeck ab. Um halb acht Uhr beginnt die Schiffskapelle zu spielen, und um acht Uhr findet für den Schiffsstab in der ersten Kajüte das Frühstück statt. Unmittelbar nach demselben giebt es wieder einmal einen, vom „Besichtiger" veranlaßten, Alarm, und zwar einen doppelten: Verschluß und Bootsaussetzen. Mit nervösen, rasch aufeinander folgenden Schlägen ruft die Schiffsglocke, ruft der Gong jedermann im Schiffe auf seinen Posten.

Wie sieht das Schiff aus?

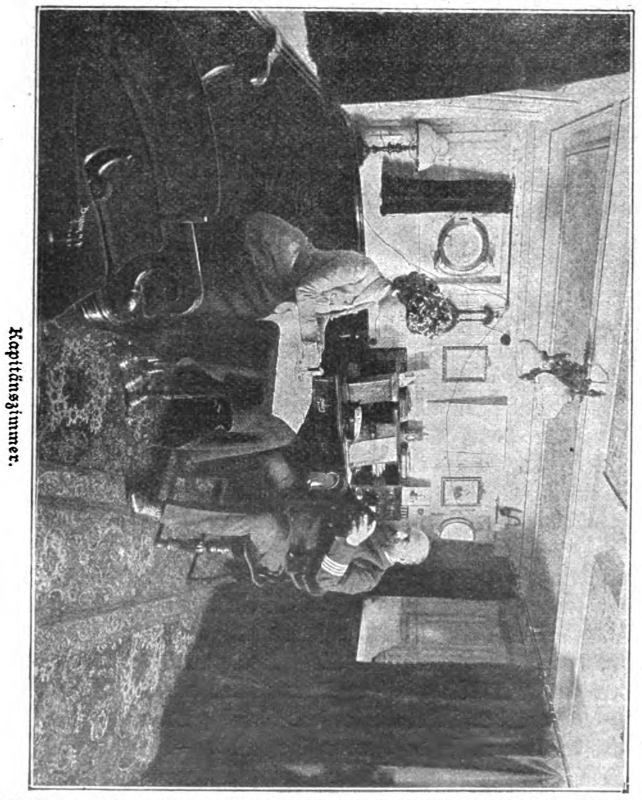
Bevor wir diese Alarmierung schildern, wird es sich indes empfehlen, etwas über die Einrichtung des Schiffes und die Lage der verschiedenen Decke zu einander mitzuteilen. Wenn wir uns das Aeußere des größten Doppelschraubendampfers „Deutschland" betrachten, sehen wir im Rumpfe des Schiffes drei Reihen Fenster übereinander. Die unterste Reihe gehört zum Zwischendeck, die mittlere zum Hauptdeck, die dritte, oberste, zum Oberdeck. Ueber diesem Oberdeck befinden sich noch, wie man sieht, in der Mitte des Schiffes und bis nach hinten gehend Aufbauten. Diese Aufbauten enthalten die besten Kabinen und den größten Teil der Gesellschafts- und Repräsentationsräume. Die Aufbauten sind so eingerichtet, daß an der Backbord- und Steuerbordseite breite, überdachte Promenadenwege übrig bleiben, welche in der That den Zweck haben, den Passagieren auf dem Schiffe Gelegenheit zum Spazierengehen, zum Promenieren zu geben.

Ein Bild zeigt uns das Promenadendeck eines solchen Schnelldampfers, und hier wird Leserinnen und Lesern am besten Gelegenheit geboten werden, sich einen ungefähren Begriff von den kolossalen Dimensionen wenigstens der Länge dieser Schiffe zu verschaffen. Es nützt nichts und giebt für den Leser doch kein wirklich anschauliches und richtiges Bild, wenn wir sagen, daß ein solcher Schnelldampfer mehr als 680 Fuß Länge, mehr als 67 Fuß Breite und 44 Fuß Tiefe hat. Selbst wenn wir zum Vergleich erklären wollten: wenn man einen solchen Schnelldampfer auf den Kopf stellt, würde er die Größe eines Kirchturmes übertreffen, so ist damit doch noch kein vollständig richtiger Vergleich gegeben, da ja die Höhe der Türme verschieden ist. Wenn man aber Leserinnen und Lesern mitteilt, daß allein das Promenadendeck so lang ist, daß man kaum imstande ist, selbst mit guten Augen von einem Ende des Promenadendecks zum andern selbst Bekannte zu erkennen und zu unterscheiden, so wird dies ungefähr mit unserm Bild einen Begriff von der kolossalen Länge dieser Dampfer geben. Solcher Promenadendecke liegen bei den modernen Dampfern zwei übereinander und naturgemäß bildet das Dach des zweiten

Promenadendecks wiederum ein Deck für sich. Auf diesem befindet sich wiederum ein Aufbau, der an den beiden Seiten des Schiffes Wandelgänge frei läßt, und auf dem Dach dieses Aufbaues befindet sich das sogenannte Bootsdeck und über diesem die Kommandobrücke.

Die größte Gefahr für die den Ozean kreuzenden Schiffe bilden heutzutage nicht mehr die Elemente. Selbst der schwerste Sturm kann wohl ein solches Schiff im Laufe aufhalten, kann es unbarmherzig hin und her schleudern und den Insassen des Schiffes ein paar böse Stunden bereiten; aber wenn das Schiff nicht durch den Sturm auf einen Felsen getrieben oder auf eine Küste geworfen wird, so ist keine Gefahr für dasselbe vorhanden, und deshalb will ein Sturm auf offener See eigentlich nichts besonders Gefährliches bedeuten. Das Schlimmste, was einem Schiffe begegnen kann, ist, von einem anderen Fahrzeuge angerannt zu werden, und die Gefahr ist deshalb so groß, weil ja die modernen Dampfer sämtlich aus Eisen von mindestens vier bis fünf Centimeter Stärke gebaut sind. Die alten Holzschiffe schwammen natürlich, selbst wenn sie ein großes Leck bekamen; denn Holz ist eben leichter als Wasser. Ein solcher moderner Dampfer aber ist wie ein eiserner Topf; wenn er ein Loch bekommt und Wasser einnimmt, so sinkt er unfehlbar unter. Man hat deshalb in den großen Schiffen Vorkehrungen dagegen getroffen, daß ein Leck sofort den Untergang des ganzen Schiffes herbeiführt. Man hat nämlich das Schiff von unten bis oben, senkrecht und wagerecht in wasserdichte Zellen oder Abteilungen geteilt. Große Wände, die vom Kiel bis zum Hauptdeck gehen und in der Längsrichtung des Schiffes liegen, teilen das Schiff in drei bis vier Längsteile. Querwände, welche senkrecht zu diesen Langwänden stehen, teilen das Schiff wiederum in einzelne kleine Abteilungen, so daß, wenn die Wände absolut geschlossen sind, ein solches Schiff auch bei einem heftigen Zusammenprall mit einem anderen Schiffe noch nicht verloren ist. Es mögen dann durch den Zusammenprall große Löcher entstehen und es mag auch Wasser in das Schiff eindringen; es würde dann immer nur eine Reihe von Kammern oder Abteilungen sich mit Wasser füllen, während die anderen Kammern natürlich intakt bleiben und das Schiff weiter tragen könnten. Auch den Doppel-

boden des Schiffes hat man durch Wände in wasserdichte Abteilungen getrennt. Wollte man die Abteilungseinrichtungen des Schiffes durch feste Wände herstellen, so wäre natürlich ein Verkehr innerhalb des Schiffes außerordentlich schwierig, ja un-



Kapitänszimmer.

möglich. Man muß daher in den Trennungswänden für den Verkehr im Schiffe Thüren anbringen, die so eingerichtet sind, daß sie im Falle der Gefahr wasserdicht geschlossen werden können. Diese Thüren heißen Schotten, und es ist von außerordentlicher Wichtigkeit, daß im Augenblicke einer Gefahr sofort die Schotten geschlossen werden. Die ganze Einrichtung der

wasserdichten Zellen ist zwecklos, wenn ein Anprall kommt und der Verschluß nicht funktioniert. Es muß daher die Verschlußrolle ganz besonders sorgfältig eingeübt sein, und bevor ein Dampfer sich auf die Fahrt begiebt, muß diese Verschlußrolle sehr gewissenhaft eingeübt werden, da ja gewöhnlich ein Teil der Besatzung aus neuen Leuten besteht, welche erst für ihre Spezialfunktion angelernt und dann an das Zusammenarbeiten mit den anderen Leuten gewöhnt werden müssen. Außer den Schotten müssen geschlossen werden: die Seitenfenster, alle nach außen führenden Pforten, welche zum Uebernehmen von Kohlen oder zum Ein- und Ausladen der Fracht oder des Passagiergepäcks dienen; ferner einzelne wasserdichte Thüren, welche besonders von den Treppenaufgängen nach den wasserdichten Abteilungen führen und die im Interesse des Verkehrs bis zum letzten Augenblick, selbst wenn schon die Schotten verschlossen worden sind, offen gehalten werden müssen. Schon bei Eintritt nebeligen oder unklaren Wetters sind sämtliche hier genannten Oeffnungen zu verschließen. An der Maschine ist mindestens täglich einmal zu wechselnden Zeiten das Signal „Schotten zu!“ von der Kommandobrücke aus telegraphisch zu geben und durchzuführen, damit die Leute an der Maschine sich an ein rasches Ausführen dieses Kommandos gewöhnen. Die Signale werden für die Verschlußrolle gegeben: auf Deck durch anhaltendes Läuten der großen Schiffsglocke, unter Deck durch anhaltendes Schlagen des Gong, in der Maschine durch den Maschinentelegraphen, der auf „Schotten zu!“ gestellt wird.

Auf das Alarmsignal haben sich ebenfalls wieder sämtliche Personen der Besatzung auf ihre Posten zu begeben. Wie wichtig die Verschlußrolle ist, geht allein daraus hervor, daß neben jedem Schott an der Wand mit schwarzer Oelfarbe eine Nummer angeschrieben ist, um der betreffenden Nummer der Besatzung das Auffinden der Stelle zu erleichtern, wo sie auf das Alarmzeichen hin sich einzufinden und zu operieren hat. Die Stewardessen haben wieder die Aufgabe, den weiblichen Passagieren Hilfe zu leisten.

Wir folgen einer Anzahl von Heizern, die sich in einen Raum des Hauptdecks dicht in der Nähe des unteren Salons eilfertig begeben, und sehen zu, was hier geschieht. Der Steward,

dem diese Räumlichkeiten unterstellt sind, verschließt vor allem wasserdicht die Rundfenster in der Bordwand, sowohl in den Kabinen, als in den Toiletten. Unterdes haben die beiden Heizer mit Hilfe einer Kurbel das erste große und breite Schott, welches in Falzen und auf Rädern läuft, vor die Oeffnung gebracht, neben welcher es sich bis jetzt befand. Haben dies die Leute an drei Schotten, die sich innerhalb ihrer Abteilung befinden, gethan, so würden sie aus dieser Abteilung nicht mehr heraus können und müßten hier elendiglich ertrinken, wenn sich die Abteilung mit Wasser füllen würde. Um ihnen die Möglichkeit des Rückzuges zu gewähren, ist nach einer der Treppen in der Mitte des Schiffs zu eine wasserdichte, mit einem Schlüssel verschließbare Thür angebracht. Auch an diese Thür hat sich ein Posten begeben, hat aus einem Kasten, der oberhalb der Thür angebracht ist, den an einer Kette befindlichen Schlüssel herausgezogen und hat die Thür geöffnet. Er weiß genau, daß drei Personen sich mit ihm zusammen in der Abteilung befinden, und wartet natürlich, bis diese drei Personen mit ihm die Abteilung verlassen. Kommen die drei Personen nicht bald heran, so wird er natürlich nach ihnen sehen und sie eventuell, wenn sie bewußtlos sein sollten, herauszuschaffen suchen. Dann löst er die Kette mitsamt dem Schlüssel durch einen einzigen Handgriff von der Befestigung und verschließt die wasserdichte Thür von außen. Die vier Personen können dann über die Treppe sich nach dem Oberdeck und den dort befindlichen Aufbauten flüchten.

Natürlich sind wieder Funktionäre, vor allem die Offiziere, die Maschinisten, auch der Obersteward und andere leitende Persönlichkeiten mit einer sorgfältigen Kontrolle des Schottenverschlusses beschäftigt. Gleichzeitig wird aber schon, während die Schotten geschlossen werden, das *Aussetzen der Boote* vorbereitet; denn man nimmt an, daß wenn ein Schiff erst angerannt, doch das Aussetzen der Boote, um die Passagiere zu retten, zur Notwendigkeit werden könne. Der Zahlmeister rettet z. B. die Schiffspapiere und Wertsachen; die Küper, die Schlächter, die Köche raffen Proviant aus den Proviansträumen und aus der Küche zusammen und schleppen ihn nach den Booten. Die Stewards im Zwischendeck und in den Kabinen wecken die ihnen

zugeteilten Passagiere und bringen sie nach den Alarmplätzen. Sobald jeder Mann der Besatzung seine Funktionen beim Schottenverschließen ausgeführt hat, begiebt er sich sofort auf Deck nach den Booten oder, wie in diesem Falle des blinden Alarms, um sich an dem „Bootsmanöver“ zu beteiligen. Natürlich hat das Schiff mindestens so viele Boote, als die Personen benötigen, welche sich auf ihm befinden, wenn das Schiff voll besetzt ist. Auf dem Bootsdeck stehen acht bis zwölf Boote, welche in Davits, das heißt in ausschwingbaren Kranbalken, hängen. Außer diesen festen Booten, von denen jedes Raum für sechzig bis siebzig Personen mit den Rudermannschaften gewährt, sind noch sogenannte „Faltboote“ aufgestellt. Es sind dies eiserne Unterteile von Booten, an welchen aus wasserdichter Leinewand aufklappbare Seitenwände angebracht sind und welche ebenfalls zur Aufnahme von je vierzig bis fünfzig Personen dienen.

Nachdem der Besichtiger in Begleitung des Inspektors und des ersten Offiziers sich von der exakten Ausführung der Verschlußrolle überzeugt hat, eilt er auf die Kommandobrücke, um mit der Uhr in der Hand zu kontrollieren, wie lange es dauert, bis auf ein neuerdings gegebenes Alarmzeichen die jedem Boot zugeteilten Mannschaften und Führer auf Deck angetreten sind. Es ist eine bunte Gesellschaft, die sich an den einzelnen Booten aufstellt. Da steht der Steward bereits in voller Paradeuniform mit dem sorgfältig frisierten Haupthaar; neben ihm der wie ein Teufel aussehende Heizer oder Kohlenzieher, bei dem nur das Weiße im Auge sich von der schwarzen Farbe seines Gesichtes abhebt; daneben ein Mann im grauen Drillichanzug mit einer großen blauen Schürze, einer der Aufwäscher; daneben der Maschinist und hinter ihm wiederum, mit der weißen Mütze und der weißen Schürze geschmückt, ein Koch. Jeder Bootsführer revidiert rasch, ob die sämtlichen dem Boote zugeteilten Leute zur Stelle sind. Auch der Doktor und die Oberstewardeß befinden sich auf Deck. Sie sind beide Respektspersonen und sie müssen natürlich auch einen Platz in den Booten zugeteilt erhalten; aber es wird auch ihre Aufgabe sein, durch Zureden und durch Ermahnen die männlichen und weiblichen Passagiere von einer Panik, von einem mörderischen Drängen nach den Booten abzuhalten.

Der erste Offizier, der neben dem Besichtiger auf der Kommandobrücke steht, ergreift die Leine, die nach der schauderhaft brüllenden Dampfpfeife am ersten Schornstein des Schiffes emporführt, und zieht sie einmal an. Auf das Geheul dieser Dampfpfeife stürzen sich die Mannschaften jedes Bootes auf dasselbe und entfernen mit großer Geschwindigkeit die wasserdichte Bedachung, die sogenannte Bekleidung des Bootes, welche die im Boot stets zum Gebrauche fertig liegenden Gegenstände vor der Nässe der Wellen und des Regens schützt. Zweimal hintereinander brüllt die Dampfpfeife, und die Boote werden ausgeschwungen. Auch dies vollzieht sich rasch und präzis. Die Boote hängen außerhalb des Decks, fertig, heruntergelassen zu werden.

„Boot Nummer Sieben herunterfieren!“ befiehlt der Besichtiger und rasch gleitet, gehalten von Tauen, den sogenannten Läufern, das Boot mit den dafür bestimmten Mannschaften zur Wasserfläche nieder. Unten angekommen, wird es aus den Rollen, in denen es läuft, ausgehakt, und die Leute nehmen die Riemen zur Hand.

„Proberudern!“ befiehlt der Besichtiger, um sich zu überzeugen, daß die Mannschaften auch das Rudern und insbesondere das gleichmäßige Rudern verstehen. Nachdem die Leute zur Probe um das Heck des Schiffes herumgerudert sind und wieder auf ihren Platz zurückkehren, befiehlt er: „Boot Nummer Sieben heißen!“ und ruft dann von der Kommandobrücke herab: „Boot Nummer Zwei auspacken!“ Er selbst eilt von der Kommandobrücke herunter nach dem Boot, um sich hier selbst davon zu überzeugen, daß in dem Boot alle die Gegenstände gebrauchfertig vorhanden sind, die gesetzlich dort für den Fall der Not und des Gebrauchs des Bootes bereit gehalten werden müssen. Dieses Bootsinventar besteht aus zwei Bootshaken, aus einem Ruder für jede Ruderbank, aus zwei Ersatzrudern, aus Rudergabeln, aus Pflöcken für die Wasserablasselöcher, aus Schöpfeimern, aus zwei Wasserfässern, gefüllt mit frischem Trinkwasser, einem Brotbehälter, gefüllt mit gutem Hartbrot, einer Blechdose mit Notsignalen, einer Flasche Rum, einer Fangleine. Außerdem hat es zu enthalten: einen Mast mit Segel fertig zum Gebrauch, zwei Kappbeile, einen Oeltang mit fünf Kilo-

gramm Oel, zwei Oelbeutel, um in schwerem Sturm die Wogen zu beruhigen, einen Bootskompaß und eine Laterne mit trockenem Docht. Alle diese Stücke des Inventars läßt der Besichtiger vor seinen Augen dem Boot entnehmen, prüft jedes einzelne auf seine Gebrauchsfähigkeit und läßt dann die Mannschaften wegtreten und wieder an die Arbeit gehen. Er selbst setzt sich nun aber hin, um das Protokoll, das er schon bisher über seine Revision des Schiffes aufnahm, zu vervollständigen. In dasselbe trägt er ein, wieviel Schuß für das Geschütz vorhanden sind, welches die Notsignale giebt, wie viele Blaulichtraketen, Rettungsgürtel, Rettungsbojen, Rettungsboote, gewöhnliche Boote, Klappboote, Flöße und Decksitze, die als Flöße in das Wasser geworfen werden können, vorhanden sind. Er bestätigt, daß er die Sachen nicht nur in vorschriftsmäßigem Zustande, sondern auch vorschriftsmäßig untergebracht gefunden hat. Er stellt endlich fest, daß nach der eidesstattlichen Versicherung des ersten Offiziers sich unter der ganzen Mannschaft nur zwölf Personen befinden, welche nicht ruderkundig sind. Er vermerkt endlich, wie viele Personen zur Führung und Leitung der Auswanderer im Augenblicke der Gefahr bestimmt sind. Erst nachdem er diese Eintragung in Gegenwart des ersten Offiziers gemacht hat, schließt er das Protokoll, unterschreibt es, läßt es vom ersten Offizier und dem Proviantverwalter unterschreiben, um es dem Kapitän, wenn dieser zur Abfahrt an Bord kommt, auszuhändigen. Ohne dieses unterschriebene Protokoll des Besichtigers darf nach dem Gesetz vom Jahre 1898 der Kapitän den Hafen bezw. die deutschen Gewässer nicht verlassen.

Fertig zur Abfahrt.

Es ist unterdes zehn Uhr geworden, und im Schiff macht sich eine ständig zunehmende Unruhe bemerkbar. Um 8 Uhr 45 Minuten ist von Hamburg der Extrazug mit den Kajütenpassagieren abgegangen und er wird in kurzer Zeit auf dem Bahnhofe in Cuxhaven eintreffen. Von dort her wird die „Blankenese“ die Passagiere und die Post an Bord des Schnelldampfers bringen. Fast vollendet steht drüben in Cuxhaven ein riesiger Bau, welcher von der Hamburg-Amerika-Linie als Empfangshalle für die Kajütenpassagiere gebaut und schon in wenigen

Monaten in Gebrauch genommen wird. Auf dem Schiffe wirft sich alles in Gala. Die Offiziere, die Ingenieure ziehen ihre Paradeuniform an; die Musik und die Stewards haben ebenfalls Paradeuniform angelegt, und die langen Fanfarentrompeten der Musik sind zu Ehren der amerikanischen Gäste mit lang herabhängenden amerikanischen Flaggen dekoriert worden. Gleich nach zehn Uhr bringt ein kleiner Dampfer den Inspektor, den Arzt und dreißig Stewards in Paradeuniform an Land. Der Inspektor und der Arzt haben beim amerikanischen Konsul noch verschiedene Protokolle und Erklärungen zu unterzeichnen, welche der Kapitän mitnehmen muß und ohne welche ihm das Einlaufen in den Hafen von New-York nicht gestattet werden würde. Die Stewards haben beim Empfang der Gäste anwesend zu sein und sich um das Handgepäck der Kajütenpassagiere zu kümmern.

Auch für uns ist der Augenblick gekommen, wo wir uns nach unserem Gepäck umsehen müssen, um das Schiff zu verlassen; denn in dem Augenblicke, in welchem die Kajütenpassagiere an Steuerbord des Schnelldampfers anlegen, ist auch schon der Moment der Abfahrt gekommen. Dann ist Zeit Geld, und eine nervöse Eile macht sich, wie wir gleich sehen werden, bemerkbar.

Kurz vor elf Uhr kommt aus der Hafenmündung von Cuxhaven ein Leichter, geschleppt von einem Dampfer, der nach amerikanischer Manier das geschleppte Schiff nicht hinter, sondern neben sich hat. Dieser Leichter enthält das letzte Gepäck der Kajütenpassagiere und wird vom Dampfer an die Backbordseite des Schiffes bugsiert. Die „Blankenese“ bringt die Kajütenpassagiere, welche dicht gedrängt auf dem Oberdeck des Dampfers stehen und zu deren Begrüßung jetzt die Schiffskapelle wieder einmal den „Finnländischen Reitermarsch“ spielt. Jetzt ist die „Blankenese“ längsseits des Schnelldampfers. Rasch werden vier Brücken nach dem Haupt- und Promenadendeck des Schnelldampfers hinübergeschoben. Die oberen Brücken dienen zur Uebernahme des Handgepäcks, die unteren Brücken sind für das Publikum bestimmt, und zwei Minuten nach dem Anlegen der „Blankenese“ wimmelt es in allen Gängen, auf allen Treppen im Schnelldampfer von den Passagieren erster und zweiter Klasse, die mit Gepäckstücken in der Hand nach ihren Kabinen suchen,

sich mit den ihnen bekannten Beamten und Offizieren begrüßen und gleichzeitig von den sie begleitenden Angehörigen Abschied nehmen.

Wir können den uns bekannt gewordenen Offizieren und den Ingenieuren sowie dem Arzt nur noch die Hand drücken und ihnen glückliche Reise wünschen; dann gehen wir durch einen ungeheuren Trubel von Menschen und Gepäckstücken nach dem Deck der „Blankenese“, um zuzusehen, wie die uniformierten Arbeiter der Hamburg-Amerika-Linie den Berg von Postsäcken, der auf dem Vorderteil der „Blankenese“ lag, in die Postabteilung des Schnelldampfers hineinschaffen. Der amerikanische Postbeamte in Civil und der deutsche Postbeamte in Uniform, die gemeinsam die Fahrt mit den Poststücken über den Ozean machen, überwachen das Einladen der Postsäcke und werden dabei von einigen Unterbeamten, die indes wieder mit der „Blankenese“ zurückgehen, unterstützt. Der Kapitän des Schiffes, der mit den Passagieren ankam, ist sofort auf die Kommandobrücke geeilt. Neben ihm erscheint die Gestalt des Lotsenkapitäns und in immer kürzeren Pausen mahnt die Dampfpfeife des Schnelldampfers alle Personen, die nicht die Fahrt nach Amerika mitmachen wollen, das Schiff zu verlassen. Die Angehörigen, welche die Reisenden noch bis in ihre Kabinen begleitet haben, müssen jetzt Abschied nehmen. Dieser vollzieht sich außerordentlich rasch und bringt dem Beobachter eine große Enttäuschung. Man ist unwillkürlich auf Scenen der Rührung, auf Thränen, Jammer, Küsse und zärtliche Abschiedsworte gefaßt. Nichts von alledem ist zu merken. Sollte die Menschheit in letzter Zeit mehr und mehr gefühllos geworden sein? Die Verabschiedung zwischen den Fortreisenden und den Zurückbleibenden ist so einfach, so prosaisch!

„Glückliche Reise! Also in sechs Wochen bist du wieder hier.“

„Laßt es euch wohl gehen, in vierzehn Tagen habt ihr den ersten Brief.“

Nichts von Rührungsscenen! Woher kommt das? Das Reisen über den Ozean ist eben schon etwas Gewöhntes geworden, wenigstens für Passagiere, die öfters solche Reisen ausführen, wie vor allem die Leute an der „Wasserkante“; das Reisen selbst bietet außerdem jetzt so viele Sicherheit und Be-

quemlichkeit, daß wirklich kein Grund zu großartigen Rührungs- und Abschiedsscenen vorhanden ist. So ist selbst das alte Scherzwort außer Kurs gesetzt, das man anwandte, wenn bei gewöhnlichen Gelegenheiten zwei Leute zu lange Abschied von einander nahmen: Die thun so, als reiste Einer nach Amerika.

Noch nicht zehn Minuten sind vergangen, seit die „Blankenese" mit den Kajütspassagieren an Steuerbord des Schnelldampfers anlegte, und schon macht sie sich wieder fertig zum „Absetzen". Noch einmal wird durch Rufen, Läuten und das Brüllen der Dampfpfeife der Abgang des Schnelldampfers angezeigt. Die Personen, die nicht mitfahren wollen, sind vollständig auf dem Deck der „Blankenese" versammelt, und diese setzt ihre Schaufelräder in Bewegung, um von dem Schiff loszukommen. Man hört den Maschinentelegraphen auf der Kommandobrücke des Schnelldampfers läuten, der Anker wird durch Dampfkraft in die Höhe gehoben und indem die eine Schraube nach rechts, die andere nach links arbeitet, wendet sich das Schiff fast auf dem Platz und bringt seinen Bug in die Richtung nach See hinaus. Die schmetternden Weisen der Musik erklingen ununterbrochen vom obersten Deck des Schnelldampfers her. Sein Achterteil scheint sich jetzt etwas zu senken, die Schrauben greifen mit voller Kraft in das Wasser, mächtige Rauchwolken quellen aus den drei Schornsteinen des Dampfers und mit voller Kraft, eilfertig wie ein Renner, verläßt der Schnelldampfer den Ankerplatz und eilt zur Elbemündung hinaus.

Eine Begegnung.

Er muß seinen Weg in einem großen Bogen nehmen, und noch hat er diesen nicht vollendet, noch hat er die Elbemündung nicht erreicht, als sich in entgegengesetzter Richtung ein großes, ein ungeheuerliches Schiff nähert, das durch hohe Aufbauten auf dem Deck noch riesenhafter erscheint und welches schon dadurch einen ganz anderen Typus als den des Schnelldampfers anzeigt, weil es nur einen, allerdings mächtig breiten und hohen Schornstein aufweist. Es ist dies der stärkste Dampfer der P-Klasse derselben Gesellschaft, die „Pennsylvania", welche zufälligerweise in demselben Augenblick von New-York kommt und bei Cuxhaven in die Elbemündung einläuft, in welchem der Schnelldampfer

die Reise nach New-York antritt. Mit dem Tusch der Schiffskapellen und mit dem Senken der Flaggen haben sich die beiden Schiffe begrüßt. Noch sehen wir die Rauchwolken aus den Schloten des Schnelldampfers unten am Horizont, als auch schon der rasselnde Anker der „Pennsylvania“ vor uns in den Grund saust. Das Schiff bringt volle Ladung und sechshundert Passagiere, und der Jubel dieser sechshundert Menschen, die auf den verschiedenen Decken lachen, schreien und durcheinander wirbeln, zeigt auf das deutlichste ihre Freude über das Gelingen der Reise.

Ein zweiter Raddampfer der Hamburg-Amerika-Linie ist zur Stelle, der „Willkomm“, und dieser bringt eine Anzahl von Angehörigen der Passagiere, die mit der „Pennsylvania“ ankommen. War doch von England her das Eintreffen der „Pennsylvania“ schon seit dem Nachmittag vorher signalisiert. Welches Jubelrufen, als die Angehörigen auf dem „Willkomm“ ihre Lieben auf dem Deck der „Pennsylvania“ herausgefunden haben, welche fröhlichen Zurufe, welch sehnsüchtiges Ausstrecken der Arme nach den Kindern dort bei jenem alten Manne! Aber noch heißt es Geduld haben. Erst gehen Polizei und Quarantänearzt an Bord der „Pennsylvania“ und wir mit ihnen, um rasch zum obersten Deck und bis zur Kommandobrücke des Schiffes emporzusteigen und uns zu überzeugen, welch ein riesenhafter Bau das ist. Blickt man oben von der Kommandobrücke, wo der Peilkompaß steht, zur Wasserfläche hinunter, so ist das ungefähr die Höhe eines fünfstöckigen Großstadthauses. Gesang schallt vom Promenaden- und Hauptdeck herauf. Die Schiffsmusik hat eine der bekannten amerikanischen Volksmelodien zu spielen begonnen und die Passagiere, fast ausnahmslos aus Amerikanern bestehend, fallen mit hellem Gesange in die Melodie ein. Die Wirkung dieses Gesanges ist eine ebenso fröhliche, wie feierliche. Das Singen hindert aber die Passagiere nicht, sich mit ihren Handgepäckstücken nun die Treppe hinabzudrängen, um auf den „Willkomm“ zu steigen, der die Passagiere erster Klasse mitsamt ihrem Gepäck hinüber nach Cuxhaven bringen soll. Die „Blankenese“ nimmt die Passagiere zweiter Kajüte auf; die Zwischendecker bleiben vorläufig an Bord. Auf dem Deck des „Willkomm“ stapeln sich die breiten, langen, aber auffallend niedrigen Kabinen-

koffer auf, welche ein Normalmaß besitzen, das in der ganzen Welt giltig ist. Wenn es sich einmal darum handeln würde, dem modernen Verkehr ein Denkmal zu setzen, so müßte mindestens das Piedestal dieses Denkmals aus solchen Kabinenkoffern errichtet werden; denn nichts ist bezeichnender für den Weltverkehr, als die Form dieser Koffer, ihre Menge und die Aufschriften und Zettel, die auf diesen Koffern kleben. Sie tragen den Namen ihres Eigentümers in voller Schrift, und wir sehen, daß die Passagiere erster Kajüte ausnahmslos Amerikaner sind. Wir sehen ferner aus den Aufschriften, daß es kaum einen Bundesstaat in Nordamerika, keine Provinz in Canada giebt, die nicht Vertreter zu dieser Reise gestellt haben. Die vielen Hotel- und Beförderungszettel in Buntdruck, die sich auf den Kabinenkoffern befinden, beweisen, daß die Besitzer der Koffer die Reise nach Europa nicht zum ersten Male machen, denn die Zettel thun kund, daß die Besitzer schon in Italien, in Aegypten, in Norwegen und in ganz Deutschland gewesen sind.

Während die Koffer abgeladen werden, verteilen Beamte der Hamburg-Amerika-Linie an die soeben angekommenen Passagiere Briefe, Postkarten und Depeschen, die schon vorher in Cuxhaven eingetroffen sind. Dann geht es hinüber nach dem alten Hafen von Cuxhaven und an den langen Kai, welchen die Hamburg-Amerika-Linie aufbauen ließ. Auf diesem Kai steht die alte Empfangs- und Abfahrtshalle für Kajütspassagiere, und hier befindet sich die Zollstation, welche die Ankömmlinge mit ihrem Gepäck passieren müssen. Auf der anderen Seite der Halle steht aber schon der Extrazug bereit, welcher die Kajütspassagiere ohne Aufenthalt von Cuxhaven in zweistündiger Fahrt über Buxtehude und Harburg nach Hamburg bringen soll. Bevor der Zug abgeht, nehmen die angekommenen Kajütspassagiere das Telegraphenamt, das sich gleichzeitig in der Empfangshalle befindet, aufs ausgiebigste in Anspruch. Es werden sogar sehr viele dringende Depeschen auch nach New-York hinüber abgesendet, welche die glückliche Ankunft der Reisenden melden.

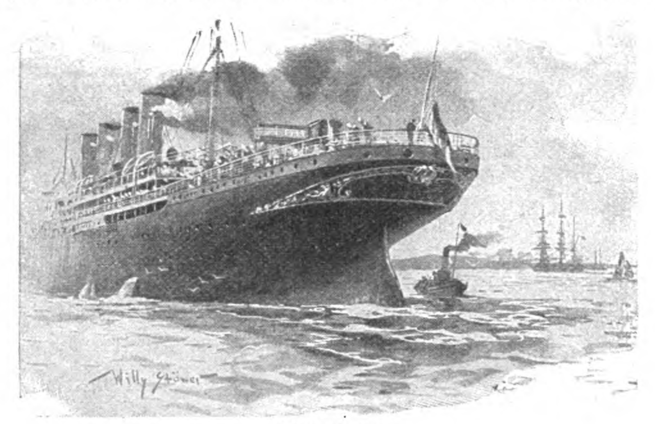
Wir vom „Willkomm“ haben unterdes die Passagiere und deren Gepäck ausgeladen und gehen nun nach der „Pennsylvania“ zurück, um die Zwischendecker mit ihrem Gepäck aufzunehmen und in direkter Fahrt die Elbe hinauf nach Hamburg zu bringen.

Die „Pennsylvania" muß vorläufig in der Elbmündung ankern. Sie hat 29 1/2 Fuß Tiefgang und muß daher warten, bis in einigen Stunden die Flut kommt, um mit ihr bis Brunshausen zu gehen und dort ihre Ladung durch Leichter zu löschen. Dort wird sie auch bis zur Abfahrt nach New-York liegen bleiben.

Die Zwischendecker, die wir jetzt an Bord des „Willkomm" nehmen, unterscheiden sich vorteilhaft von den Zwischendeckern, die wir am Tage vorher zur Abfahrt nach dem Schnelldampfer hinausbrachten. Es befinden sich unter den Zwischendeckern sehr viele Deutsche, aber auch Polen, Oesterreicher, Russen usw. Manche von diesen Leuten haben Geschäfte da drüben in Amerika gehabt und kehren zurück; sehr viele aber machen nur einen Besuch im Vaterlande und besonders die Familien, die gut gekleidet und mit recht stattlich und nobel aussehenden Gepäckstücken sich an Bord des „Willkomm" begeben, haben wohl nur die Absicht, den in Europa zurück gebliebenen Angehörigen einmal einen Besuch zu machen. Das Gepäck der Zwischendecker, die von Amerika kommen, unterscheidet sich auch sehr vorteilhaft von dem Gepäck der am Tage vorher abgereisten Zwischendecker. An Stelle jener buntfarbigen und wenig haltbaren Drellkoffer sieht man solide Lederkoffer, hölzerne Koffer mit Beschlägen und Kunstschmiedearbeit oder Bronze. Kurzum, man kann ziemlich sichere Schlüsse darauf ziehen, daß diese von Amerika kommenden Zwischendecker Personen sind, denen es drüben „geglückt ist". Wahrscheinlich haben sie die versprochenen Reichtümer, die dort drüben auf der Straße liegen sollen, auch nicht gefunden; aber durch außerordentliche Arbeit und Anstrengung ist es ihnen gelungen, wenigstens einen anständigen Lebensunterhalt zu verdienen und so viel zu erübrigen, daß sie nun auch wieder einmal einen Besuch in der europäischen Heimat machen können.

Die achtundneunzig Kilometer Fahrt nach Hamburg überwinden wir, trotzdem die Ebbe ausläuft und ihr Strom uns entgegen ist, in fünf Stunden und zehn Minuten und sind abends um acht Uhr wieder am Auswanderungsdepot in Hamburg, wo die Zwischendecker abgesetzt werden. Von Cuxhaven aus sind telegraphisch Droschken requiriert worden, welche den Zwischendeckern, die solche benutzen wollen, zur Verfügung

stehen. Noch eine rasche Revision durch die Zollbehörden, und die Zwischendecker sind in der Heimat. Zu Fuß oder per Droschke suchen sie die Ruhe- und Unterkunftsstätte für die erste Nacht auf heimatlichem Boden auf. Nur ein biederer Galizier hat in seiner Freude über die Rückkehr nach Europa des Guten zu viel gethan; er hat sich einen schweren Rausch angetrunken und zeigt sich so sehr geneigt, zu singen, zu schreien und zu tanzen, daß ihn sofort zwei uniformierte Hamburger Schutzleute zwischen sich nehmen, um ihn vorläufig zu beruhigen. Hoffen wir, daß sie ihn später, wenn er nüchtern geworden



Nach See zu.

ist, wieder laufen lassen, damit er nicht die erste Nacht auf europäischem Boden im Polizeigefängnis verbringt.

Wenden wir uns aber jetzt im Geiste zurück nach dem Schnelldampfer, der den Lotsenkapitän auf einem diesen erwartenden kleinen Dampfer absetzte, nachdem die zur Rechten und Linken von dem Fahrwasser jenseits der Elbmündung liegenden Sandbänke passiert waren. Der Lotse ist von Bord, der Kapitän des Schiffes übernimmt das Kommando und in eiligem Laufe geht es auf Southampton zu, das man am nächsten Nachmittag um vier Uhr erreichen will.

Die Passagiere haben in den ersten Stunden mit der Einlogierung in den Kabinen zu thun und versuchen, sich über

die verschiedenen Lokalitäten im Schiff zu orientieren. Das erste gemeinsame Frühstück, zu welchem der Gong gegen ein Uhr ruft, giebt den Passagieren Gelegenheit, sich die Gesellschaft anzusehen, in der man reist, und die ersten Bekanntschaften zu machen. Langweile kommt nicht auf. Bis nach Southampton, auf dessen Rhede der Schnelldampfer zum ersten Male hält, um Passagiere, Post und Proviantergänzung aufzunehmen, ist so außerordentlich viel zu sehen. Nicht nur die englische Küste bietet immer wieder neue landschaftliche Reize, sondern auch das Leben und Treiben, der Riesenverkehr im Kanal nimmt beständig die Aufmerksamkeit der Fahrgäste in Anspruch. Von Southampton wird in wenigen Stunden Cherbourg erreicht, wo ein nur nach Minuten zählender Aufenthalt genommen wird, dann geht es hinaus in den Ozean, und nun beginnt die eigentliche Seereise.

Auf offener See.

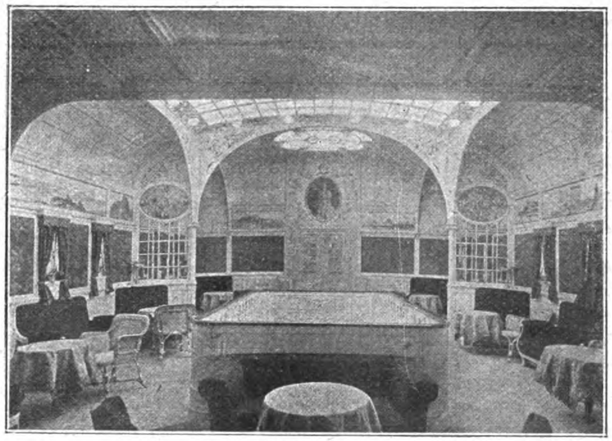
Bleibt das Wetter einigermaßen günstig, so bietet sich ein hoher Genuß. Man verdämmert die Tage der Ueberfahrt mit Essen, Trinken, Ausruhen und Amusement. Für nervöse Leute ist eine solche Seefahrt eine vollständige Kur. Die Seeluft schärft den Appetit in außerordentlicher Weise, aber sie beruhigt auch die Nerven. Sonst sehr unruhige und ungeduldige Leute bringen es fertig, sich stundenlang auf die Kajütenstühle auf dem Verdeck zu strecken und sich am Nichtsthun zu ergötzen. Aber auch das Spazierengehen macht Spaß, und es giebt unter den Herren und Damen enragierte Läufer, die täglich so und so viele Touren über das Deck absolvieren, als bekämen sie dafür bezahlt. Ueberall bilden sich zur Unterhaltung Gruppen, und wer nicht auf Deck bleiben will, geht nach der Bar oder nach dem Rauchsalon, wo er stets Herren findet, die zum Plaudern oder Skatspielen geneigt sind. Die Damen finden im Salon oder Lesezimmer ebenfalls Gesellschaft und ihnen angenehme Unterhaltung, wenn sie nicht im Freien bleiben wollen.

Sehr beliebt an Bord ist das Shuffle-Board-Spiel. Es ist verwandt mit dem deutschen Beilke- (Bilken- oder Pilken-) Spiel. Es handelt sich darum, Blei- oder Holzscheiben mit Hilfe eines besonderen Stabes in ein Viereck zu schieben, das mit

Kreide auf das Deck gemalt ist, und dessen Felder durch eingeschriebene Zahlen verschiedenen Wert haben. Es wird um Geldeinsätze gespielt und auch nebenbei gewettet, jedoch stets nur zu wohlthätigem Zweck, meist zu Gunsten der Unterstützungskasse der Besatzung. So wird auch täglich zu demselben Zwecke eine Lotterie betreffend das „Etmal“ veranstaltet. Dieses dem Landbewohner unbekannte Wort „Etmal“ bedeutet die Entfernung in Seemeilen, welche das Schiff innerhalb vierundzwanzig Stunden zurücklegt. Obgleich die Maschine des Schiffes gleichmäßig läuft, ist doch der direkte „Weg“ den das Schiff zurücklegt, täglich durch Windströmungen und Flutversetzungen verschieden. Man sucht die Zahl der zurückgelegten Seemeilen vorher zu erraten, schreibt die Zahl auf einen Zettel und giebt sie mit einem Einsatz dem Obmann der Lotterie. Mittags wird das sogenannte „Besteck“ von den Offizieren festgestellt, das heißt durch Messen der Sonnenhöhe mit dem Sextanten, durch Vergleich der so gefundenen Zeit mit den Schiffschronometern, bestimmt man den Ort, an dem sich das Schiff befindet, und damit die Entfernung, die es in den letzten vierundzwanzig Stunden zurückgelegt hat. Wird das Wetter

Kanal-Lotse, an Bord kommend.

rauh und die See unruhig, dann kehrt im Zwischendeck der Klapperstorch ein, manchmal sogar mehr als einmal. Dann bildet sich schleunigst ein Komitee, das zum Besten der neuen Weltbürger Theateraufführungen, Konzerte oder einen Ball veranstaltet. Meist ist ein Geistlicher unter den amerikanischen Passagieren, dann findet eine feierliche Taufe der neuen Fahrgäste statt und im Zwischendeck und in den Salons wird die Festlichkeit großartig begangen. Die Schiffsverwaltung sorgt für besonders gutes Essen und im Salon tritt der Sekt in die Erscheinung. Auch im Zwischendeck weiß man sich zu vergnügen. Man tanzt nicht nur nach der



Lesezimmer.

Musik der Schiffskapelle, sondern auch nach den Klängen der Ziehharmonika, man spielt allerlei Spiele und ergötzt sich an Erzählungen.

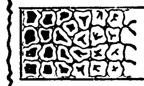
Sonntags wird zum Mindesten im Musik- oder Damen-Salon eine gottesdienstliche Andacht abgehalten, die besonders feierlich wird, wenn ein Geistlicher an Bord ist.

Alles, was draußen auf See geschieht, ist „interessant", Sonnenaufgänge und -Untergänge sind herrliche Schauspiele. Schiffsbegegnungen regen die Passagiere gewaltig auf, zumal wenn mit den vorüberkommenden Schiffen signalisiert wird, und man Neuigkeiten von ihnen erfährt.

Wird das Wetter ungünstig, so giebt es ja ungemütliche Stunden und die so sehr gefürchtete Seekrankheit, die zum großen Teil auf Autosuggestion beruht, kommt „im großen Stil“ zum Ausbruch. Sehr, sehr oft aber ist die Ueberfahrt ununterbrochen vom schönsten Wetter begünstigt.

Nähert man sich dem Lande, so beginnt wieder die Aufregung und Ungeduld an Bord, aber endlich kommt die Landung im Hafen von New-York, und nach glücklich vollendeter Fahrt liegt der Schnelldampfer am Pier, den die Hamburg-Amerika-Linie für ihre Zwecke in New-York erbaut hat.





Deutsche Dichtergrüße.



Ewiger Wechsel.

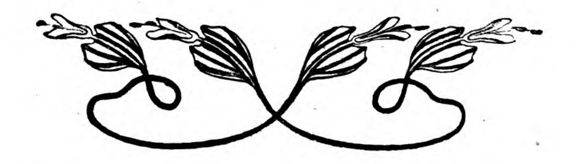
Von Traute Bergmüller.

Der Wind flog sich die Schwingen matt;
Der Teich liegt nun so spiegelglatt,
Das Mühlrad ruht im Grunde;
Die Welt ist stille wie ein Grab,
Und hörbar fällt das Laub herab:
's ist Sommers Sterbestunde.

Streich' mit der Hand durch Bart und Haar,
Ob die von all dem Mehlstaub gar
Mir wurden wohl so helle?
's kann auch von Sorg' und Alter sein,
Die streuten weißen Reif hinein,
Der Sommer flieht so schnelle. —

Horch! — plötzlich klingt es laut und hell,
Und aus der Mühlenthüre schnell
Zwei Kinder treten eben;
Sie werfen Steinchen in den Teich,
Nun jubelt's, lacht's und plätschert's gleich,
O Klang von neuem Leben!

Nun ist die Brust mir nicht mehr schwer,
Schreckt mich der trübe Herbst nicht mehr,
Der Winter nicht, der kalte.
Es hält Natur ihr ewig Recht;
Froh sproßt empor ein neu Geschlecht
Und trägt zu Grab das alte.



Elterliche Fürsorge in der Tierwelt.

Von Dr. Friedrich Knauer.

II.

(Nachdruck verboten.)

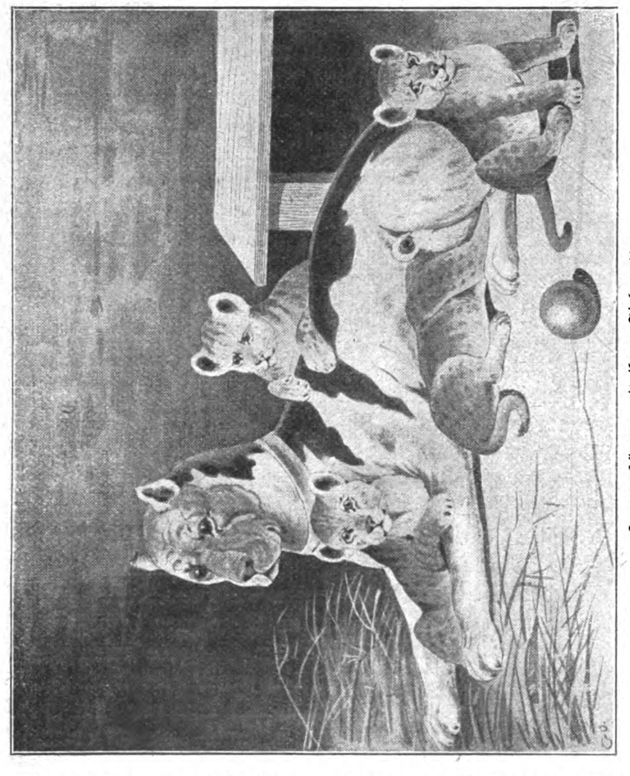


Grasmücke füttert einen jungen Kuckuck.

Die bisherigen Ausführungen haben uns gezeigt, daß ein großer Teil der Tierwelt in einfacherer oder komplizierterer Weise für die Nachkommenschaft vorsorgt, daß ein mehr oder minder scharf ausgeprägter Brutpflegetrieb die elterlichen Tiere, vor allem die Weibchen, nötigt, passende Vorkehrungen zu Gunsten der zu erwartenden Nachkommenschaft zu treffen. Dieser Brutpflegedrang ist so groß, so wirksam, daß er sich oft nicht nur auf die eigene Brut, sondern auch auf die Kinder Verwandter, ja Fremder erstreckt, zur Adoption führt.

Aeffinnen, die ihr Junges verloren haben, sind gerne bereit, ein anderes, mutterlos gewordenes Affenjunges an eigenstatt anzunehmen und wie das eigene Kind zu betreuen. Sie adoptieren aber auch junge Katzen, junge Hunde, Meerschweinchen, Kaninchen, und wiederholte Mitteilungen über Menschenkinderraub durch Affen mögen nicht Fabeln, sondern auf diesen Adoptionstrieb der Affen zurückzuführen sein.

In unseren modernen Tiergärten haben wir ja oft genug Gelegenheit, junge Tiger und junge Löwinnen, deren Mütter wenig geneigt oder geeignet, ihre Jungen aufzuziehen, von Hündinnen gesäugt und betreut zu sehen. Gar oft ist die Pflege-



Junge Löwen mit ihrer Ziehmutter.

mutter kleiner und schwächer, als ihre rasch heranwachsenden Adoptivkinder, und doch weiß sie sich bei ihnen Respekt zu verschaffen.

Wer hätte sich nicht schon oft auf einem ländlichen Hühnerhofe an dem lieblichen und wieder komischen Anblicke einer Gluckhenne oder Truthenne mit einem vielköpfigen Gefolge von

jungen Hühnern, Enten, Pfauen, Fasanen erfreut? Wie stolz und all ihrer Mutterpflichten vollbewußt schreitet sie an der Spitze des gemischten Völkchens einher, das zusammenzuhalten ihr bei dem verschiedenen Temperament und den verschiedenen Gelüsten der verschieden gearteten Kleinen wahrlich nicht leicht fällt. In welche Aufregung gerät sie immer wieder, wenn ihre Entchen mit heller Freude zum Teiche hin watscheln, ins Wasser gleiten und sich in ihrem Elemente gütlich thun, ohne auf die ängstlichen Warnungsrufe der Alten zu hören! In welcher Verlegenheit befindet sie sich allabends, wenn sie in gewohnter Weise all die Kleinen hütend unter ihre Fittiche nehmen möchte, die Entchen aber lieber an feuchtem Uferplatze, die Fasänchen im Strauchgeäste lagern möchten!

Und so erbarmen sich in freier Natur Tiermütter verschiedener Art, angeborenem Brutpflegetriebe folgend, verlassener Tierkinder, und werden von einer Herde abgeirrte oder versprengte junge Tiere von den Müttern einer anderen Herde gerne aufgenommen.

Diesen in der Natur weit verbreiteten Brutpflegetrieb weiß der Kuckuck auszunützen. Noch ist manches Detail der Fortpflanzungsgeschichte dieses Vogels unaufgeklärt, und stehen sich in einzelnen Fragen die Behauptungen der Beobachter diametral gegenüber. Sicher ist es, daß das Kuckuckweibchen seine Eier in die Nester verschiedenster unserer kleineren und kleinsten einheimischen Sänger, z. B. des Rotkehlchens, des Weidenzeisigs ablegt, und daß die kleinen Zieheltern die ihrem Neste zugedachte Bescherung wohl ahnen, ängstlich im Neste oder in dessen Nähe bleiben, um dem Kuckuckweibchen die Eiabgabe unmöglich zu machen, sich aber, wenn das Ei des fremden Wechselbalgs sich einmal in ihrem Neste befindet, in das Unvermeidliche fügen, das Ei wie die eigenen ausbrüten und das aufgedrungene Adoptivkind eifrigst, nur zu oft auf Kosten der eigenen Jungen auffüttern. Wenn es wahr wäre, daß das Kuckucksweibchen von Zeit zu Zeit die Nester, in die es seine Eier abgelegt hat, besucht und zur Zeit des Ausschlüpfens des jungen Kuckucks das Nestgelege des kleinen Brutvogels ganz oder teilweise aus dem Neste herauswirft, dann ginge da die Fürsorge des Kuckuckweibchens für seinen Nachwuchs über die Unterbringung der Eier in fremden

Nestern hinaus. Da die Legezeit des Kuckucks von Mitte Mai bis Mitte Juni dauert, während welcher Zeit die meisten unserer einheimischen Sänger nisten, so findet der weibliche Kuckuck Nester für seine Eier genug. Die Kuckuckseier fallen in der Regel durch ihre Größe, Farbe und Zeichnung unter den anderen Eiern des

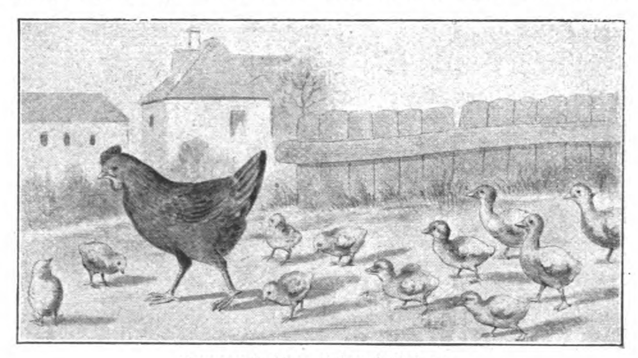


Junger Kuckuck im Rotkehlchennest.

Geleges auf. Man kann nicht sagen, daß das Kuckucksweibchen bei Auswahl der Nester für seine Eier immer umsichtig vorgeht, denn nicht selten ist der junge Kuckuck so kleinen Stiefeltern überantwortet, daß sie gar nicht im stande sind, das nötige Futter für den gefräßigen Großen aufzutreiben, oder aber ihre übliche Nahrung paßt ihm gar nicht; da muß er wohl verhungern oder doch verkümmern, auch wenn er in gewaltthätiger Weise

zunächst seine Stiefgeschwister aus dem Neste wirft. Es kommt aber auch vor, daß ab und zu ein anderer Vogel einem solchen, schon außerhalb des Nestes befindlichen, immer hungrigen jungen Kuckuck mit einer Raupe, einem Wurm beispringt (siehe Initial). Sind es ja nicht nur Kuckucke, die von fremden Eltern großgezogen werden, sondern es giebt adoptierende Brutvögel genug, die untergeschobene Eier dieser oder jener Art bebrüten und die ausschlüpfenden Jungen aufpäppeln.

Unter allen diesen Beispielen nichteigener Brut entgegengebrachter Fürsorge bleibt aber doch die Schwester- und Tanten-



Henne mit ihren Adoptivkindern.

liebe bei den gesellig lebenden Hautflüglern der interessanteste Fall. Bei den Hummeln und Wespen bemühen sich wohl die eigentlichen Weibchen und die weiblichen Arbeiterinnen vereint um die Nachkommenschaft. Bei den Bienen und Ameisen sind es aber lediglich die unfruchtbaren Weibchen, die Arbeiterinnen, also die Schwestern und Tanten der Nachkömmlinge, welche sich den Aufgaben der Brutpflege unterziehen. Und diese Aufgaben sind neben der Instandhaltung und Säuberung des Hauses, den Bauarbeiten und der Futterbeschaffung wahrlich keine kleinen. Welche Geschicklichkeit und Umsicht ist erforderlich, um Tausende von Eiern, Larven, Puppen von Schimmelpilzen frei zu halten, deren feuchte, weiche Haut stets rein und sauber zu erhalten. „Keine Katze," sagt Wasmann, einer unserer besten Erforscher des Ameisenlebens, „wäscht durch Beleckung ihre

Jungen mit so peinlicher Genauigkeit und mit so zarter Aufmerksamkeit, wie eine Ameise die ihr anvertrauten Larven." Dann haben die Ameisen die Temperaturverhältnisse, je nach den Bedürfnissen der sich entwickelnden Brut, zu regeln. So kommen die Eier und die ganz jungen Larven in die kühleren und feuchteren Kammern in der Tiefe des Nestes, weiter nach oben die halberwachsenen Larven, zu oberst die erwachsenen Larven und Puppen. Tritt Regenwetter und Kühle ein, so muß auch die reifere Brut weiter nach unten transportiert werden. Da giebt es denn fortwährend umzubetten und hin und her zu tragen. Diese kundigen, geduldigen und emsigen Schwestern und Tanten spielen aber auch beim Entstehen der verschiedenen Kasten eine Rolle. Sowie es nach neueren Untersuchungen festzustehen scheint, daß es den Arbeitsbienen gegeben ist, je nach geänderter Brutpflege aus einem beliebigen befruchteten Bienenei entweder eine Königin oder ein Männchen oder eine Arbeiterin großzuziehen, scheint auf eben solchem Wege im Ameisenhause die Bildung der einzelnen Stände zu erfolgen und es von der Brutpflege der Arbeiterinnen, von den Speicheldrüsensekreten, mit welchen diese die Eier und allerjüngsten Larven belecken, abzuhängen, ob aus dem Ameisenei ein Weibchen, ein Männchen, eine Kriegerameise oder eine Arbeiterin hervorgehen soll.

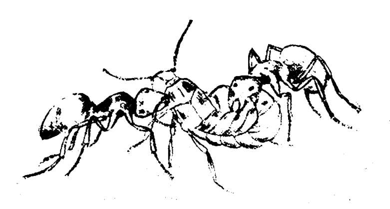


Henne, junge Frettchen bebrütend.

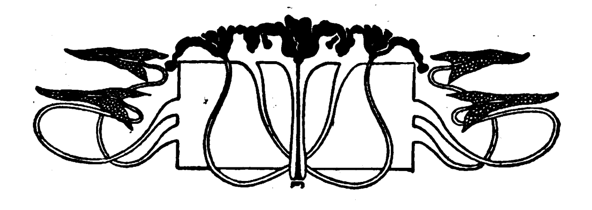
Aber nicht nur als gute Schwestern und Tanten benehmen sich die Arbeiterinnen der Ameisen gegenüber ihren blutsverwandten Pflegekindern, für die sie sich Zeit ihres Lebens mühen und plagen, für die sie in mutigster Verteidigung ihr Leben lassen, sie sind auch fürsorgliche Adoptivmütter für die Brut wildfremder anderer Tiere. Nicht nur Ameisen gleicher Art, aber aus einer anderen Kolonie, und Ameisen anderer Art leben in einer Ameisensiedelung als zum Hause gehörige Gäste, nein, auch ganz andere Tiere — Käfer, Schmetterlinge, Grillen, Spinner, Milben usw. — werden als echte Gäste im Hause geduldet, geschützt,

gehegt. Und unter diesen echten Ameisengästen finden sich dem Hause feindliche, der Ameisenbrut höchst gefährliche Tiere, die aber trotzdem seitens der Ameisen nicht bloß Duldung, sondern samt ihrer jungen Brut beste Pflege, sorgsamste Wartung genießen. Solch ein gefährlicher Ameisengast, ein wahrer Wolf im Schafspelze, dessen Larven sich durch ihren sympathischen Geruch den Ameisen genehm machen, überdies Haltung und Betragen der Ameisenlarven kopieren und sich trotz ihrer sechs Füße wie hilflose Ameisenlarven geben, ist der Büschelkäfer (**Lomechusa strumosa**), der die Ameiseneier und Ameisenlarven massenhaft auffrißt, trotzdem aber von den Ameisen in jeder Weise beleckt und gehätschelt wird (siehe Schlußvignette).

Wir können diese unsere Ergehungen über elterliche Fürsorge in der Tierwelt nicht schließen, ohne noch ein Moment vorher zu berühren. In der lebhaften Schilderung, wie z. B. der Trichterwickler, ein dem bekannten Rebenstecher verwandter Rüsselkäfer, ein Birkenblatt zu einem kunstvollen, mathematisch genauen Trichter aufrollt und in diesem seine Eier ablegt, oder wie der bekannte Ohrwurm seine Eier wie eine Henne bebrütet, könnte der Leser leicht auch dort, wo es sich um psychisch wenig oder gar nicht begabte Tierwesen handelt, in Parallele mit Vorgängen und Vorstellungen unseres Seelenlebens ein bewußtes Thun und Handeln, wirkliche Liebe zu den Jungen, planmäßiges Vorkehren voraussetzen, wo es sich doch nur um ein mehr oder minder instinktmäßiges Thun in Bethätigung angeborener Triebe handelt. Wirkliches Fühlen, Handeln nach Erfahrung und Ueberlegung dürfen wir wohl nur in der höchststehenden Tierwelt voraussetzen.



Ameisen liebkosen einen Büschelkäfer.



Christinchens Not.

Eine Erzählung aus dem achtzehnten Jahrhundert

von Helene von Krause.

(Nachdruck verboten.)

Unter dem blühenden Apfelbaum saß Christinchen und nähte. Die Sonne schien golden und spielte in hellen Lichtflecken und sanften Schatten auf dem gepuderten Köpfchen der fleißigen kleinen Person, die gar nicht einmal aufsah; der Apfelbaum ließ neckend ein paar zarte Blütenblätter in den Schoß und auf die Arbeit des emsigen Mädchens fallen, ein Buchfink saß über ihr auf einem Zweige und schmetterte, so laut er konnte, aber Christine schien ganz taub zu sein und nähte und nähte. Freilich weder die Sonne, noch der Apfelbaum, noch der Buchfink konnten ein Verständnis dafür haben, daß Christinchen ja an ihrer Aussteuer arbeitete und darum keine Zeit für sie hatte. Aber der Mann, der im bunten Samtrock neben ihr stand, einen seiner zierlich beschuhten Füße, wie er meinte, sehr graziös vor den anderen gesetzt, seinen dreispitzigen Hut auf dem Haupt, und das steif abstehende Zöpfchen im Nacken, dieser Mann, der herzogliche Leibmedikus von Sturtzelberg, konnte ein Verständnis dafür haben, denn er war ja der Bräutigam des liebwerten Fräuleins Christine von Dodenstedt. Hätten es die Drei da oben verstehen können, so würde die gute Mutter Sonne wahrscheinlich einen Wolkenschleier vorgenommen, der Apfelbaum den Wipfel geschüttelt und der Buchfink aufgehört haben mit seinem Gesang, denn der Herr Leibmedikus hatte unter


Christinchen arbeitete an ihrer Aussteuer . . .

der zierlichen Stutzperücke ein Gesicht, auf dem manches Lebensjahr seine Spur in Falten und Fältchen hinterlassen hatte, und die wohlwollende, herablassende Weise, in der er mit seiner reizenden, kleinen Braut verkehrte, glich auf ein Haar der Art eines Großvaters, der zu seiner Enkelin spricht.

„Ich denke, meine liebwerte Christine,“ sagte er, „daß es an der Zeit ist, den Tag unserer Hochzeit nunmehro zu fixieren. Nach meinem Ermessen würde etwa der Zehnte kommenden Monats dafür zu bestimmen sein, dieweil — —“

Christinchen ließ das Taschentuch, an dem sie gerade einen mühsamen Hohlsaum nähte, fallen und sah erschrocken auf.

„Schon so bald! Ach bitte, mein Herr Leibmedikus —“ rief sie, die Hände erhebend.

„Dieweil,“ fuhr Herr von Sturtzelberg unerbittlich, seinen unterbrochenen Satz vollendend, fort, „Seine Herzogliche Gnaden alsdann die Badereise — —“

„Ach bitte, dann nach der Badereise!“ rief Christinchen lebhaft.

„Darf ich das gnädige Fräulein bitten, mich ausreden zu lassen?“ sagte er steif.

Christinchen beugte sich wieder über ihre Arbeit. Das Blut stieg ihr in die zarten Wangen, und der Herr Leibmedikus fuhr fort:

„Also Seine Herzogliche Gnaden wünschen nebst dero durchlauchtigster Schwester, der Prinzessin Charlotte, alsdann die Reise nach Teplitz anzutreten, und meine Begleitung erscheint höchstdemselben indispensable. Ein verheirateter Leibmedikus — verstehen Sie, meine Liebe? — ein verheirateter Leibmedikus ist als Begleitung für eine so junge Prinzessin schicklich, und daher werden wir unsere Hochzeit vor der Allerhöchsten Badereise machen. Daß Sie, meine liebwerte Christine, in jungfräulicher Verschämtheit solches hinauszuschieben wünschen oder doch vorgeben zu wünschen, ist ganz in der Ordnung. Dagegen ist es wiederum ganz in der Ordnung, daß ich, als der männliche und darum feurige Teil, dieses événement mit größter empression herbeisehne, und somit bitte ich, daß Sie obgenannten Tag als denjenigen unserer ehelichen Vereinigung ins Auge fassen. Nunmehro muß ich mich empfehlen, die Stunde ist da, wo ich Seiner Durchlaucht aufwarten muß.“

Er verbeugte sich regelrecht vor Christinchen, die aufgestanden war und einen tiefen Knix machte. Sie sah sehr reizend aus in ihrem einfachen, hellblauen Hauskleid, welches den weißen Nacken frei ließ, mit dem runden Kindergesicht, auf dem sich peinliche Verlegenheit ausdrückte, — zählte sie doch eben erst sechzehn Jahre. Der Herr Leibmedikus mochte das auch finden, denn nachdem er erst ihre runde, kleine Hand geküßt hatte, zögerte er einen Augenblick, beugte sich dann herab und küßte ihre weiße Stirn. „Da nunmehro der Hochzeitstag festgesetzet ist, erlaube ich mir solches,“ sagte er mit einem Schmunzeln um seine schmalen Lippen.

Christinchen errötete bis an die Wurzeln ihres gepuderten blonden Haares und wagte die Augen nicht zu erheben, bis sie die hintere Gartenthür ins Schloß fallen hörte.

Dann nahm sie das halb fertige Taschentuch und rieb sich die Stirn damit ab; angstvoll blickte sie um sich, ob auch niemand sie beobachte, und als sie am oberen Eingang des Gartens jemand kommen sah, setzte sie sich rasch nieder und begann eifrig zu sticheln.

„War mein Bruder hier, Stine?“ fragte die stattliche Dame, die den breiten, buxbaumgefaßten Weg entlang kam.

„Ja, **ma tante**,“ kam es verlegen von Christinchens Lippen.

Die scharfen blauen Augen des Stiftsfräuleins, über deren jedem ein rötlicher Haarbüschel, nicht unähnlich einem kleinen Flämmchen, die Augenbrauen darstellte, hefteten sich forschend auf das Gesicht des Mädchens.

„Hat er mit dir von der Hochzeit gesprochen?“

„Ja, **ma tante**.“

„Wir müssen fleißig sein, wenn wir noch fertig werden wollen,“ fuhr die Dame fort und entnahm einem mitgebrachten ansehnlichen Korb ein Wäschestück, indem sie sich neben Christine auf eine große Gartenbank unter dem Apfelbaum setzte. Beide nähten eine Weile emsig, ohne zu sprechen. Plötzlich ließ Christinchen die Arbeit sinken.

„**Ma tante**,“ sagte sie leise und schüchtern, „ist es notwendig, daß Eheleute sich küssen?“

„Was für eine dumme Frage, Stine,“ sagte das alte Fräulein ärgerlich. „Natürlich küssen sich Eheleute! Das mußt du doch von deinem Vater und deiner Mutter her wissen.“

„Sie vergessen, liebe Tante, daß ich sehr klein war, als Vater und Mutter starben, ich besinne mich kaum noch auf sie.“

Die Stimme des kleinen Mädchens zitterte ein wenig, und dann beugte sie sich noch tiefer auf ihre Arbeit.

„Nun, aber sonst im Leben!“ sagte die Tante.

„Ich war doch immer nur bei Ihnen im Stift, und da wurde doch niemals geküßt,“ meinte Christine schüchtern.

Sie sah dabei unter den langen Wimpern hervor unwillkürlich auf das Gesicht der Tante, die mit dem zusammengezogenen Mund, der gebogenen Nase und den roten Flämmchen über den

Augen wirklich einer Eichkatze sehr ähnlich war, und stellte sich vor, wie jemand die Tante küßte. Ein Lächeln trat auf das liebliche Gesicht und ließ zwei Grübchen in den Backen entstehen, die es noch reizender erscheinen ließen. Die Tante aber sah nichts davon.

„Ich habe mit meinem Bruder ausgemacht, daß es geraten ist, deine Präsentation bei Hofe erst nach der Hochzeit vorzunehmen. Für mich würde es große Molesten nach sich ziehen, sollte ich dich begleiten, und auch für dich giebt es gleich eine bessere Position, wenn du als Frau Leibmedikusin auftreten kannst, nicht zu gedenken, daß dein Brautkleid nebst dem Reifrock gleich so eingerichtet ist, daß du damit bei Hofe erscheinen kannst.“

„Ach, wie schade!“ sagte Christine.

„Wieso schade?“ meinte die Tante etwas scharf. „Ein so junges Ding wie du sollte erfreut sein, unter dem Schutz eines würdigen Mannes in die Welt eintreten zu können.“

„Ich hätte den Herzog so gern einmal gesehen. Seit wir hier sind, ist er mir noch niemals zu Gesicht gekommen, und ich weiß gar nicht, wie er aussieht, — ich könnte ihm begegnen, ohne ihn zu kennen.“

„Seine Durchlaucht sind ein schöner, stattlicher Herr, schlank, und wohl um einen Kopf größer als mein Bruder. Sie tragen meist einen blauen Samtrock mit Goldposamenten. Sehen kannst du Seine Durchlaucht leicht, denn Höchstderselbe besuchen täglich die neuen Anlagen auf dem Schloßplatz, die Wasserkünste und das Lusthäuschen.“

„Ja, aber mit ihm sprechen kann man doch nicht so auf der Straße!“

„Was wolltest du denn auch mit Seiner Durchlaucht reden?“

„O, ich wollte ihn um ’was bitten!“ Christine rief es so eifrig, daß die Tante sie ganz verwundert ansah.

„Du Seine Durchlaucht bitten, — um was denn, wenn ich fragen darf, Mademoiselle?“

„Ich wollte ihn bitten, daß er den Leibmedikus doch lieber unverheiratet mit auf die Reise nehmen möchte!“ platzte die Kleine, hocherrötend, heraus.

Das Stiftsfräulein richtete sich steif auf. „Mir scheint, du erlaubst dir schlechte Scherze,“ sagte sie so von oben herab und

so eisig, daß Christine ganz verschüchtert schwieg und an ihrem Hohlsaum nähte, als solle die Hochzeit morgen stattfinden. Als aber die Tante nach einer Weile ins Haus gerufen wurde, weil ein Besuch da war, warf sie die Arbeit fort und sprang auf. Sie lief ein paarmal den buchsbaumgefaßten Weg auf und ab. Narzissen und Tulpen blühten in Fülle auf den Rabatten, — es war so ein goldener Frühlingstag, mit allem Duft und Glanz und Vogelsang lag er über den Gärten der weitläufig gebauten kleinen Residenz, aber das arme Kind sah und fühlte gar nichts davon. Sie kam sich nur vor, als habe sie jemand in einen dunklen Kerker gesperrt und sie könne keinen Ausweg finden. Endlich sank sie wieder auf die Bank und starrte vor sich hin. Sie dachte sehnsüchtig an ihre Eltern. Ach, warum hatten sie sie so früh verlassen! Sie nahm ein schwarzes Samtbändchen ab, welches sie immer um dem Hals trug. Daran hing ein reizendes Miniaturbild, eine schöne Frau, — das war ihre Mutter.

Sie küßte das Bild. „O Mutter, Mutter!“ seufzte sie. Die Tante, eine entfernte Verwandte des Vaters, hatte sie ganz erzogen; sie wohnte in einem Damenstift und hatte mit korrekter Strenge und großer Pflichttreue für Christine gesorgt. Diese besaß ein hübsches Vermögen, welches durch die Sparsamkeit der Tante noch vermehrt worden war. Davon wußte das Mädchen wenig, dergleichen verstand sie nicht. Seit frühester Kindheit hatte ihr die Tante von ihrem Bruder, dem Leibmedikus, erzählt. Sie wußte so viel Gutes von ihm zu rühmen, daß das Kind ihn mit der Zeit als eine Art ganz besonderes, höheres Wesen verehren lernte. Alljährlich um die Weihnachtszeit kam ein Fuhrmann aus der Residenz durch das Dorf, zu dem das Stift gehörte; er brachte stets eine Kiste für die Tante mit einigen wertvollen Geschenken des Herrn Leibmedikus, und immer war etwas sehr Hübsches für Christinchen mit dabei. Ihre liebsten Bücher, ihre kleinen Schmuckgegenstände, alles stammte von diesem Vortrefflichsten aller Sterblichen, und es war daher kein Wunder, daß Christinchen, als die Tante ihr vor etwa einem halben Jahr den Vorschlag machte, die Gattin dieses herrlichen Mannes zu werden, mit Freuden einwilligte. Ganz besonders verlockend war ihr dieser Vorschlag noch durch den Umstand, daß die Tante, zum Zweck der Bekanntschaft und Verlobung, mit ihr in

die Residenz ziehen wollte. Die Einsamkeit und Einförmigkeit ihres fast klösterlichen Lebens unter allen den alten, zum Teil sehr wunderlichen Stiftsdamen, ließ ihr jeden Wechsel in goldenem Licht erscheinen, und so siedelte sie, den jungen Kopf voll überschwenglicher Hoffnungen und Erwartungen, vor einem Monat mit der Tante in ein hübsches, geräumiges Haus über, welches in der Residenz von dem Herrn Leibmedikus für die Schwester gemietet worden war. Christine wußte, daß der Bruder viel jünger als die Tante war. Einmal, vor etwa sechs Jahren, hatte er die Schwester in dem entlegenen Stift besucht. Christinchen hatte damals der prächtige, scharlachrote Samtrock, den er trug, sehr gefallen, auch erinnerte sie sich, daß er ihr eine große Schachtel der schönsten Süßigkeiten und einen hübschen kleinen, goldenen Ring mitgebracht hatte. Sie hatte großen Respekt vor ihm gehabt und er war ihr mindestens wie ein Prinz vorgekommen, auch sprachen sämtliche Stiftsdamen eine Woche lang nur von dem ausgezeichneten Mann. Als sie ihn nun wiedersah als ihren zukünftigen Bräutigam und Ehemann, erschien er ihr freilich sehr alt, da er ihr aber eine schöne, goldene Kette mit einer Uhr als Brautgeschenk überreichte und die Tante wie er selbst die ganze Sache als durchaus abgemacht und in der Ordnung betrachteten, so ließ sie alles über sich ergehen. Die Kette und besonders die Uhr waren doch gar zu hübsch, und Kind, das sie war, dachte sie nicht weiter. Freilich, je mehr sie nun mit dem Herrn Leibmedikus in Berührung kam, je weniger fühlte sie sich in seiner Nähe wohl. Sie versank stets in ein verlegenes Schweigen, wenn er seine wohlgesetzten Reden über sie ergoß. Er behandelte sie wie ein Kind, brachte ihr Süßigkeiten von der Hoftafel mit, warf ihr einen strafenden Blick oder ein ermahnendes Wort zu, wenn er etwas zu tadeln fand, und hatte bisher nichts als einen höflichen Handkuß für sie gehabt. Das Treiben der kleinen Residenz, die Menschen, die sie kennen lernte, deren Kreis sich freilich nur auf einige alte Bekannte der Tante beschränkte, dazwischen die vielen Arbeiten für die Aussteuer, zu denen die Stiftsdame sie anhielt, das alles ließ sie wie im Traum dahinleben. Aber heute, als der Leibmedikus sie geküßt hatte, heute, als er die Hochzeit festsetzte, war es wie ein peinvolles Erwachen über sie gekommen und sie rang

mit einem Schmerz, den sie nur halb verstand und der ihr doch das Herz zusammenschnürte. Wenn es nur einen Aufschub für die Hochzeit geben könnte, o, nur einen Aufschub! —

Während sie so grübelte, griff sie wieder nach ihrer Arbeit, — sie meinte, die Tante käme zurück, aber diese kam nicht, nur „Gusche", das Mädchen, erschien und holte Petersilie aus dem Garten.

„Gusche, wo ist meine Tante? Kommt sie nicht wieder?"

„Nee, das gnädige Frölen sind 'n büschen zu Frau Hofrätin gegangen, Frau Hofrätin schickten, und gnä' Frölen wollten gleich wiederkommen."

Christine wußte, was dies „Gleichwiederkommen" der Tante bedeutete. Die Frau Hofrätin war eine verwitwete Jugendfreundin der Stiftsdame, und während die beiden Freundinnen über das Wohl und Wehe ihres eigenen Lebens und über das vieler ihrer Nebenmenschen berieten, wurden ihnen die Stunden zu Minuten, und somit war es nicht wahrscheinlich, daß die Tante so bald wiederkommen werde. Diese Erkenntnis mußte in Christinchen einen neuen Gedankengang erweckt haben. Denn nachdem Gusche fortgegangen war, stand sie auf, holte einen Sonnenschirm aus dem kleinen weißen Gartenhäuschen und ging durch die hintere Gartenpforte hinaus. Hier führte ein schmaler Weg zwischen einigen Gärten zum Schloßplatz, und bald überschritt Christinchen eine der weißen Holzbrücken, welche über die Wasserarme führten, die zwischen grünen Rasenflächen unter hohen Linden sich hinzogen und eine schöne, breite Kaskade speisten, die dem neu erbauten Schloß gegenüber herniederrauschte. Christinchen stand still und sah sich forschend um. In der hellen Vormittagssonne lag der weite, gepflasterte Schloßplatz vor ihr, am Säulenportal des Schlosses standen zwei bezopfte Posten, ein Lakai in karmoisinrotem Rock ging nach dem Küchengebäude hinüber, sonst war der Platz ganz leer. In den Anlagen, die sich hinter der Kaskade mit Rasenplätzen und Bäumen um einen runden Teich zogen, arbeiteten ein paar Leute, sonst war auch da keine Seele zu sehen. Seitwärts lag zwischen hohem Gebüsch nahe am Wasser der sogenannte Affentempel, den der Herzog, da die drolligen Insassen dem Klima erlegen waren, kürzlich in ein Theehäuschen hatte umwandeln lassen, das mit seinem spitzen

Türmchen auf dem kantigen Dach dem chinesischen Zeitgeschmack Rechnung trug und in grün und weißem Anstrich zierlich durch das noch schwach belaubte Gezweig schimmerte. Christinchen wandte sich dem schmalen, kurzen Steig zu, der zum Affentempel führte.

Vorsichtig spähte sie nach dem weit offen stehenden Eingang und trippelte etwas ängstlich an den beiden kleinen Sandsteinfiguren vorüber, die jede einen bekränzten Säulenstumpf umklammert hielt und dahinter hervor auf das niedliche Mädchen schielte, — so schien es Christinchen wenigstens. Jetzt stand sie mit klopfendem Herzen auf der Schwelle des Häuschens, und sie atmete unwillkürlich auf, es war wirklich ganz leer. In der Mitte stand ein Tisch mit gebogenen Füßen, an den Wänden einige hochlehnige Stühle, über welchen die Schalmeienbündel und Taubenpärchen der Wandmalerei sichtbar wurden. Im Hintergrund zeigte sich gerade gegenüber der Thür ein breites Wandgemälde, und Christinchen trat neugierig näher, um die Malerei zu besehen. Dieselbe stellte einen breiten, zwischen schön geschorenen Hecken bis zu einem Thorbogen hinlaufenden Weg dar, auf dem sich geputzte Herren und Damen in Reifröcken und Perücken lustwandelnd ergingen. Christinchen betrachtete die vornehme Gesellschaft lange und aufmerksam und dachte, ob der große Herr dort in dem blauen Rock mit Goldposamenten nicht vielleicht der Herzog sein sollte. Er trug einen schönen Stock mit goldenem Knopf in der Hand und stand ganz im Vordergrund des Bildes. Plötzlich bemerkte Christinchen noch etwas, was sie sehr fesselte und ihre Aufmerksamkeit von dem Bilde abzog. Dort an die Wand gelehnt, wo ein paar hohe Bäume das Bild abschlossen, stand ein wirklicher Stock, wie ihn die vornehmen Herren zu tragen pflegten, ein spanisches Rohr mit hohem, schwerem goldenen Knopf in zierlichster Arbeit. Augenscheinlich hatte der Besitzer denselben da stehen lassen. Christinchen nahm ihn in die Hand. Ob er wohl dem Herzog gehörte? Sie verglich ihn mit dem, welchen der Herzog auf dem Bilde in der Hand hielt. Aehnlich war er ohne Zweifel. Er war ganz wunderhübsch. Christinchen trug ihn vorsichtig um den Tisch, sie wollte ihn doch gern bei Tageslicht besehen, und da die Fensterläden geschlossen waren, herrschte eine

gelinde Dämmerung in dem Raum, aber durch die weit offen stehende Thür fiel ein breiter Lichtstrom herein. Sie sah nun, daß ein schöner gelber Stein oben in den Stockknopf eingelassen war und daß er zur Seite in erhabener Arbeit die Buchstaben



Ob der Stock wohl dem Herzog gehörte?

F und L mit einer geschlossenen Krone darüber zeigte. Friedrich Ludwig hieß der Herzog. Natürlich, es war sein Stock! Christinchen durchschauerte es förmlich vor Ehrfurcht, und sie faßte den kostbaren Stock fest, um ihn ja nicht hinzuwerfen. Aber sie wäre fast vor Schreck umgefallen, als sich die Thür plötzlich ver=

dunkelte, ein hochgewachsener Herr in blauem Rock mit goldenen Posamenten vor ihr stand, und eine freundliche Stimme sagte: „Nun, gefällt der Demoiselle mein Stock?“

Christinchen war so gänzlich verwirrt, daß sie nur einen ganz, ganz tiefen Knix machen konnte und den Stock mit der einen Hand an sich drückte, während sie mit der anderen ihren Schirm hielt und ihr blaues Kleid faßte.

„Wiedergeben muß Sie mir den Stock aber doch, ich bitte darum, — er ist ein Geschenk!“ fuhr der Herr augenscheinlich belustigt fort.

„Ja — ja wohl — Durchlaucht — hier — hier ist der Stock,“ stammelte das hocherrötende Mädchen und hielt ihren Sonnenschirm hin, den Stock noch fester an sich drückend.

„Oho, Sie will tauschen, ich tausche aber nicht,“ lachte jener, „wenngleich es mir eine besondere Ehre sein würde, solch ein Andenken von so einem hübschen kleinen Frauenzimmer zu erhalten.“

Christinchen war jetzt das Weinen näher als das Lachen.

„Ach, Durchlaucht —“ stammelte sie.

„Ich bin nicht Durchlaucht,“ sagte er, noch mehr lachend. „Nennen Sie mich einfach Monsieur und beruhigen Sie sich. Ich glaube schon, daß Sie mir meinen Stock wiedergeben wird.“

Nun wußte Christinchen gar nicht, was sie denken sollte. Sie sah dem Herrn zum erstenmal voll ins Gesicht. Er hatte ein freundliches Gesicht, aber er sah doch so aus, wie die Tante ihn beschrieben hatte. Hoch und stattlich und schön war er auch, ohne Zweifel, und der Stock mit dem F L und der Krone gehörte ihm, und einen blauen Rock mit Goldposamenten hatte er auch an. O, es mußte doch der Herzog sein! Und indem sie ihm nun wirklich den Stock hinhielt, machte sie wieder einen ganz, ganz tiefen Knix und sagte abermals: „Hier, Durchlaucht!“

„Monsieur, nicht Durchlaucht,“ wiederholte er und „Monsieur“ sagte sie gehorsam nach. Es fiel ihr ein, daß die Tante davon gesprochen hatte, daß der Fürst seine Badereise inkognito machen wolle, und so dachte sie, er übe sich vielleicht in diesem Zustand und wolle also inkognito behandelt sein.

Es war ihr ganz lieb, denn so konnte sie ihm leichter ihr großes Anliegen vorbringen. Sie kannte ja das Ceremoniell so wenig und hätte gewiß Verstöße gemacht.

„Ich danke, Demoiselle!“ sagte er nur. „Sie gehört wohl zum Hofstaat der Prinzessin Charlotte?“

„O nein, ich bin Christine von Dodenstedt und wohne mit meiner Tante in der Stadt.“

„So so! Pardon, gnädiges Fräulein, erlauben Sie, daß ich Sie zu einem Stuhl führe?“

Nein, wie höflich er war! Er schob höchsteigenhändig einen Stuhl zurecht und bat sie, Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich ihr gegenüber.

„Dies ist eine reizende Anlage, nicht wahr?“ begann er wieder.

„Ja,“ sagte sie, durch seine freundliche Art ermutigt, „besonders hübsch finde ich das Bild.“

„Ach das Bild! Es sind viele Porträts darauf, sonst meine ich, daß der Maler seine Aufgabe nur mäßig gelöst hat. Dergleichen sieht man so viel schöner in Rheinsberg, Dresden und besonders in Paris.“

„Waren Sie da schon überall, Monsieur?“ fragte sie.

Er bejahte es.

Sie sah ihn voll Bewunderung an. „Ach, wie schön muß es sein,“ rief sie unwillkürlich, „so viel Herrliches zu sehen!“

„Es ist nicht alles herrlich und schön, was man dort sieht, und hier giebt es auch Bewundernswertes, wie ich bemerke,“ erwiderte er, sich ein wenig zu ihr neigend, mit Betonung.

Sie verstand aber sein Kompliment nicht.

„Ja,“ sagte sie, ihr Gleichgewicht wieder gewinnend, „ich finde es hier auch sehr schön, den Park und die Wasserkünste und das Schloß, aber — sie seufzte — ich wollte doch, ich wäre noch im Stift!“

„War es dort so amüsant? Ich kann mir das kaum denken,“ sagte er leichthin, „und eine so reizende Demoiselle sollte doch in der Residenz mehr Unterhaltung finden.“

Christinchen wurde rot. „Ach bitte,“ sagte sie leise, „sagen Sie so etwas nicht, Monsieur!“

„Aber es ist wahr!“ bestand er lebhaft.

„Ach bitte, nein!“ flüsterte sie, den Kopf schüttelnd.

„Nun, wenn Sie es nicht hören wollen, so sagen Sie mir lieber, was denn im Stift so wundervoll war?“ fuhr er belustigt fort.

„Wundervoll war es gar nicht. Ich mußte viel französische Vokabeln und sehr viel Gesangbuchlieder lernen —"

„Wie langweilig!" unterbrach er.

„Langweilig? Die Vokabeln, ja, — die Lieder, o nein, die mochte ich gern lernen. Und dann mußte ich sticken und Filets machen, kochen lernen und im Sommer im Garten arbeiten."

„Und das war alles so schön? Ich vermute, Sie hatten angenehme Gesellschaft bei allen den schönen Beschäftigungen!" sagte er etwas ironisch.

„Ich war immer nur bei der Tante. Manchmal kamen auch andere Stiftsdamen, oder wir gingen zu ihnen. Aber das mochte ich nicht gern. Sie hatten immer alle etwas an mir auszusetzen, und dann schalt mich die Tante. Nur wenn meine Freundin kam, Luise, die Tochter von unserem Pfarrer, das war eine Freude! Dann gingen wir beide allein spazieren, draußen in der Heide pflückten wir Heidekraut und sahen die Sonne untergehen und sangen zusammen. Das war sehr schön!"

„Aber hier werden Sie bald auch Freundinnen und vor allen Dingen Freunde haben," sagte er, sie mit einem warmen Blick ansehend.

„Ach," rief sie, „das ist es ja eben! Ich mag keine Freunde, ich mag nur Freundinnen!"

Er lachte. „Ich danke für das Kompliment, Mademoiselle!" sagte er. „Und weshalb, wenn ich fragen darf, sind Ihnen Freunde so zuwider?"

„So meinte ich es nicht, ich habe gar nicht an Sie oder an irgend jemand anders gedacht!" flüsterte sie wieder verlegen. „Ich dachte nur an — an —"

„Nun, an wen?" fragte er gespannt.

Jetzt muß ich es ihm sagen, dachte Christinchen, jetzt oder nie! Und allen Mut zusammennehmend, platzte sie heraus:

„Ich möchte Sie sehr um etwas bitten!"

„Mich? Aber so reden Sie doch! Ich würde glücklich sein, könnte ich einem so liebenswürdigen Fräulein gefällig sein."

„Ach, ich bin gar nicht liebenswürdig, bitte, machen Sie mir keine solchen Komplimente!"

„War das Ihr Anliegen, so stehe ich nicht dafür, daß ich es erfülle," scherzte er.

„Nein, bewahre, ich wollte nur bitten, daß Sie, daß der Herzog doch lieber einen unverheirateten Leibmedikus auf seine Badereise mitnehmen möchte."

Nun war es gesagt. Christine seufzte tief auf und sah flehend und mit gefalteten Händen zu dem Mann, der ihr gegenüber saß und sie mit großen, erstaunten Augen ansah, hinüber.

„Ich verstehe die Demoiselle nicht!" sagte er endlich ganz erstaunt.

„Ich meine, ob es denn durchaus sein muß, daß der Leibmedikus vor der Badereise des Herzogs heiratet?" erklärte sie lebhaft.

„Aber was geht Sie das an?"

„O, sehr viel, denn ich soll ihn heiraten."

Nun brach er in lautes Lachen aus.

„Sie den alten Sturtzelberger? Sie treiben wohl Narrenspossen mit mir? Gnädiges Fräulein belieben zu scherzen!"

„Ich wollte, es wäre Scherz!" sagte sie, indem eine Thräne in ihren Augen glänzte. „Ich bin seine Braut und ich muß ihn heiraten."

Da wurde der fremde Mann plötzlich ganz ernst.

„Wie ist das möglich? Wie sind Sie dazu gekommen?" rief er.

„Die Tante sagte es und der Herr Leibmedikus sagte es, und — und — dann hat er mir die schöne Uhr geschenkt und — da habe ich Ja gesagt." Das arme Kind schluchzte auf. O, jetzt empfand sie, wie thöricht sie gewesen war. „Ach, und nun muß ich ihn in vierzehn Tagen schon heiraten!" fuhr sie fort.

„Nein, das sollen Sie nicht!" sagte der Herr entschieden. „Trocknen Sie Ihre Thränen, liebste Demoiselle," fuhr er warm fort, „es wird sicher einen Aufschub geben, — und Zeit gewonnen, alles gewonnen!" fuhr er lebhaft fort und sah sie so warm und freundlich dabei an, daß sie ihre Thränen sogleich trocknete und schon wieder ein Lächeln auf ihrem lieblichen Gesicht erschien, welches zwei Grübchen in ihre vollen Wangen zeichnete.

„O, wenn Sie es sagen," rief sie erfreut, „dann darf er mich noch nicht heiraten, dann darf er nicht! Ach, ich danke, Durchlaucht, — wollte sagen Monsieur!" Und sie sprang auf,

ergriff seine herabhängende Hand und küßte sie, ehe er es hindern konnte.

„Was thun Sie? Halt, halt, Demoiselle, das muß umgekehrt sein!“ Und er bedeckte ihre zarten, runden Fingerchen mit Küssen, daß sie schnell die Hand zurückzog und errötete. „Sie irren sich, ich habe eigentlich gar nichts zu sagen, aber ich werde versuchen, was sich thun läßt.“

In diesem Augenblick hörte man das Rollen einer Hofequipage auf dem Steinpflaster drüben, der Wagen kam vom Marstall und fuhr am Portal des Schlosses vor.

„Ich muß gehen,“ sagte der Fremde nun eilig. „Leben Sie wohl, verlieren Sie den Mut nicht und wissen Sie, daß, ob Sie auch keine Freunde wünschen, Sie doch jetzt einen haben, der gern alles für Sie thun wird.“

Er wandte sich zum Gehen, ehe Christinchen eine Antwort fand, drehte sich aber noch einmal um und sagte lächelnd: „Ich hoffe, wir haben uns nicht zum letztenmal gesehen! Sobald Sie meinen Stock an jener Stelle finden, bin ich in der Nähe und suche Sie hier zu treffen.“

Er war wirklich gegangen.

Christinchen sah ihm nach, wie seine hohe, schlanke Gestalt eilig über den Platz schritt und wie er im Schloßportal verschwand.

Gleich darauf rollte der Wagen in den Park. Ein Läufer vorauf, ein Jäger mit fliegendem Federbusch neben dem Kutscher. Zwei Herren saßen im Wagen. Christine sah deutlich den blauen Rock des Fremden. Ihr Herz pochte. Also das war der Herzog! O wie gut, wie liebenswürdig, wie herablassend und vornehm er war! Sie fühlte sich ganz begeistert. Da schlug die Schloßuhr. Du meine Güte, es war wirklich schon Essenszeit, — was würde die Tante sagen! Eilig lief das Mädchen durch den Garten dem Hause zu. — —

Als sie an denselben Abend allein in ihrem Zimmerchen mit dem schneeweißen Betthimmel war, dankte sie Gott von Herzen, daß er ihr den Herzog geschickt hatte, und verschloß die dumme Uhr, die ihr jetzt ganz gleichgültig war, in ihre Kommode, — sie wollte sie gar nicht mehr tragen und gar nicht mehr aufziehen. Mit einem Gebet für den Herzog auf den Lippen schlief sie ein. —

Als der Herr Leibmedikus am folgenden Vormittag wieder seinen Besuch machte, fand er seine kleine Braut in vortrefflicher Laune. Sie bat ihn, ihr doch vom Herzog zu erzählen, erkundigte sich angelegentlichst, ob der hohe Herr um seiner Gesundheit willen nach Teplitz reisen müsse, und schien sehr erfreut, als sie hörte, daß Se. Durchlaucht eigentlich ganz gesund seien, daß



Als der Herr Leibmedikus Christinchen küssen wollte . . .

aber, wie der Medikus sich geheimnisvoll ausdrückte, ein sonderlicher, diplomatischer Grund die Reise notwendig mache. Als der Herr von Sturtzelberger am Schluß seiner Visite indessen wieder, und diesmal mit noch größerer Zärtlichkeit, von seinem Bräutigamsrecht Gebrauch machen und Christinchen küssen wollte, ereignete sich das Unerhörte, daß das unartige Mädchen ihm entschlüpfte und lachend davon lief. Sehr ärgerlich beschwerte sich der also Gefoppte bei seiner gleich darauf in den Garten kommenden Schwester.

„Was soll das heißen!“ rief er. „Wie lange soll ich etwa den schmachtenden Seladon abgeben? Halte das Frauenzimmerchen an, sich vernünftig zu gebärden!“

„Ich habe dir gleich gesagt, du solltest vorsichtig mit dem Mädchen umgehen, sie ist das reine Kind. Ihr Männer seid immer gleich so feurig, laß ihr doch Zeit!“

„Ach was, Zeit!“ brummte er. „Ich habe ihr lange genug Zeit gelassen, — in vierzehn Tagen ist sie meine Frau!“

„Nun also, dann warte bis dahin.“

„Ich bin nicht gewillt, solche Albernheiten weiter zu ertragen. Es ist schon ohnehin keine kleine Aufgabe für mich, so ein Kind noch zu erziehen. Wenn das schöne Vermögen nicht wäre, würde ich das hübsche Lärvchen, das so zimperlich ist, wahrhaftig nicht inkommodieren.“

„Solche Rede unterbliebe besser!“ sagte die Stiftsdame steif. „Du würdest schwerlich eine Frau finden, die du leichter lenken könntest, jede andere würde eben um ihres Geldes willen ganz andere Saiten aufziehen. Also danke der Weisheit deiner fürsorglichen Schwester, daß du zu einer so hübschen und wohlhabenden Frau kommst und behandle Christine verständig.“

Gusche kam eilig gelaufen und störte das Zwiegespräch der Geschwister.

„Der Herr Hofkurier hat diesen Brief für das gnädige Frölen gebracht, da wär' Antwort auf,“ sagte sie.

„Ein Brief für mich?“ Die Stiftsdame brach etwas erregt das große Siegel. Sie wurde blaß, indem sie las, und reichte mit zitternder Hand das Schreiben ihrem Bruder.

„Was bedeutet das? Der Herzog will Christine am Hof sehen!“ rief er, ebenfalls aufgeregt.

„Ja, ja, und woher nehme ich bis übermorgen eine Hoftoilette?“ stammelte die Stiftsdame verwirrt.

„Du siehst ja, daß du nicht mit befohlen bist! Man schreibt ausdrücklich, die Frau Oberhofmeisterin werde Christine präsentieren und unter ihren Schutz nehmen, aber ihr Frauenzimmer denkt immer zuerst an eure Toilette. Mir ist es viel wichtiger, wie der Herzog auf diesen Gedanken gekommen ist. Ich vermute irgend welche Rederei, ein Weibergeschwätz, Beate!“ Er blickte auf, und sein Gesicht nahm einen drohenden Aus-

druck an. „Sollte ich deiner Schwatzhaftigkeit diesen Coup danken, so —“

„Bei Gott,“ stöhnte das alte Fräulein, „ich habe nicht eine Silbe gesprochen von der Möglichkeit, Christine zu präsentieren. Ich habe, deinem Wunsch gemäß, immer nur gesagt, daß sie erst als deine Gattin vorgestellt werden würde, — auch Christine ist davon verständigt.“

Der Medikus lief ärgerlich in dem Gartenhäuschen auf und ab, wo diese Unterredung stattfand. „Ich wollte gerade jede Gelegenheit vermieden wissen, um dem thörichten Frauenzimmerchen allerlei Dinge in den Kopf zu setzen, die ihr besser fern blieben. Wer steht mir dafür, daß sich nicht irgend einer der jungen Hofschranzen in so eine charmante kleine Person verliebt, ihr nachstellt, sie überlistet und mir tausend Schwierigkeiten macht. Ihr Frauenzimmer seid ja unberechenbar. Und wie, in aller Welt, kommt der Herzog darauf, wie ein Blitz dazwischen zu fahren? Es ist unerhört, wir müssen absagen!“

„Unmöglich, hier ist ein ausdrücklicher Befehl Seiner Durchlaucht!“

„O ma tante, chère tante, wissen Sie es schon? Der Hofkurier ist da, der Herzog will mich sehen, ich soll am Hof erscheinen! Wie gut, daß mein Brautkleid schon fertig ist! Wie freue ich mich, wie freue ich mich!“ so rief Christinchen und stürmte in das Gartenhäuschen.

„Erstens bitte ich die Demoiselle, sich schicklich und mäßig zu betragen,“ sagte das Fräulein, „und nicht wie eine Dienstmagd die contenance zu verlieren. Zweitens suchen wir eben nach einer passenden Entschuldigung.“

„Aber, wenn doch der Herzog befiehlt?“ stammelte Christinchen. „O bitte, nicht wahr, Herr Leibmedikus, dann muß man doch gehorchen!“

„Ja, es wird schon nichts anderes übrig bleiben,“ murrte dieser. „Indessen verstehe ich nicht, welche ordre Sie haben, am Hof zu erscheinen, meine Liebe.“

Christinchen schwieg, aber der Tante fiel plötzlich die Bitte ein, welche das Mädchen gestern dem Herzog auszusprechen gewünscht hatte. Sie fürchtete indessen, den Zorn des Bruders

noch mehr zu reizen, und sagte daher nur: „Ich werde die Sache noch überlegen, vielleicht finde ich doch noch einen Ausweg."

„O bitte, nein, chère tante! — Ich sehe nach meinem Kleid, es müssen noch Schleifen angebracht werden."

Sie war schon wieder fort, und als die Tante sie später in ihrem Stübchen bei der ausgebreiteten Toilette traf, ward es ihr viel leichter, als sie geglaubt hatte, das Versprechen von Christine zu erlangen, unter keinen Umständen den Herzog mit der Bitte um Aufschub ihrer Hochzeit zu belästigen, welches Versprechen zu der ausdrücklichen Bedingung für ihr Erscheinen am Hof gemacht wurde. —

Den ganzen Tag freute sich Christinchen. Sie putzte immerfort an ihrem Kleide, welches sie, obgleich es aus schöner, über und über mit großen Rosensträußen besäter, weißer Seide gemacht war, gar nicht mehr hatte sehen mögen, weil es ihr Brautkleid war. Nun aber nähte sie Schleifen und Spitzen daran und trällerte ein Liedchen nach dem andern.

Am Nachmittag war sie fertig, und da die Tante um diese Zeit ihr Mittagsschläfchen hielt, ging sie in den Garten hinunter, wo sie ein Stündchen für sich zu lesen pflegte.

Christinchen nahm ein französisches Buch, welches die Tante ihr gegeben hatte, und an dessen langweiliger Trockenheit sie sich vergeblich an diesem schönen Frühlingstag bemühte, Geschmack zu finden. Sie legte es fort, blickte eine Zeitlang in die blühenden Apfelbäume und dachte an ihre Begegnung mit dem Herzog im Affentempel. Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu diesem Ereignis zurück und plötzlich fiel ihr ein, daß der hohe Herr doch gesagt habe, wenn sein Stock wieder an dem Bilde stehe, würde er in der Nähe sein und wiederkommen. Sie erschrak in dem Gedanken, daß sie ja heute gar nicht dort gewesen sei, und stand sogleich auf, um das Versäumte nachzuholen. Sie eilte durch den Garten und erreichte den Tempel, ohne von jemand gesehen zu werden, obgleich heute einige Spaziergänger über den Schloßplatz schritten, um in den Park zu gehen.

Mit pochendem Herzen betrat sie das Theehäuschen und siehe da, der goldene Knopf des schönen Stockes blinkte ihr schon von weitem entgegen. O, wie sie sich freute! Sie nahm

den Stock in beide Hände, als müßte sie ihn warm begrüßen, und spähte dann durch die offene Thür nach dem Besitzer aus. Richtig, da kam er vom Schloß herüber gerade auf den Affentempel zu. Aber jetzt, was war das? Da kam der Herr Leibmedikus über den Platz, dem Herzog entgegen. In ihrer Aufregung vergaß das Mädchen, daß der Herzog dem Arzt doch hätte die Erlaubnis zum Mitgehen geben müssen, und sie wäre am liebsten fortgelaufen, hätte sie nur noch gekonnt vor Angst, daß der Herr von Sturtzelberg den hohen Herrn begleiten könne. Sie atmete auf, als der Leibmedikus zwar stehen blieb und sehr tief grüßte, aber dann seinen Weg ins Schloß fortsetzte. Gleich darauf stand der Herr vor ihr. Er hielt ihr sogleich die Hand hin.

„Nun, hat mein Stock mich annonciert?“ fragte er freundlich. „Ich sehe, er ist schon wieder an einem beneidenswerten Platz.“

Christinchen stellte den Stock sogleich errötend beiseite.

„Ich freute mich so, ihn zu sehen,“ sagte sie mit einem lieblichen Lächeln. „Ich muß Ihnen ja so sehr danken, Monsieur,“ fuhr sie dann lebhaft fort.

„Nun, es war nicht viel, was ich bisher erreichen konnte,“ sagte er, „aber es ist etwas, und wenn Zeit gewonnen wird, so können Sie sich vielleicht ganz von Herrn von Sturtzelberg lösen.“

„Ach, das wird schwerlich gehen!“ Christinchen schüttelte traurig den Kopf. „Ich habe einmal Ja gesagt, und die Tante hat viel Mühe mit mir gehabt, sie würde mir das nie vergeben, ich muß ihr gehorchen.“ Eine Thräne rollte dabei über Christinchens Wange. „Sie wissen nicht, wie böse die Tante sein würde, wenn sie auch nur wüßte, daß ich um Aufschub gebeten habe.“

Das arme Kind ließ den Kopf hängen und preßte die Hände zusammen.

„So muß wohl der Herzog am Ende befehlen, daß aus der ganzen Heirat nichts wird!“ sagte der Fremde lächelnd.

Da hob sie das Gesicht empor, und es brach wie Sonnenstrahlen aus ihren feuchten Augen. „Ach ja, ach ja!“ rief sie, während schon die Grübchen in ihren Wangen erschienen.

Sie war so reizend in diesem Augenblick, daß der Mann an ihrer Seite, sich selbst vergessend, plötzlich den Arm um sie legte und, einen Kuß auf ihre Lippen drückend, sagte:



Der Fremde legte plötzlich den Arm um sie . .

„Mein süßes Mädchen, es wird noch alles gut werden!“ Aber sie sprang, ihn unsanft zurückstoßend, zur Thür.

„Nein, o nein!“ rief sie abwehrend und eilte, so schnell sie die Füße trugen, aus der Thür. Wenige Schritte vor dem Thee=

häuschen blieb sie stehen und machte sehr erschrocken eine tiefe Verbeugung, denn dicht vor ihr tauchte plötzlich die Frau Hofrätin in ihrer ganzen Körperfülle auf und sagte mit ihrer volltönenden Herrscherstimme: „Ei, ei, mein Kind, weiß die Tante, daß Sie so allein hier umherstreichen?“

„Ja — nein — ach — ich laufe schon nach Hause, gnädige Frau!“ stammelte Christinchen, knixte noch einmal und eilte atemlos weiter. Erst als sie ihr Stübchen oben erreichte, stand sie still. Es war ein so trauliches kleines Gemach. Die Sonne schien durch grünes, junges Laubwerk und die weit geöffneten Fenster auf die weiße Bettgardine und die weißgetünchte Wand, an der ein paar große, runde Pastellbilder, Christinchens Eltern darstellend, hingen; ein kleiner Myrtenstock stand auf dem Fensterbrett, ein Hänfling hüpfte im Käfig zwitschernd auf und ab, und auf dem Bette lag das schöne, seidene Kleid noch ausgebreitet. Aber Christinchen sah das alles gar nicht, sie warf sich vor den Bildern der Eltern auf die Kniee, drückte ihre Hände vor das Gesicht und schluchzte zum Herzbrechen. Sie fühlte sich so gedemütigt und verletzt. Ach, weshalb hatte doch der Herzog das gethan! Nun wäre sie ihm am liebsten gar nicht wieder vor die Augen gekommen, aber dann mußte sie sicher in vierzehn Tagen den Leibmedikus heiraten. Wozu er sie nur an den Hof befohlen hatte? Es fiel ihr jetzt plötzlich ein, wie zwecklos dies doch eigentlich war. Sie hatte bisher nur immer daran gedacht, welch eine Freude es sein würde, ihn wieder zu sehen. Er konnte doch einfach dem Leibmedikus befehlen, noch bis nach der Reise zu warten mit seiner Hochzeit, — weshalb sollte sie denn nur durchaus präsentiert werden? Sie ward ganz verwirrt über dem allen, und um sie noch mehr zu beunruhigen, kam ihr jetzt der Gedanke, daß die Frau Hofrätin vielleicht gar gesehen haben könnte, wie der Herzog sie küßte. Endlich, nachdem sie lange ihren Thränen freien Lauf gelassen hatte, erhob sie sich und trat an das Nähtischchen, welches auf dem Fenstertritt stand. Die Sonne suchte ihr die Thränen fortzuküssen, der laue Wind strich ihr sanft über die Stirn, der Flieder unter dem Fenster sandte ihr seine schönsten Düfte herauf und der Hänfling zwitscherte ganz laut, als wollte er sagen: „So tröste dich doch, es wird

noch alles wieder gut!“ Christinchen griff nach einem kleinen Buch, das auf dem Tischchen lag und das sie sehr liebte; es stammte noch von ihrer seligen Mutter und war des alten Bogatzky Schatzkästlein. In ihrer Freude hatte sie heute den Tagesspruch nicht gelesen. Nun suchte sie ihn, er hieß:

„Weil du so wert bist, vor meinen Augen geachtet, mußt du auch herrlich sein, und ich habe dich lieb. So fürchte dich nun nicht, denn ich bin bei dir.“

Das that dem armen Christinchen sehr wohl und ihr Herz wurde wieder ruhig, sie faltete die Hände und bat Gott, daß er bei ihr bleiben und ihr durch alles das Unverstandene und Schwere hindurch helfen möge. Dann las sie noch mehr in dem lieben kleinen Buch, in dem ihre fromme Mutter viele Stellen angestrichen hatte, und zuletzt nahm sie ihre Arbeit vor und war fleißig und dachte: Es muß noch alles gut werden! Der Herzog hatte es gesagt, der Hänfling sang es und die Sonne, die durch den blühenden Apfelbaum schien, war auch der Meinung. —

Am folgenden Tage war alles in Bewegung im Hause um das große Ereignis der Präsentation bei Hofe. Schon früh kam der Friseur mit Puderquaste und Brenneisen. Es war keine Kleinigkeit, eine regelrechte Hoffrisur herzustellen. Sie mußte fast eine halbe Elle hoch sein. Ein wahrer Berg von Hede und Haarnadeln ward auf Christinchens Kopf fest gemacht, und dann kam ein ganzer Rosenkranz schräg auf diesen gepuderten Turm, Locken fielen an den Seiten heraus und das Mädchen mußte nachher ganz steif und still sitzen, damit nichts von dem herrlichen Aufbau zerstört würde. Dann wurde mit Hilfe von Gusche und Tante der ungeheure Reifrock übergezogen, der an beiden Seiten abstand wie ein Riesenfächer. Darüber kam endlich das schöne geblümte Kleid, und eine Reihe prächtiger Perlen, ein Erbstück ihrer Mutter, vollendete Christinchens Schmuck, in dem die ganze kleine Person so steif und unförmlich aussah und so wenig sich bewegen konnte — denn auch die unendlich hohen, spitzen, seidenen Hackenschuhe fehlten nicht — daß man solchen Putz eher für eine Strafe als für ein Vergnügen halten konnte. Aber Christinchen wurde von Gusche laut und von der Tante im Stillen sehr bewundert, nur der Leibmedikus, der auch erschienen war, um seine Braut im Staat zu sehen, bemerkte etwas

ironisch: „Durchlaucht werden gewiß sehr entzückt sein!“, was Christinchen alles Blut unter der Schminke in die Wangen trieb. —

Mit pochendem Herzen unter der langen, steifen Schnebbentaille saß Christinchen in der Portechaise, die den zusammengeklappten Reifrock kaum fassen konnte, und stand endlich unter der Zahl der geputzten Gäste in dem geräumigen Empfangszimmer des Herzogs. Es war zwar kein sehr großer Kreis versammelt, aber da sämtliche Anwesende für Christinchen Fremde waren, so



Christinchen verläßt die Portechaise.

fühlte sie sich unter den flüsternden, steifen Herren und Damen, mit denen die vornehme Oberhofmeisterin sie förmlich bekannt machte, sehr einsam, und ihr Auge haftete sehnsüchtig an der Thür, durch welche der Herzog kommen mußte. Daß er sie gestern so ohne weiteres geküßt hatte, war ihr freilich immer noch ein Schmerz, aber am Ende, er war der Herzog, und hier war sie sicher vor einer Wiederholung dieser Scene.

Endlich wurden die polierten, bronzeverzierten Flügelthüren geöffnet, der Hofmarschall pochte mit seinem Stock auf das Parkett, ihrem Range gemäß standen die Herren an einer, die Damen an der anderen Seite des Gemaches aufgereiht, Christinchen ganz unten an, und die Herrschaften traten ein. Voran ein hochgewachsener Herr in blauem Samtrock, der reich mit Gold gestickt war, er führte eine junge Dame in großer Toilette am Arm und trug einen großen Ordensstern auf der Brust. Andere Herren und Damen folgten, aber vergeblich suchten Christinchens Augen nach der bekannten Gestalt. Der Fremde vom Theehäuschen war nicht dabei. Der Herr und die schöne Dame gingen einzeln die Reihen der Gäste hinunter, mit jedem ein paar Worte wechselnd, und Christinchen hatte ihre Fassung noch nicht wieder gewonnen, als die Stimme der Oberhofmeisterin neben ihr sagte: „Gestatten Durchlaucht, daß ich Fräulein von Dodenstedt präsentiere!"

Christinchens Gedanken wirbelten. Der Fremde, wo blieb er, der Herzog? — Dies war der Herzog? Sie hatte kaum so viel Gewalt über sich, daß sie den vorgeschriebenen tiefen Knix machte.

Der Herzog, ein brünetter Herr mit einem schmalen, feinen Gesicht, sagte über Christinchens Kopf hin: „Habe von Ihnen gehört! Sie sind die Tochter von dem Bledersdorfer Dodenstedt, wie?"

„Ja — ach nein — Durchlaucht — ach —"

„Also nicht! Nun, dann war Ihr Vater einer von den Holsteiner Dodenstedts?"

„Ich — ich — glaube —" lispelte das arme Kind.

„Sie wollen demnächst heiraten, wie?"

„Ja" — kam es kaum hörbar von Christinchens Lippen.

Der Herzog schien auf etwas zu warten, aber das arme Kind war so verwirrt, daß es nichts mehr heraus brachte. Es hatte ja auch der Tante versprechen müssen, unter keinen Umständen etwas von dem Aufschub der Hochzeit zu erwähnen. —

Die Prinzessin trat herzu, der Herzog ging zu den Herren hinüber. Was noch weiter geschah, war für Christinchen nur wie ein verworrener Traum. Sie sah nichts von der geschmückten Tafel, sie brachte keinen Bissen hinunter von der leckeren Mahl-

zeit, und ihr Tischnachbar, ein sehr gesprächiger Kammerjunker, verzweifelte daran, mehr als ein „Ja“ oder „Nein“ oder „Ach bitte“ aus seiner hübschen Nachbarin herauszubekommen. Als sie nach Hause kam, sah sie nicht, daß das Eichkatzengesicht der Tante in ganz besonders strenge Falten gelegt war. Sie eilte auf ihr Zimmer, wo Gusche ihr die Staatstoilette ausziehen half. Als das Mädchen hinaus war, sank Christinchen auf einen Stuhl und starrte vor sich hin. Sie dachte gar nicht daran, ihre Toilette zu vollenden, in ihrem Frisiermantel saß sie, den Turm und das Rosenkränzchen darauf ungelöst auf dem Kopf. Sie dachte an den Fremden. Wer war er? Sie hatte ihn ohne weiteres für den Herzog genommen, sie hatte ihn nie nach seinem Namen gefragt. Würde sie ihn je wiedersehen? Ach, gewiß niemals. Nun hatte sie dem Herzog nichts von ihrer Bitte gesagt, die Gelegenheit war versäumt, und sie mußte den Leibmedikus in kurzer Zeit heiraten. Alles das stürmte auf sie ein. O, wenn sie doch den Fremden noch ein einziges Mal sprechen könnte! Vielleicht — vielleicht käme er doch wieder. Aber wenn er auch den Stock dahin stellte, sie würde es ja nicht sehen, denn nach dem, was vorgefallen war, konnte sie ihm unmöglich wieder im Theehäuschen allein begegnen. Und dann wieder sehnte sie sich so sehr nach seiner freundlichen Teilnahme. Aus diesem Kampf weckte sie die Stimme der Tante, welche eintrat und scharf sagte:

„Nun, ist die Demoiselle noch nicht fertig? Mein Bruder und ich warten.“

Christinchen sprang auf und stammelte: „Was soll ich?“

„Dich ankleiden und herunter kommen!“ hieß es kurz.

Mit zitternden Händen vollendete das Mädchen seinen Anzug. Als sie unten in das Wohnzimmer trat, fand sie die Frau Hofrätin auf dem Sofa hinter dem großen, runden Tisch und die Tante neben ihr, indessen der Herr Leibmedikus auf einem der um den Tisch stehenden Stühle Platz genommen hatte. Christinchen machte einen Knix gegen die fremde Dame und verbeugte sich etwas weniger tief gegen den Medikus. Da sie niemand zum Sitzen nötigte, blieb sie inmitten der Stube stehen, und die Tante begann: „Du hast dich wegen eines unerhörten Vorfalls, dessen Augenzeuge diese unsere liebe Freundin gewesen ist, bei uns zu verantworten. Wie kommst du dazu, dich im

Theehäuschen von einem fremden Mann küssen zu lassen, und wer war derselbe?“

Christinchen bebte am ganzen Körper, aber sie sagte scheinbar ruhig: „Der Fremde that es, ohne daß ich es ihm erlaubte, und ich weiß nicht, wie er heißt.“

Ein leises, spöttisches Lachen antwortete ihr.

„Die Demoiselle wird die Güte haben, sich auf den Namen des Fremden zu besinnen. Ich muß dies als Bräutigam verlangen, da ich den frechen Menschen, der Ihnen also zu nahe



getreten ist, zur Rechenschaft ziehen muß!“ sagte der Leibmedikus streng.

Christinchen fiel ein, daß der Medikus den Fremden tief gegrüßt hatte, als er über den Schloßplatz kam, und also am besten den Namen des Herrn würde nennen können, aber sie beschloß, diesen Umstand auf keinen Fall zu erwähnen, denn tausendmal lieber wollte sie selbst ja leiden, als daß dem Fremden irgend etwas Unangenehmes begegnen sollte. Es stiegen Erinnerungen an Erzählungen von Zweikämpfen in ihr auf, die sie gehört hatte, und eine namenlose Angst um ihren unbekannten Freund packte sie.

„Ich weiß den Namen des Fremden nicht,“ wiederholte sie standhaft.

„Du wirst in der Ordnung erzählen, wie du in das Theehäuschen kamst, wie du dem Herrn begegnetest und was du mit ihm verhandelt hast!“ sagte die Tante.

„O bitte, bitte, nein, chère tante!“ Christinchen begann zu weinen. „Ich kann Sie versichern, daß ich glaubte, er sei der Herzog, und daß ich nichts Unrechtes mit ihm geredet habe.“

Neues Lächeln im Kreis.

„Ich gestehe, liebe Freundin,“ hob die Hofrätin jetzt an, „daß man dem Fräulein von Dodenstedt erst einmal begreiflich machen müßte, wie sie sich durch diese Sache in der hiesigen Gesellschaft gänzlich unmöglich gemacht und wie sie ihren Ruf aufs äußerste gefährdet hat, wie sie es überhaupt nur der Güte des Herrn Leibmedikus zu danken haben wird, wenn er sie nach diesem Vorfall noch dadurch wieder rehabilitiert, daß er sie zur Frau Leibmedikusin macht.“

Die Dame sprach mit großer Würde, und obgleich diese Rede die Tante augenscheinlich ärgerte, sagte sie:

„Da hörst du es, Christine! Also bitte meinen Bruder, daß er so bald wie möglich allen bösen Gerüchten vorbeugt, indem er den Tag eurer ehelichen Verbindung auf die nächste Zeit festsetzt und die nötigen Schritte dazu einleitet.“

Der Medikus mochte ahnen, daß diese Weise nicht geeignet war, ihm das Herz seiner kleinen Braut zu gewinnen, und da sie ihn in diesem Augenblick mit einem verzweifelten und flehenden Blick ansah, erhob er sich, trat zu ihr und sagte, ihre Hand ergreifend:

„Ich bin bereit, meine Liebe, alles zu vergeben und zu vergessen, hege auch die feste Zuversicht, Sie werden mir durch doppelte Zärtlichkeit und gefühlvolle Hingabe beweisen, daß sich alles so verhält, wie Sie vorgeben. Versprechen Sie mir nur, mir den Herrn, den die Frau Hofrätin leider auch nicht erkannt hat, zu bezeichnen, sobald Sie ihm begegnen, dann wollen wir wieder Frieden hierüber machen, und die Hochzeit kann in acht Tagen stattfinden.“

Er beugte sich so nahe über das geängstigte Mädchen, daß sein Atem ihre Stirn streifte. Aber seine Annäherung war der Tropfen, der die zitternde Wagschale zum Sinken brachte.

Christinchen trat einen Schritt zurück und ließ seine Hand los. Sie schien plötzlich gewachsen und kein Kind mehr, indem sie sagte:

„Ich danke für Ihre gute Meinung, Herr Leibmedikus, aber ich begehre nicht, daß Sie mich aus Barmherzigkeit zu Ihrer Frau machen. Ich habe nichts Unrechtes gethan. Ihre Frau aber will und kann ich nicht werden, mögen Sie mit mir machen, was Sie wollen!“ fügte sie ganz verzweifelt hinzu, indem ihre anfangs feste Stimme zitterte.

„Das ist allerdings ein seltener Trotz!“ rief die Frau Hofrätin sehr entrüstet.

„Geh' auf dein Zimmer, Christine, und bleibe bis auf weiteres dort!“ sagte die Tante eisig.

Das ließ sich das geängstigte Mädchen nicht zweimal sagen. Sie ging aus dem Zimmer, nachdem sie mit zitternden Knieen den unerläßlichen Knix gemacht hatte, und flog die Treppe hinan ihrem Stübchen zu. Der Herr Leibmedikus ließ es sich nicht nehmen, sie bis zur Thür des Besuchszimmers zu begleiten und dieselbe für sie zu öffnen. Er war sehr bleich, und seine Lippen zitterten, als er sich vor ihr verbeugte.

„Sie wird zur Besinnung kommen,“ unterbrach die Tante das Schweigen zuerst.

„Ich bedaure den Herrn Leibmedikus!“ seufzte die Hofrätin. „Das wird ja eine angenehme Hausfrau werden!“

Die stattliche Dame sagte es mit einiger Befriedigung, denn durch seine Verlobung mit Christine hatte der Leibmedikus gewisse stille Hoffnungen, die im Herzen der noch recht gut aussehenden Witwe schlummerten, rücksichtslos zerstört.

Das Stiftsfräulein ärgerte sich und sagte steif: „Ich weiß, was Christine mit dem Fremden sprach. Sie hielt ihn wirklich für den Herzog. Sie ist ein Kind. Ich werde sie zur Raison bringen.“

„Ah, dann war ja meine Sorge sehr überflüssig,“ meinte die Hofrätin pikiert. „Ich empfehle mich, muß aber bitten, bis zur Aufklärung dieses mysteriösen Rendezvous den Verkehr zwischen Fräulein von Dodenstedt und meiner Tochter aufhören zu lassen.“

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, rauschte sie aus dem Zimmer. Kaum aber war sie verschwunden, so fiel der Leibmedikus mit den bittersten Vorwürfen über seine Schwester her.

„Alles habt ihr mit eurem Weibergeschwätz verdorben!" rief er. „Wozu das alles? Ich sage dir, Beate, lächerlich mache ich mich vor dem ganzen Hofe. Jedermann wartet bereits darauf, mich als verheirateten Mann zu sehen. Immer ist es mir ein Hindernis gewesen, daß ich unverheiratet war. Ich habe mich durch deine Versicherungen, in Christine ohne große Mühe eine reiche und gefügige Gattin zu bekommen, hinhalten lassen. Meine Vermögenslage bedarf dringend der Aufbesserung. Wenn das kleine Frauenzimmer mir so den Laufpaß giebt — Es ist unerhört! — Ich — ich werde gehen und sie bitten —"

Er war während dieser Rede im Zimmer auf und ab gerannt und ging jetzt zur Thür; seine Schwester vertrat ihm den Weg.

„Halt," sagte sie ruhig und bestimmt, „willst du alles verderben? Ich kenne Christine, überlasse sie mir. Du reisest mit dem Herzog. Ich werde dafür sorgen, daß die Hochzeit nach deiner Rückkehr stattfindet. Du aber bleibst vorläufig gänzlich aus der Sache. Am besten sieht dich Christine gar nicht mehr. Laß mich nur machen!" —

Christine blieb nun Tage lang allein auf ihrem Zimmer. Sie sah niemand wie Gusche, die ihr das Essen brachte. Nachdem sie sich nach jener Scene satt geweint hatte, überkam das arme Kind ein Gefühl großer Erleichterung. Die Fessel war zerrissen, der Vogel war frei. Aber mit Angst dachte sie daran, was nun werden solle. Die Tante! Was würde sie sagen und thun? Von ihrer Kindheit an hatte sich die weiche, zaghafte, gutmütige Kinderseele unter die kühle Klugheit der älteren Frau beugen müssen. Ohne sich Rechenschaft hierüber zu geben, fühlte Christinchen dieses Faktum und wußte, daß auch jetzt ihr Geschick noch von jener abhing. Ach, hätte sie den Fremden sprechen können, er würde ihr helfen! Aber dann wieder wünschte sie ihn nie wieder zu sehen nach dem Abschluß ihres letzten Gespräches, nie, nie wieder! — Sie begann sich zu beschäftigen. Aber draußen war es Frühling, und oft stand sie am Fenster und sah sehnsüchtig in den Garten hinab, wo der Apfelbaum seine Blüten immer schöner entfaltete, die Sonne Aurikel und Tulpen küßte und der Buchfink schmetterte.

Sie fragte Gusche, ob denn die Tante gar nichts gesagt habe.

Gusche schüttelte den Kopf.

Sie nickte oder schüttelte überhaupt nur noch, wenn Christinchen fragte. Also war ihr augenscheinlich verboten, mit dem Mädchen zu sprechen. Nun war die Thür ja unverschlossen, und Christinchen hätte unbehindert hinaus gehen können, aber dergleichen wagte sie unter keinen Umständen. In jener Zeit war die Herrschaft der älteren Leute über die Jugend ja so viel absoluter, und das Kind war ja von jeher an unbedingten Gehorsam gewöhnt. Nachdem aber über eine Woche vergangen war, und ein Tag wie der andere schwand, die Apfelblüten abzufallen begannen, und alle in ihrem Bereich vorhandenen Taschentücher gesäumt und gestickt, die wenigen Bücher, wie etwa Hersiliens „Lebensmorgen" und Lafontainesche Fabeln, die Christinchen besaß, wieder und wieder gelesen waren, begann dem Mädchen dieser Zustand unerträglich zu werden. Sie saß stundenlang und grübelte, was nun werden könne, und immer wieder tauchte das Bild des Fremden vor ihr auf. Jedes seiner Worte erinnerte sie sich und begriff nicht, daß selbst die Hofrätin, die doch jeden Bedienten im Städtchen kannte, diesen Mann nicht zu nennen wußte, den sie immerhin ziemlich deutlich gesehen haben mußte. Sie bat Gott immer wieder und wieder, ihr doch einen Ausweg zu zeigen, und beschloß endlich, die Tante herauf zu bitten, um sich, wenn möglich, mit ihr zu versöhnen. Gusche wurde also beauftragt, ein französisches Billet, welches in höflichster Form die Bitte um einen Besuch der Tante aussprach, abzugeben, und mit pochendem Herzen erwartete Christine das Ergebnis dieser Botschaft. Eine Stunde nach der anderen verging, Christine wartete vergeblich und glaubte schon, die Tante würde gar nicht kommen, als diese endlich, da schon die Dämmerung hereinbrach, erschien. Christinchen knixte und trat näher, um die Hand zu küssen. Die alte Dame stand steif und reichte sie ihr nicht.

„Fräulein von Dodenstedt," sagte sie mit eisiger Stimme, „Sie wünschten mich zu sprechen."

„Ach ja!" kam es mit unterdrücktem Schluchzen von Christinchens Lippen. „Ich möchte Sie bitten, mir doch nicht länger zu zürnen."

„So hast du dich also besonnen! Mein Bruder ist leider

bereits abgereist, also kann die Hochzeit nun erst nach seiner Rückkehr stattfinden. Es hätte ihm viel Rederei gespart werden können."

„Ach nein, bitte, so meinte ich es nicht!" stammelte Christine. „Ich kann den Herrn Leibmedikus immer noch nicht heiraten — aber —"

„Also dies ist eine Komödie, die das Fräulein zu spielen belieben? Dann werde ich mich wieder empfehlen."

„Bitte, bitte, nein! Könnten Sie mir denn nicht vergeben, chère tante!" schluchzte das Mädchen. „Es ist schrecklich, hier immer allein zu sitzen!"

„Den Weg zu meiner Vergebung kennst du. Ein so thörichtes Kind wie du sollte Gott danken, einen verständigen Mann in guter Stellung zu bekommen. Ich will dem Fräulein aber ein für allemal sagen, wie ich denke. Entweder du heiratest meinen Bruder bei seiner Rückkehr, oder wir trennen uns, du kannst gehen, wohin du willst. Besinne dich über diese Sache, — in vierzehn Tagen erwartet man die Rückkehr des Herzogs."

„Und so lange soll ich hier eingesperrt bleiben? O bitte, bitte, nein!"

„Ich will dir zeigen, wie ich dein mehr als kindisches Betragen mit Geduld hinnehme. Du magst dein Zimmer wieder verlassen." Die Dame wandte sich und ging.

Christinchen konnte nun zwar im Garten und Hause wieder herumgehen, sie durfte auch arbeiten und wieder an den Mahlzeiten teilnehmen; allein, da sie niemand weiter sah, als die Tante, deren unschönes Antlitz durch den Ausdruck kühler Strenge noch mehr entstellt ward und die nie ein freundliches Wort für sie hatte, so war damit nicht sehr viel gewonnen. Das arme Kind zergrübelte sich, was es thun solle. Der Gedanke, eines Tages hilflos auf der Straße zu stehen und nicht zu wissen wohin, war ihr ebenso schrecklich wie der andere, den Leibmedikus zu heiraten, und dabei verstrichen die Tage so unheimlich schnell. An einem Morgen, als sie hinunter kam, fand sie die Tante in ungewöhnlicher Aufregung.

„Es ist Nachricht gekommen, daß die Herrschaften heute wieder ankommen. Prinzessin Charlotte hat sich mit meine

dänischen Prinzen verlobt, der nächste Woche auch hierher kommt Die ganze Stadt ist in freudiger Aufregung."

Christinchens Kniee bebten. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Also jetzt schon mußte die Entscheidung fallen Das las sie in den forschend auf sie gerichteten Augen der Tante, das auch sagte diese, als das Mädchen ihr die Hand zum Gutenachtsagen küßte.

„Du hast dich nun wohl besonnen, Christine? Mein Bruder wird morgen mittag kommen, was soll ich ihm sagen?"

„Ich — ich — werde es morgen mittag sagen!" stammelte Christine.

Sie brachte eine lange Zeit schlaflos in ihrem weißen Bette zu. Der Mond schien durchs Fenster, und die Nachtigall schlug unten im Fliedergebüsch, aber Christinchen hörte es gar nicht. Je länger, je mehr war es ihr klar geworden, daß sie den Leibmedikus nicht heiraten könne, und nun dachte sie mit großer Angst daran, daß sie morgen in die weite Welt müsse. Sie wußte gar nicht, wohin, aber sie bat, daß Gott ihr den Weg zeigen möge. Vor einigen Tagen hatte sie einen langen Brief an ihre Freundin Luise, die Tochter des Stiftspfarrers, geschrieben, viele Thränen waren darauf gefallen. Wenn sie zu ihr könnte? Aber es war eine lange Reise. Wie sollte sie die machen, ganz allein? Endlich weinte sie sich in den Schlaf, und dann träumte sie, der Fremde stände vor ihr, er sah sie sehr gütig an und reichte ihr eine Rose, und sie war so glücklich, ihn wieder zu sehen, daß sie vor Freude aufwachte. Ach, leider war es ja nur ein Traum gewesen, und heute, heute mußte sie in die weite Welt. Als sie hinunter kam, deckte sie wie gewöhnlich den Frühstückstisch und bereitete den Kaffee für die Tante und die Suppe für sich, denn sie bekam keinen Kaffee. Da sah sie, wie Gusche den Hausflur scheuerte. Es kam ihr ein Gedanke. „Gusche," sagte sie und lief schnell auf den Flur, „zeige mir 'mal das Scheuern."

Gusche war sehr erstaunt und lachte. „J, das können gnädig Frölen doch nicht!" sagte sie.

„Doch, doch!" Und sie begann mit dem Schrubber zu arbeiten, daß er nur so flog.

„Ach, das wird ja nichts," sagte Gusche. „Geben Sie mir nur den Schrubber wieder, ich muß fertig sein, wenn die Gnädige kommen."

„Meinst du nicht, Gusche, daß ich es lernen könnte und — und — daß ich mich vielleicht — vermieten könnte?" fragte Christine sehr verlegen.

Gusche machte große Augen, dann lachte sie ganz laut. „Nee, so'n Spaß," sagte sie, „wozu sollte Ihnen wohl jemand brauchen?"

Christinchen ging ganz beschämt in ihr Zimmer zurück. Also das war auch nichts. Sie seufzte.

Um halb zwölf Uhr befahl die Stiftsdame: „Gehe jetzt hinauf und ziehe dich an! Ich werde meinen Bruder empfangen und ihm sagen, daß du Vernunft angenommen hast."

Das arme Kind gehorchte schweigend, sie wagte nicht zu widersprechen. Aber oben in ihrem Zimmer wußte sie doch wieder ganz genau, daß sie Nein sagen wolle und müsse. Schnell zog sie ein einfaches blaues Kleid an, und dann konnte sie es nicht mehr im Hause aushalten, sie lief in den Garten hinunter. Da hörte sie die Hausthür gehen, nun kam der Leibmedikus. Ich kann nicht, ich kann nicht! war alles, was sie dachte, und so lief sie zur hinteren Gartenthür hinaus, ohne zu wissen, wohin. Sie befand sich bald vor dem Theehäuschen, Mittagsstille lag auf dem weiten Platz, und die Kaskaden rauschten. Ach ja, einmal noch wollte sie das Bild ansehen und die Stelle, wo der Stock immer gestanden hatte. So ging sie denn hinein. Aber fast wäre sie vor freudigem Erschrecken umgefallen, denn da — da — an derselben Stelle stand derselbe Stock wahr und wahrhaftig, und sein goldener Knopf lächelte sie förmlich an, als wollte er sagen: „Guten Tag, Christinchen, da bin ich wieder!"

Sie glaubte, es müsse ein Traum sein, so griff sie nach dem Stock. Aber nein, er war es wirklich. Da küßte sie ihn, und dann wurde sie sehr rot und verlegen, denn sie dachte, wenn der Fremde nun wiederkäme? Hier ihn wiedersehen, ach nein! Sie wollte ja nur noch einmal dem Stock Lebewohl sagen und dem Theehäuschen, sie mußte ja nun doch in die weite Welt. Thränen, heiße Thränen fielen auf den schönen Stock, und sie stellte ihn gerade wieder an seinen Platz, als sie eine wohlbekannte Stimme hinter sich sagen hörte:

„Also wirklich? Meine Ahnung hat mich nicht betrogen!"

Sie stand mit erglühenden Wangen und wagte den Blick nicht zu erheben.

„Gnädiges Fräulein! Christine! Wie habe ich mich die lange Zeit nach meiner kleinen Freundin gesehnt!" sagte er und küßte ihre Hand.

Sie konnte immer noch nicht sprechen, aber sie sah doch zu ihm auf, und es lag so viel strahlende Freude in ihrem süßen Gesicht, daß er ganz beglückt sagte: „Ich weiß, Sie verstehen mich Ihr Herz antwortet dem meinen!"

Sie hörte kaum, was er sagte, aber sie wußte, nun mußte alles gut werden, er würde ihr helfen.

„Ach," stammelte sie, „wo waren Sie nur so lange?"

„In Dänemark," sagte er, „in Teplitz, auf der Landstraße, überall nur nicht da, wo mein Herz war. Ich habe die Verlobung zwischen meinem Herrn, dem Prinzen Christian von Dänemark, und der Prinzessin Charlotte abschließen müssen. Gestern Abend erst bin ich hier eingetroffen."

„Sie sind nicht der Herzog?" fragte sie zögernd.

„Nein," lachte er, „ich bin der Kammerherr von Karwitz, Holsteiner von Geburt. Als ich vor einigen Wochen hier war, mußten die Verhandlungen noch geheim bleiben, daher durfte ich auch keinen offiziellen Besuch machen, — es sollte nicht von meiner Anwesenheit gesprochen werden. Doch hatte ich den Herzog verständigt, Sie zu empfangen, und ihm gesagt, daß Sie um Aufschub Ihrer Hochzeit bitten wollten. Das haben Sie dann auch gethan, nicht wahr?"

„Nein, o nein!" kam es schüchtern von ihren Lippen.

„Nein?" rief er erschrocken, „nein, Christine — so haben Sie den Leibmedikus geheiratet?"

„O nein! Ich habe ihm gesagt, ich könne nicht, und der Tante habe ich es auch gesagt, und nun" — ihre Stimme sank — „nun muß ich in die weite Welt, und ich weiß nicht, wohin. O bitte, helfen Sie mir, bitte!"

Sie sah ihn so flehend an, und ihr gutes Gesichtchen sah so traurig aus, daß er den Arm unwillkürlich nach ihr ausstreckte, um sie an sein Herz zu ziehen. Aber erschrocken wich sie zurück.

„Ach bitte, nicht so!“ sagte sie angstvoll. „Sagen Sie mir nur, ob Sie keinen Platz für mich wissen; ich will ja gern alles thun, was ich kann, wenn mich nur jemand aufnehmen wollte. Vielleicht die Prinzessin?“

„Mein liebes Kind,“ sagte er warm, „ich weiß einen, der Sie aufnehmen möchte in sein Haus und an sein Herz! Christinchen, wenn nun ich der Leibmedikus wäre, wollten Sie dann auch nichts von der Hochzeit wissen?“

Sie sah ihn einen Augenblick fassungslos an, dann kamen die Grübchen in ihre Wangen, und das helle Freudenlicht brach aus ihren Augen. „O ja!“ sagte sie sehr leise.

Da nahm er sie wie ein Kind in seine Arme und küßte sie.

„Ach, die Tante!“ rief sie erschrocken.

Richtig, da stand die gestrenge Stiftsdame und machte sehr böse Augen, aber der Kammerherr faßte Christinchen bei der Hand, stellte sich feierlich vor und bat um die Erlaubnis, behufs der förmlichen Werbung seine Aufwartung bei der Dame machen zu dürfen. So war Christinchens Not zu Ende. Ihr Gatte ließ später zum Andenken den Stock an die Stelle naturgetreu malen, wo er gestanden hatte, und so oft Christinchen mit ihm in die kleine Residenz kam, besuchte sie den Affentempel, der ein Theehäuschen geworden war, und dankte Gott, daß ihre Not sich zum Glück gewendet hatte. Der Stock ist noch heute dort zu sehen.

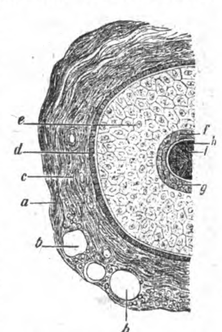


Die Pflege und Kulturgeschichte des Haares.

Von Dr. Reinhold Stürmer.

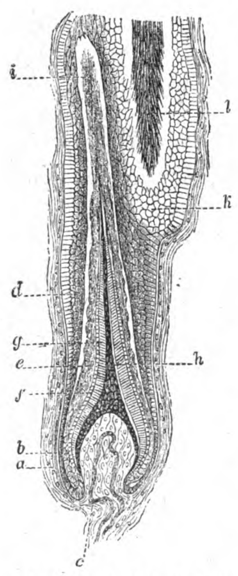
(Nachdruck verboten.)

Schönes, volles Haupthaar ist eine der hervorragendsten Zierden des weiblichen Geschlechts; schönes Haar giebt für ein edles Frauenantlitz erst die würdige Umrahmung ab, die das Bild zu einem harmonischen Ganzen vereinigt. Das Imponierende üppigen Haarwuchses vermag sogar Gesichtszüge zu verschönen, sie interessant zu machen, denen Mutter Natur sonstige Vorzüge versagt hat. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir eingestehen, daß auch uns Männern volles Haar recht wohl anstünde, wenn — wir es nur hätten. Die alten Deutschen hatten zwar — graue Haare, aber gleichviel ob Männlein oder Weiblein, sie hatten prächtiges Haar und ließen es schön lang wachsen. Wie stattlich erscheint uns Lohengrin im Schmucke wallender Locken, ein Lohengrin mit Glatze jedoch — welch' schauderhafter Gedanke! — Was können wir nun beginnen, unsere Kopfzier uns zu bewahren, dem beginnenden Schwinden derselben Halt zu gebieten? Ehe wir der Beantwortung dieser Frage uns zuwenden, verweilen wir einen Augenblick, den Bau und das Wachstum des Haares ein wenig kennen zu lernen. Das Haar besteht aus Marksubstanz, der Rindenschicht (lange, faserige Hornzellen), in welcher das Pigment (farbige Körnchen) abgelagert ist, und der äußeren Schicht dachziegelartig übereinander gelagerter Hornschüppchen. Der untere Teil des Haares sitzt im Haarbalg, einer Vertiefung der Haut, und ist mit der auf dem Boden des Haarbalges befindlichen sogenannten Haarpapille fest verwachsen. Diese Papille ist es, von der aus das Wachstum des Haares vor sich geht, dergestalt, daß die von der Papille stets neu gebildeten Hornzellen und sonstigen Haarbestandteile sich immer wieder aneinander lagern, die zuerst gebildete Haarspitze langsam vor sich her schiebend. Nach Jahr und Tag liefert die Papille immer weniger Haarsubstanz und des fertigen Haares Schicksal ist besiegelt. Da es von seiner Ernährerin, der Papille, nichts mehr zu erwarten hat, lockert es allmählich die Bande der Zusammengehörigkeit und eines schönen Tages entschlüpft es der Haft, um vielleicht



Querschnitt eines menschlichen Haares in 500facher mikroskopischer Vergrößerung mit den 3 Schichten: Markschicht, Faserzellen und Hornschicht.

dereinst — auf dem Haupte einer Schönen fröhliche Auferstehung zu feiern. Die Papille hat sich inzwischen längst über die Treulosigkeit ihres Kindes hinweggesetzt, und ein frisches Haarbaby, das auch hübsch lang zu werden verspricht, hat seine Stelle eingenommen. So schafft die nimmermüde Haarpapille ohne Rast und Ruh, so lange als ihr eigenes Leben währt, und stellt oft erst ihre Thätigkeit ein, wenn der Besitzer die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen. Dieser ideale Zustand wird in unserer Zeit bei Männern höchst selten, bei Frauen zum Glück noch oft angetroffen, wenngleich es auch dort zu stark zu kriseln beginnt. Als erstes Anzeichen beginnender Erkrankung des Haarbodens stellt sich vermehrte Abstoßung von Hautschuppen und gesteigerte Absonderung von Hauttalg ein. Meist werden diese Vorboten kaum beachtet, man hält sie für eine Folge ungenügender Kopfwäsche und glaubt, durch einige Waschungen mit Seife oder Franzbranntwein alles wieder ins Geleise gebracht zu haben. Zu dieser Vermutung hält man sich um so eher berechtigt, als es oft Jahre dauert, bevor der Haarausfall in auffälliger Weise zuzunehmen beginnt. Jetzt werden die Droguisten und Apotheker um ein gutes Haarwuchsmittel angegangen, doch trotz Eau de Quirine und Klettenwurzelöl schreitet das Uebel vorwärts. Die zweite Instanz wird angerufen, das sind die findigen Spekulanten, welche ihre unfehlbar wirksamen Haarwuchsmittel unter Garantie dem leichtgläubigen Publikum empfehlen. Daß dieser Haarwuchsmittelschwindel so üppig gedeiht, dürfte durch den Umstand zu erklären sein, daß die Geleimten, denen natürlich kein einziges Haar auf Grund des Gebrauches solcher Mittel je gewachsen ist, sich genieren, von ihren Mißerfolgen anderen Personen, oder gar der Oeffentlichkeit Mitteilung zu machen. Inzwischen haben die das Leiden verursachenden Parasiten Zeit gefunden, die armen Papillen immer mehr zu schädigen, bis sie in stets wachsender Zahl dem Ansturm erliegen und der Verödung anheimfallen. Aus einer verödeten Papille wächst nie und nimmer ein Härchen empor, häufig aber läßt sich wenigstens soviel durch geeignete Behandlung (nicht planloses Einbalsamieren) erreichen, daß die noch intakten Papillen dem drohenden Verfalle entrissen, die geschwächten wieder gekräftigt und leistungsfähig gemacht werden.

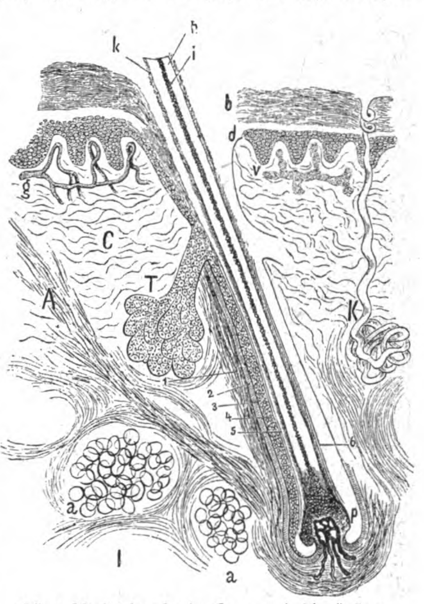


Längsschnitt eines im Haarwechsel begriffenen Haarbalges, am unteren Ende die Papille, darüber das junge Haar, rechts oben das ausfallende Haar.

Wenn man bedenkt, daß der vorzeitige Haarausfall gewöhnlich

parasitären Ursprungs ist und dieserhalb die Barbierstuben, in denen jung und alt mit denselben Kämmen, Bürsten, Zangen, Pinseln und sonstigen Utensilien bedient wird, die Pflanzstätten der Kahlköpfigkeit sind, ergiebt sich die Heilmethode von selbst. Grundprinzip ist peinlichste Reinhaltung des Kammzeugs und eines jeden Gegenstandes, der mit dem Haarboden in Berührung kommt, damit nicht all dieses eine Quelle stets sich wiederholender Einimpfung der Krankheitskeime abgebe.

Die eigentliche Kur besteht zunächst in der sechs bis acht Wochen lang täglich, dann seltener vorzunehmenden Seifung des Kopfes mit einer stark teerhaltigen Seife. Die Prozedur dauert zehn Minuten, dann wird der Seifenschaum erst mit lauem, zuletzt mit kühlem Wasser unter Benutzung eines Irrigators abgespült. Nach leichter Abtrocknung des Kopfes läßt man eine Frottierung mit Sublimatlösung folgen (1 g Sublimat, 300 g Wasser, je 100 g Glycerin und Kölnisches Wasser). Jetzt wird der Haarboden sorgfältig getrocknet, mit $^1/_2$ prozentigem Naphtholspiritus nochmals frottiert und zum Schlusse mit Salicyl-Benzoësäure-Oel (2, 3, bezw. 100 g) tüchtig eingerieben. Frauen müssen, um die Kopfhaut auch wirklich mit den wirksamen Agentien in die so notwendige innigste Berührung zu bringen, ihr Haar in möglichst viele Scheitel teilen. Unter diesem von Professor Lassar in Berlin angegebenen Verfahren sieht man bald Stillstand des Haarausfalls eintreten. Die noch funktionsfähigen Haarpapillen kräftigen sich, und an Stellen, wo vorher nur kümmerliche Haarspuren zu sehen waren, sprießt jetzt kräftiger Nachwuchs empor. Die Behandlung breche man nicht plötzlich ab, sondern lasse sie langsam abklingen. — Bevor ich schließe, möchte ich nicht verfehlen, nochmals auf die Gefahren der Friseurstuben hinzuweisen und Anschaffung eigener Friseurutensilien dringend zu empfehlen. Auch Ehegatten bezw. Kinder sollen jedes sein eigenes, in



Längsschnitt durch ein Haar und die äußere Hautschicht.
p Papille mit Blutgefäßen, h Haarschaft, T Talgdrüse, K Schweißdrüse.

peinlicher Sauberkeit zu erhaltendes Kammzeug besitzen, und auf die gründliche, mindestens wöchentlich einmal vorzunehmende Reinigung des Kopfes sollte streng gehalten werden, denn das sind die besten Mittel, dem vorzeitigen Haarausfall vorzubeugen.

Sprödigkeit und Glanzlosigkeit der Haare wird am zweckmäßigsten durch Einfetten der Haare und des Haarbodens mit reinem Olivenöl oder nicht ranzender, milder Pomade beseitigt. Das Brennen und Kräuseln der Haare mittelst heißen Eisens ist nicht zu empfehlen. Unschädliche Mittel zum Blond- resp. Schwarzfärben der Haare sind Wasserstoffsuperoxyd und Pyrogallussäure mit nachfolgendem Gebrauch einer Lösung von salpetersaurem Silber. Entstellender Haarwuchs an sonst unbehaarten Stellen kann radikal nur durch die Einwirkung des elektrischen Stromes (Elektrolyse) beseitigt werden. Das vielfach geübte Kürzen der Haare, um das Wachstum zu fördern, hat weder den beabsichtigten Effekt, noch dient es dazu, das Längenwachstum günstig zu beeinflussen. Den schönen Leserinnen sei noch der wohlgemeinte Rat erteilt, ihr Haar nicht in feste Zöpfe und steife Haarknoten zu zwängen, sonst besteht die Gefahr, durch die unvermeidliche Zerrung an den Haarwurzeln das Wachstum zu schädigen. Die modernen losen und luftigen Haartrachten sind zwar nicht immer schön, aber sie genießen wenigstens den Vorzug, praktisch zu sein.

Zur Geschichte der Haartrachten.

Unsere Kenntnis der Haarmoden reicht ziemlich weit ins Altertum. In schriftlicher und bildlicher Ueberlieferung wird uns davon berichtet. Die alten Aegypter widmeten ihrem glänzenden schwarzen Haar große Sorgfalt. Die Männer drehten es in steife, kleine Locken, die Frauen ließen es glatt oder gleichfalls gelockt auf die Schulter fallen. Später wurden Perücken Mode, die zu gewaltigen Haargebäuden aus festgedrehten und in Reihen geordneten Locken anwuchsen und mit Zöpfen, zierlichen Flechten und auseinander fallenden Strähnen ausgestattet waren. Wer aber das natürliche Haar beibehielt, der trug es, zu gleichlangen, steifen Lockenröhren gedreht, über die Schläfen fallend. Die Krönung des Haarschmuckes bildete die seltsame Mütze mannigfachster Form. Besonders vornehme Personen trugen das Haar mit goldenem Zierat, Lotosblumen und dergleichen dicht besetzt, geringere schmückten es mit künstlichen Blumen aus Papyrus und Stoffstückchen.

Aehnlich der ägyptischen Haartracht war auch die der Assyrer und Babylonier. Auch hier die steifen Lockenröhren, die aber nach hinten in den Nacken gekämmt und nicht selten in der Mitte gescheitelt sind. Besondere Pflege ließ man bei all diesen orientalischen Völkern auch dem Barte angedeihen, dem oft künstlich nachgeholfen wurde. Ja, Aegypter, Assyrer und Babylonier bedienten sich sogar regelrechter Bartperücken, die auch von den Fürstinnen angelegt wurden, wenn ihnen entweder die Fürsorge für das Land anvertraut wurde, oder wenn sie darthun wollten, daß ihnen ihre Männer nicht an Rang gleichkamen.

Bei den Hebräern wurde das Hauptthaar in frühester Zeit lang, stark und natürlich gelockt getragen. Kahlkopf war eine arge Beschimpfung und erweckte zugleich den Verdacht des Aussatzes. Später ließen nur die Jünglinge das Haar lang wachsen, die Männer schoren es halblang, und nun galt es als eine Schmach, ein Zeichen der Verweichlichung, langes Haar zu tragen. Die Frauen aber legten allezeit Gewicht auf langes Haar, das sie mannigfach flochten und kräuselten. Sie salbten es wie alle Orientalen mit wohlriechenden Oelen und bestreuten es zu höherem Glanze mit Goldstaub.

Zu hoher Blüte gelangte die Kunst des Haarschmuckes bei den griechischen Völkern. In ältester Zeit trug man freilich — asiatischer Ueberlieferung getreu — allgemein, Frauen wie Männer, wallendes, regelmäßig gelocktes Haar, bald aber taucht in der Frauentracht jene Frisur auf, die dann typisch für den griechischen Haarschmuck wurde und Jahrhunderte lang alles beherrschte: der Haarknoten. Auch die Männer trugen ihn bei einzelnen Stämmen, so den Joniern, indem sie die Haare über der Stirn zusammenflochten und den „Krobylos“ dann mittelst großer Nadeln, deren Knopf eine Cikade vorstellte, in seiner Lage festhielten. Der griechische Knoten zeigt nun die verschiedenartigsten, oft überaus anmutigen Formen. Ein ganzes Arsenal von Bändern, Spangen, Netzen, Schleiern und Nadeln dient dazu, ihn am Hinterhaupt festzuhalten. Bald läuft er stumpf aus, bald endet er in einem Büschel krauser Löckchen; bald liegt er glatt an, bald ist er spiralförmig wie ein Schneckenhaus emporgedreht. In die Stirn kämmte man überhängende Locken in der Absicht, das Gesicht möglichst zu verkleinern. Nicht selten trug man auch ein Diadem, unter welchem das Haar geteilt, gescheitelt oder gewellt erschien. In älterer Zeit wurde das Haar nicht gekürzt; es galt für schimpflich, Haar und Bart zu scheren. Nur bei gewissen feierlichen Anlässen, bei Trauerfällen, nach



Haarfrisur à la hérisson mit einfacher Seitenlocke.

verlorenen Schlachten, bei Errettung aus Gefahr und Not brachte man „das Geschenk Aphrodites“, wie Homer es besingt, als Opfer dar. Später aber wollte die Mode gekürztes Haar auch für Frauen, und in den letzten Jahrzehnten v. Chr. trugen sie es fast allgemein kurz geschnitten und über den ganzen Kopf zu kleinen Locken gekräuselt. Nicht immer war man mit der natürlichen Farbe des Haares zufrieden; man verstand es namentlich, rotblond zu färben. In späterer Zeit kam auch falsches Haar in Mode. Uebrigens finden wir auch in Athen die ersten Friseure, und sie bilden hier bereits eine Zunft.



Haarfrisur à la hérisson mit doppelten Seitenlocken.

Solch einen griechischen Friseur brachte um das Jahr 300 v. Chr. Mena nach Rom, wo man bis dahin das Haar natürlich gelockt und über den Nacken herabfallend oder am Hinterhaupt zu kunstlosem Knoten zusammengefaßt getragen hatte. Nun hielten griechische Frisuren ihren siegreichen Einzug, so namentlich die rings um den Kopf herum angeordneten Lockenreihen und das kurz gekräuselte Haar in Verbindung mit lang herabfallenden Zöpfen. Eigenartige silberne oder goldene Drahtgestelle gaben den weit über den Hinterkopf hinaus gebauten Frisuren Halt. Eine besonders auffallende Frisur wurde dadurch geschaffen, daß man das von einem Metallreif umspannte Haar in dichte Flechten legte, diese zu einem hohen Kegel auf dem Scheitel türmte und den ganzen Bau mit einem runden Metallkamme krönte. Um solch kostbare Haarbauten zu schonen, trug man nachts eine Art Schlafhaube. Immer mehr überboten sich die vornehmen Damen in dem Ersinnen unglaublichster Frisuren, und als das eigene Haar für diese babylonischen Türme nicht mehr ausreichte, vervollständigte man das Material durch Toupets und Zöpfe und trug Perücken. Die Kriege mit den Germanen brachten es zuwege, daß plötzlich goldblondes Haar Mode wurde. Man schnitt es den Germaninnen ab, trug daraus gefertigte Zöpfe oder färbte mit ätzenden

Stoffen das eigene Haar rotblond. — Mit dem Untergang des römischen Reiches ging auch die griechisch-römische Tradition des Haarschmuckes verloren. Die germanischen Völker, deren Vorherrschaft nun begann, waren noch zu sehr Barbaren, um das Raffinement solcher Frisuren würdigen zu können. Sie trugen das Haar ungekürzt über der Schulter hängend, und langes Haar war das vornehmste Abzeichen des Freien. Die Frauen der Edlen verstanden sich übrigens schon auf verschiedene Haarfärbemethoden und eine Anzahl origineller Frisuren, wie jene Hörnerfrisur, bei der man das mit Klebstoffen bestrichene Haar vom Hinterhaupt her zur Mitte des Kopfes kämmte und hier zu aufrecht stehenden hörnerähnlichen Wülsten formte.



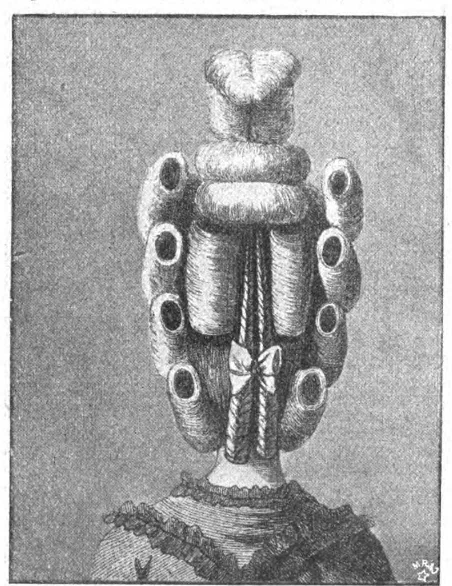
Pariser Elegant mit blonder Perücke.

Durch das ganze frühe Mittelalter hindurch blieb lang herabhängendes Haar bei beiden Geschlechtern die hauptsächlichste Haartracht. Dann kommt bei den Männern vorübergehend kurz geschnittenes Haar in Mode, das gegen Ende des 15. Jahrhunderts ganz allgemein getragen wird. Die Frauen flechten das Haar zu Zöpfen, die mit bunten Bändern und Perlschnüren umwickelt werden. Eine Haube, das sogenannte „Gebende" (Gebände), umhüllt das Haupt.

Erst unter der Herrschaft Ludwigs XIV. feiert die Mode in der Haarschmuckkunst gewissermaßen ihre Auferstehung. In ganz Europa entstand damals eine förmliche Revolution in der Frisur. Die Allongeperücke, die oft bis 1000 Thaler kostet, ist Trumpf bei den Männern, und die Frauen sind bemüht, durch Polsterkissen, falsches Haar und aus dem langen eigenen Haupthaar ähnlich unförmige Turmbauten herzustellen. Zum Aufbau einer solchen Frisur mußte der Vorabend des Festes benutzt werden, und die also Frisierte brachte die Nacht, um die Frisur ja nicht zu ruinieren, im Lehnstuhl zu.

Die große Revolution entthronte auch die Allongeperücke. Die Männer trugen wieder kurz geschorenes Haar, und die Frauen suchten —

man beobachte die Ideenverbindung — alsbald die Haartracht der Römerinnen wieder hervor, trugen dann kurze Zeit den „Tituskopf“ — auch Titus war ja ein Römer — und schließlich wieder langes Haar „à l'enfant“. Man legte es in breite Flechten, die kranzartig um den Kopf geschlungen wurden, und ließ an den Schläfen einen wahren Wald von Locken entstehen. Dahinein that man Kämme von riesigen Dimensionen, Nadeln, Diademe, Blumen u. s. f. Auch der griechische Knoten ward vorübergehend wieder modefähig. Gegen 1804 begeisterte man sich für eine Lockenfrisur, bei der das Haar rings um den Kopf fest angelegt wurde und sich bis fast zu den Augenbrauen hinabschob. Am Hinterhaupt prangte der griechische Knoten als Chignon. Als Balltoilette setzte man auf das so geschmückte Haupt einen unglaublichen Turban aus Musselin oder Seide.



Haarfrisur à la chancelière mit weißem Panache.

Eine Haarmode jagte jetzt die andere: der gescheitelten folgte die „chinesische“, die wiederum von verschiedenartigen Lockenfrisuren abgelöst wurde. Und das ist bis in unsere Tage so geblieben, jedoch ohne daß man von einer bestimmten Frisur sagen könnte, sie habe wirklich geherrscht. Was heute modern, ist morgen schon wieder unmodern. Eine launischere Mode als die der Haartracht giebt es nicht. Wer einmal die Geschichte des Haares schreiben wird, der wird damit zugleich auch ein Kapitel aus der Geschichte menschlicher Thorheiten schreiben.

Das Haar im Volksaberglauben.

Zum Schluß sei noch in Kürze auf die Bedeutung des Haares hingewiesen, die es im Volksaberglauben hat. Schon bei den neugeborenen Kindern soll man, wie der Volksaberglaube meint, auf den Haarwuchs Obacht geben, da aus der verschiedenen Gestaltung desselben

sich Schlüsse auf die Zukunst des Kindes ziehen lassen. So wird Kindern, die mit langen Haaren zur Welt kommen, ein früher Tod prophezeit; haben sie kurze Härchen auf der Hand, so wird ihnen Reichtum beschieden sein; ebenso gilt dickes und struppiges Haar als ein sicheres Zeichen dafür, daß es dem Kinde einst an Gut und Geld nicht fehlen wird. Allgemein bekannt ist auch das Sprichwort: „Krause Haare, krauser Sinn", das auch dem Volksaberglauben entstammt. Hat das Kind ein kleines Löckchen im Haar über der Stirn, so wird das im Ostpreußischen auf Selbstmord gedeutet.

Auch für die Pflege und das Wachstum des Haares giebt der Volksaberglaube die mannigfachsten und oft höchst komischen Vorschriften. Daß der Mairegen den Haarwuchs befördert, ist noch eine so allgemein bekannte Vorstellung, daß unsere Kinder sich heute noch mit entblößtem Kopfe in den Mairegen hinstellen. Bei zunehmendem Monde soll man sich das Haar schneiden lassen; denn dann wächst es gut, ebenso am St. Magdalenentag. Das abgeschnittene Haar wirft man ins Feuer; lodert es hell auf, so ist es ein Zeichen dafür, daß man noch lange lebt; verglimmt das Haar hingegen langsam, so wird der Besitzer desselben in Kürze sterben. Soll ein Kind starkes Haar bekommen, so muß es zum ersten Male mit einem neuen Kamm gekämmt werden; im ersten Jahre indessen darf sein Haar nicht gekämmt, sondern nur gebürstet werden. Auch darf man dem Kinde im ersten Jahre das Haar nicht schneiden lassen, da es sonst — wie man vor allem im Ostpreußischen und Böhmischen glaubt — bald sterben wird.

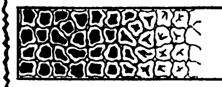
Auch beim Kämmen der Haare sind nach dem Volksaberglauben die verschiedensten Gebräuche zu beobachten. Haare, die man sich auskämmt oder abgeschnitten hat, dürfen nicht zum Fenster hinausgeworfen werden, da sonst der Träger derselben Kopfschmerzen bekommt, oder die Spinnen darüber hinkriechen, was zur Folge hat, daß die Haare ausfallen; oder es könnten sich auch die Hexen der ausgefallenen Haare bemächtigen und Donner-Steine daraus machen. In Schlesien meint der Volksaberglaube, daß man ausgekämmte Haare nicht verbrennen dürfe, da sonst das Haar rot würde. Läßt man sie frei liegen, so kommen die Vögel oder die Mäuse und verwenden sie zum Nestbau, was auch Kopfschmerz für den Besitzer zur Folge hat. Kommt aber gar eine Kröte und zieht die Haare in ihr Nest, so siecht der Mensch unrettbar dahin. Infolgedessen muß man die abgeschnittenen oder ausgekämmten Haare an irgend einem verborgenen Ort verstecken, wo sie weder die Strahlen der Sonne noch des Mondes erreichen, am liebsten vergräbt man sie — früher besonders — unter einem Holunderstrauch. Ungekämmt soll man nicht ins Freie gehen, da sonst die Hexen über einen Gewalt haben, und mit dem neuen Kamme soll man sich erst kämmen, wenn man zuvor damit irgend ein Tier gekämmt hat. Wer einem Mädchen die Haare macht, dem darf sie nicht danken, da ihr sonst die eigenen Haare ausfallen. Beim Kämmen darf man sich nicht nachts 11 Uhr im Spiegel besehen, da sonst neben einem ein garstiges Gesicht, gewöhnlich der Teufel oder eine Hexe, auftaucht, so daß man die Gelbsucht bekommt und sterben muß.

Bekannt ist es ferner, daß dem Haar im Volksaberglauben eine Zauberkraft gegen die mannigfachsten Krankheiten zugeschrieben wird, besonders gegen Zahnschmerzen, Krämpfe und Tollwut. Leidet jemand an Zahnschmerz, so zieht man ihm einige Haare aus und verbirgt diese in irgend einem in einen Baum gebohrten Loche, das man mit einem Pflock verschließt, der indessen von einem Blitzbaum sein muß. Ebenso verfährt man bei Fieberkranken, wobei der Baum jedoch eine Weide sein muß und der Pflock, mit dem das Loch geschlossen wird, ein Hagedornkeil. Hat ein Kind Krämpfe, so muß der Pate demselben schweigend ein Haar ausreißen und es ins Feuer werfen. Ferner spielen im Liebeszauber die Haare eine bedeutsame Rolle. Will ein Mädchen sich die Liebe ihres Bräutigams erhalten, so muß sie sich einige Haare ausziehen, zu Pulver reiben und dieselben dann in einen Kuchen backen. Der Mann, der von solchem Kuchen ißt, wird dadurch unlösbar an das Mädchen gefesselt. Wird die Braut nach der Trauung in ihr neues Heim geführt, so soll sie zuerst zum Kamin gehen und drei Haare hinein werfen, um vor Hexen geschützt zu sein, ein Aberglaube, der an die altindischen Feueropfer erinnert.

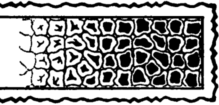
Selbst das Haar der Toten hat im Aberglauben noch seine Bedeutung. Der Kamm, mit dem die Leiche gekämmt, und das Rasiermesser, mit dem der Tote rasiert wurde, muß demselben im Sarge mitgegeben werden, da sonst der Tote die Zurückgebliebenen beunruhigt, weil in jenen Dingen das Band mit dem Hause erhalten ist, und weil sie den Lebenden verderblich werden. Wer sich z. B. mit dem Leichenkamme kämmt, muß sterben, oder ihm fallen zum mindesten die Haare aus. Einer weiblichen Leiche soll man keine Haarnadel mitgeben, da sonst die Angehörigen die heftigsten Kopfschmerzen verspüren, die sie nicht eher wieder los werden, als die Leiche wieder ausgegraben und die Nadeln entfernt sind.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Bräuche hier aufführen, die mit dem Haar als Zaubermittel vorgenommen werden; die angeführten Beispiele mögen genügen, um die Bedeutung nachzuweisen, die noch heute innerhalb des Volksaberglaubens dem Haare beigemessen wird.





Allerlei.



Küchendragoner. (Zu unserm Bilde nach dem Gemälde von Rob. Ernesti auf Seite 481). Auch Hannchen, Geheimrats hübsche Köchin, hat ihren Schatz; und was für einen — mit dem kann sie Staat machen. Selbstverständlich trägt er den bunten Rock — es macht sich allemal besser, wenn „ihr Rudolf" oder „ihr Karl", der sie an ihren freien Sonntagen zum Tanze führt, einer „vom Regiment" ist — zweierlei Tuch übt eine ganz besondere Anziehungskraft aus auf Hannchens leicht entzündliches Herz. Und morgen ist wieder „ihr Sonntag"! Welch' einen Zauber dieses Wort für Hannchens Seele birgt! Da holt Rudolf sie ab und dann geht's hinaus aus der Stadt — in den kleinen, gemütlichen Vorstadttanzsaal, wo die lockenden Tanzweisen erklingen. Aber — zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt manchmal der Unsichtbaren Hand. Wie leicht kann der Wettergott einen Strich durch die Rechnung und durch all' die schönen Hoffnungen machen! Dann ist der „Ausgehsonntag" verregnet, und Tanz und warmes Abendessen, dessen Kosten aus den Tiefen ihres Portemonnaies zu tragen eine echte Küchenfee sich nimmer nehmen läßt, sind zu Wasser geworden. Ein vorsichtiger Vaterlandsverteidiger muß für alle Fälle gewappnet sein. Ein Sperling in der Hand ist besser, als die Taube auf dem Dach. Heute war anstrengender Appell, und nach dem Schwadronsexerzieren draußen und „Schwadronieren" drinnen in der Küche ist es kein Wunder, wenn die Kehle trocken wird und ein ganz gewöhnlicher Hunger sich einstellt. Also: her mit den Klößen aus der dampfenden Terrine! Das Bier steht schon auf dem Tisch und, ist morgen schönes Wetter, dann wird Hannchen schon für das Weitere sorgen! H. T. A. St.

Von den einfachen Sitten und der Anspruchslosigkeit Kaiser Wilhelms I. zeugt nachstehende kleine Geschichte, deren Erzähler sich auf den Leibarzt Herrn von Lauer als seinen Gewährsmann berief. Das gemütliche Palais mit dem historischen Eckfenster sagte dem Kaiser bekanntlich für sein alltägliches Leben ganz besonders zu — aber ein Badezimmer, ohne das der moderne Mensch nicht existieren zu können glaubt, gab es darin nicht. Wollte der Kaiser ein Bad nehmen, was in der guten alten Zeit ebenfalls nicht so häufig geschah, wie wir es jetzt gewöhnt sind, so holte man eine Badewanne aus dem nahen Hotel de Rome, sie wurde im Schlafzimmer des Kaisers aufgestellt und dem Besitzer mit drei Mark honoriert. Während dies Badeverhältnis mit dem Hotel de Rome den Kaiser absolut nicht genierte, war es der Kaiserin Augusta ein Dorn im Auge. Sie beschloß, Remedur zu schaffen; sie ließ im Souterrain des Palais ein durchaus standesgemäßes Badezimmer mit kostbarer Badeeinrichtung herstellen und überraschte damit den hohen Gemahl zu seinem Geburts-

tage. Der Kaiser soll ein etwas süßsaures Gesicht zu diesem Angebinde gemacht, die Einrichtung aber gebührend bewundert haben. Als das nächste Mal ein Bad genommen werden sollte, führte Engel, der langjährige Kammerdiener, den kaiserlichen Herrn in das elegante Badegemach. Aber leider hatte der Kaiser beim Aussteigen das Malheur, auf den blanken Fliesen auszurutschen und sich wehe zu thun. „Na, Engel, das machen wir nicht wieder!" sagte der Kaiser, und von Stund' an wurde das alte Badeverhältnis mit dem Hotel de Rome wieder hergestellt und blieb bis zum Ende des Kaisers bestehen.

Wunderliche Trinkgefäße. Den Kampf des Herrn Professors Forel gegen den Alkohol in allen Ehren! Ganz auszurotten aber ist in unserem Norden das Zechen und Trinken wohl schwerlich. Es ist schon ein Zeichen der fortschreitenden Gesittung, daß die Form der Trinkgefäße bei uns immer weniger der Völlerei dienend, vielmehr gefälliger geworden ist. Auf den holländischen Bildern des 17. Jahrhunderts, eines Teniers, Ostade und Brouwer, sehen wir Bürger und Bauern aus mächtigen Steingutkrügen mit weitem Bauch und engem Halse trinken. Erst im 18. Jahrhundert werden diese unförmigen Krüge endgültig durch das Glas abgelöst. Einen Glasstiefel von künstlerisch eigentümlicher Form aus dem 17. Jahrhundert bewahrt das Berliner Kunstgewerbe-Museum. Diese Glasstiefel knüpfen an die frühere Sitte an, aus wirklichen Schuhen und Stiefeln zu trinken. Man erzählt auch heute im Osten von galanten polnischen Edelleuten, die den Champagner gelegentlich aus dem zierlichen Schuh einer Dame getrunken haben. Das Berliner Kunstgewerbe-Museum besitzt noch andere Geräte, denen es niemand ansieht, daß sie zum Trinken bestimmt sind, so die Diana auf dem Hirsche, mit einer Umgebung von Pferden, Jagdhunden, Reitern. Erst wenn man den Kopf des silbernen Hirsches abgenommen hat, sieht man das Trinkgefäß. Dieses 35 cm hohe silberne Trinkgeschirr, Augsburger Arbeit um 1610, enthält im Fußgestell ein Uhrwerk. Wenn das Gefäß mit Wein gefüllt war, wurde das Uhrwerk aufgezogen, auf den Tisch gestellt und kurz einmal herumgedreht; derjenige der Gäste, auf den es zulief, hatte es mit einem Zuge zu leeren. Recht beliebt waren besonders Vexierkrüge; einen solchen aus Fayence, von sehr gefälliger Form, besitzt das Kunstgewerbe-Museum in Berlin aus dem 18. Jahrhundert; er ist 20 cm hoch und stammt aus Höchst. Aus diesen Krügen konnte ein Unkundiger ebenso wenig trinken, wie aus den sogenannten Angstgläsern, Angstern, wie sie das Berliner Museum ebenfalls in wunderlichen Formen aufbewahrt. Man mußte sich bei den Vexierkrügen notwendigerweise mit Bier beschütten, wenn man die versteckt angebrachte Saugröhre nicht fand. Oder der Wein steckte verborgen zwischen den Wandungen, wie es auf einem Vexierbecher der Stadt Berlin von 1690 heißt:

„Doch wer die rechte Stell' und Ort nicht finden kann,
Der trifft anstatt des Weins das reinste Wasser an."

Mit einem solchen Vexierglas pflegte noch der verstorbene Prinz Friedrich Karl in Glienicke seine bekannte Tafelrunde zu erheitern. Daß auf unseren heutigen kleinen runden Bierkrügen als Symbol häufig noch



Küchendragoner.

Nach dem Gemälde von Rob. Ernesti.

(Text siehe Seite 479.)

eine Eule angebracht wird, ist ein Brauch, der ebenfalls aus dem Mittelalter stammt. Daß die Eule besonders beliebt war, hat nichts mit diesem Vogel als Attribut der Weisheitsgöttin Minerva zu thun, sondern beruht, nach Professor Jul. Lessing, auf einem sprachlichen Mißverständnis. Für Krüge war im Mittelalter das romanische Wort olla gebräuchlich, vielleicht noch aus der Zeit, da die Germanen die von den Römern angelegten Töpfereien am Rhein übernahmen. Die Krüge heißen dann „Ulen", ein Wort, welches schließlich mit dem niederdeutschen Ule (Eule) in jene gewaltsame Verbindung gebracht wird, aus welcher die Eulenkrüge erwachsen. Ueber die wunderlichen Formen, in denen man die Glasbecher zu gestalten liebte, klagen bereits die Sittenprediger am Ende des 16. Jahrhunderts. „Heutigen Tages trinken die Weltkinder und Trinkhelden aus Schiffen, Windmühlen, Laternen, Stiefeln, Affen, Käuzen und anderen Trinkgeschirren, die der Teufel erdacht hat." Zu der feineren Kunst des Zutrinkens gehörten die Paßgläser, welche mit Strichen — Päßen — abgesetzt sind. Ein solches interessantes Paßglas (1743, 24 cm hoch) besaß ebenfalls das Berliner Kunstgewerbe-Museum. Sehr merkwürdig ist ein Paßglas aus dem Besitze Martin Luthers, von dem wir genaue Kunde haben. Das Gefäß von 35 cm Höhe hat vier Abteilungen oder Päße; der oberste ist bezeichnet „Die Zehen Gebott", dann folgt „Der Glaube", „Das Vatter Unser", „Der Catechismus gar auß". Wir lesen in einem zeitgenössischen Buche, wie Luther diesen Willkommen einem befreundeten Theologen voll aus zugetrunken, wie dieser aber beim Bescheidtrinken nur den ersten Paß „Die 10 Gebott" bewältigt habe. Im Hohenzollernmuseum in Berlin werden auch einige merkwürdige Trinkgefäße aufbewahrt, so eine vom Kurfürsten Georg Wilhelm 1627 gestiftete silberne Muskete mit vergoldetem Lauf. Dieselbe, innen hohl, wurde auf Schloß Neuhaus als Trinkgefäß benutzt. In einem neben der Muskete liegenden Buch, welches 1639 begonnen wurde, mußte sich jeder Zecher mit einem Trinkspruch einschreiben. Was wird man aber in unseren Weißbierlokalen dazu sagen, daß die großen walzenförmigen Berliner Weißbiergläser, die übrigens jetzt bereits durch Kelche mit greifbarem Fuß immer mehr abgelöst werden, das Staunen der Fremden in höchstem Grade erregen und gelegentlich als Kuriositäten erworben werden? So berichtet der Direktor des Berliner Kunstgewerbe-Museums, Professor J. Lessing: „Ich hörte von einem italienischen Offizier, der einige solcher Gläser mit über die Alpen nahm, da er es sonst niemandem zu Hause in glaubwürdiger Weise beschreiben könnte."

Die Rachel am Hofe Friedrich Wilhelms IV. Die berühmte französische Tragödin Rachel (Rachel Felix) war eine „am Wege Geborene". Ihre Mutter, die Frau des armen jüdischen Hausierers Felix, befand sich auf der nach ihrem Wohnorte Endingen, im schweizerischen Kanton Aargau, führenden Landstraße, als sie ihre schwere Stunde herankommen fühlte. Da sie sich nicht weiterschleppen konnte, mußte sie in Mumpf, Bezirk Rheinfelden, im „Gasthaus zur Sonne" um Aufnahme bitten; der Wirt des Gasthauses, ein menschenfreundlicher Herr Namens Waldmeyer, gewährte ihr ein Unterkommen, obwohl

den Gastwirten damals verboten war, Juden bei sich aufzunehmen. In der „Sonne“ zu Mumpf wurde die große Rachel im Februar 1821 geboren; Näheres über den Tag der Geburt war nicht in Erfahrung zu bringen, da die Geburten der Juden nicht in das Kirchenbuch (das die standesamtlichen Verzeichnisse ersetzte) eingetragen wurden. Adolphe Brisson hat nun eine Fahrt nach Mumpf unternommen, um nachzuforschen, ob sich in dem freundlichen Oertchen über die Rachel und ihre Familie etwas Wissenswertes erhaschen ließe. Vor seiner Abreise von Paris stattete er der greisen Dinah Felix, der noch lebenden jüngeren Schwester der Rachel, die vor Jahrzehnten gleichfalls eine hervorragende Schauspielerin war, einen Besuch ab; die alte Dame ermunterte ihn zu einer „Forschungsreise“, deren Ergebnissen sie mit großer Spannung entgegen sah. Brissons Ausbeute war aber verhältnismäßig recht mager. Im „Gasthaus zur Sonne“, das sich jetzt „Hotel“ nennt, wirtschaftet zwar noch immer ein Herr Waldmeyer, aber der jetzige Träger dieses Namens, ein Enkelsohn des Waldmeyer von 1821, weiß über die Geburt der Rachel nicht mehr, als was schon längst bekannt oder vielmehr nicht bekannt ist; dagegen zeigt er mit Stolz das Gastzimmer, wo das denkwürdige Ereignis sich abgespielt haben soll. Wichtigeres und Interessanteres erfuhr Brisson im Pfarrhause von Mumpf; nicht als ob der alte Herr Pfarrer ihm schätzenswerte Mitteilungen gemacht hätte — historische Studien sind nicht Sache des Herrn „curé“ — besonders wenn es sich um „Komödiantinnen“ handelt —, aber er übergab dem neugierigen französischen Journalisten ein ganzes Bündel mit Schriftstücken, die sich auf die Rachel beziehen und von dem früheren Verweser des Pfarramts gesammelt worden sind. Mit Hilfe des Herrn Waldmeyer übersetzte Brisson diese Schriftstücke aus dem Deutschen ins Französische; es sind halbamtliche, aber trotzdem unsichere Urkunden über die Geburt der Rachel, Anekdoten aus ihrem Leben, unbeglaubigte Erinnerungen von Zeitgenossen der Künstlerin, alte Zeitungsblätter usw. Uns interessiert vor allem ein offenbar echter Brief der Rachel an Alexandre Dumas Vater; das Schreiben, worin die Künstlerin über ihren Aufenthalt am Berliner Hof berichtet, lautet folgendermaßen: „Berlin, 20. Juni 1852. Die sechste Vorstellung, die ich vor dem Berliner Publikum geben sollte, fand nicht statt. Denn ich mußte an diesem Tage einer schmeichelhaften Einladung des Königs Folge leisten, der mich aufgefordert hatte, in Potsdam zu spielen. Am 9. Juni 1852 gab ich meine erste Vorstellung im Neuen Palais. Ich spielte „Horace“. Bei meiner Ankunft hatte man für meine erhabene Persönlichkeit und die Verwandten, die mich begleiteten, ein prächtiges Diner vorbereitet. Die übrigen Mitglieder der Truppe sollten in einem anderen Saale speisen. Ich proklamierte mit einer Kommandostimme und mit glänzender Beredsamkeit, daß ein tüchtiger General am Tage der großen Schlacht mit seinen Truppen zusammen essen müsse. Nach dem Essen nahm Ihre kleine Rachel in einer schönen Equipage Platz, die für sie bestimmt war. Sie wurde so behandelt, wie es einem Gast des Königs zukommt. Der Sekretär des Königs, Herr Louis Schneider, führte mich auf einem entzückenden Wege zu dem

herrlichen Schlosse Sanssouci. In der Nähe des Schlosses bemerkte ich die Majestäten mit dem Prinzen der Niederlande und dem Herzog von Mecklenburg. Sie überhäuften mich mit Liebenswürdigkeiten, und ihr Lob bildete ein Vorspiel zu dem Beifall, den ihre Höflichkeit mir noch aufsparte. Aber es ist Zeit, daß ich Ihnen von dem Abend erzähle. Ich gab Camille und spielte ganz unbefangen. Alles ging sehr gut. Nach dem Stück ließ mich die Kaiserin von Rußland durch den Grafen Redern zu sich rufen. Ich näherte mich ihr, und die Kaiserin sagte in der liebenswürdigsten Weise: „Ich habe oft bedauert, daß die strenge Hofetikette den Zuschauern Schweigen gebietet. Aber wenn man ihnen heute, mein Fräulein, auch gestattet hätte, zu klatschen, hätten sie es doch nicht thun können, so hingerissen waren sie." Jetzt trat Friedrich Wilhelm heran und sprach: „Sie haben mich tief ergriffen, mein Fräulein." Ich antwortete mit mehreren nichtigen Worten, die der Augenblick mir eingab. Am Abend des nächsten Tages kam der Kaiser Nikolaus von Rußland. Er wollte nur zwei Tage bleiben. Der 13. Juni war der Geburtstag der Kaiserin. Da sie schwach und leidend war, wurde beschlossen, das Fest im Familienkreise zu feiern. Der König bat mich, nach der Pfaueninsel, die von Potsdam eine Wegstunde entfernt ist, zu kommen, um durch meine Kunst seine Schwester, die Kaiserin, zu zerstreuen. Es war eine Ueberraschung. Ich las mehrere Scenen aus „Virginie", den ganzen zweiten Akt von „Phèdre" und alles Lesbare aus „Adrienne Lecouvreur", besonders aber die Fabel von den beiden Tauben — das alles natürlich mit Auslassungen. Während der Vorlesung erhob sich der Zar und sagte mit großer Lebhaftigkeit: „Fräulein Rachel, Sie sind größer als Ihr Ruf." Nachdem alle Könige und Prinzen mit mir gesprochen hatten, sagte mir der größte von allen, daß er mit Bestimmtheit hoffe, mich im nächsten Jahre in seinem Lande zu sehen. Ach, ich sage Ihnen, man muß sehr gefestet sein, um all diese Sachen, Komplimente, Buketts, Schmeichelworte, und diese Könige, Großfürsten, Herzöge, Grafen, die mir fortwährend wiederholen, daß ich die berühmteste Künstlerin der Welt sei, zu ertragen. Weder Talma noch die Mars, meine ruhmreichen Vorgänger, hatten oft ähnliche Freuden. Ich fühle mich wirklich ganz glücklich und ganz stolz. Aber ich vergesse das Beste. Der Zar kam plötzlich zu mir heran und fragte mich, ob ich vom Lesen nicht müde wäre. Er stand neben mir und sagte, daß ich sitzen bleiben möchte. Aus Respekt stand ich auf. Er aber faßte meine beiden Hände und nötigte mich, meinen Platz wieder einzunehmen. Und er fügte hinzu: „Bleiben Sie, Madame, ich bitte darum, sonst muß ich mich sofort entfernen." Am 14. Juni spielte ich im Theater zu Potsdam „Phèdre" und meinen kleinen Sperling („Le Moineau de Lesbie"). Vor der Vorstellung schickte mir der König durch den Grafen Redern 30000 Francs, und der Kaiser von Rußland ließ mir durch seinen Kammerherrn, den Grafen Orlow, zwei kostbare Opale mit Diamanten überreichen, die einen Wert von mindestens 20000 Francs haben. Gestern veranstalteten die Berliner Litteraten Gubitz, Rellstab, Klettke, Titus Ullrich u. a. mir zu Ehren ein Festmahl. Bleiben Sie gesund und seien Sie stolz darauf, diesen Brief

zu erhalten von einer Tragödin, die während ihrer Kunstreise mit so vielen gekrönten Häuptern zusammen gekommen ist. Rachel."

Der interessanteste Edelstein wird von vielen der Opal genannt. Ob man sich diesem Urteil nach der äußeren Erscheinung des Steins anschließen will, ist selbstverständlich Geschmackssache; das Vorkommen des Opals in der Natur und seine Gewinnung ist aber jedenfalls besonders merkwürdig. Während früher die als Edelsteine benutzbaren Opale fast ausschließlich aus Ungarn, dann auch aus Mexiko kamen, werden seit einigen Jahren beträchtliche Mengen in Australien gewonnen, und zwar in Queensland und Neu-Südwales. Im letztgenannten Gebiet sind die gewöhnlicheren Arten von Opalen sehr verbreitet, aber der Edelstein ist fast ausschließlich auf das Bergland der White Cliffs beschränkt, das 780 englische Meilen im Innern des Festlandes liegt und insofern recht ungünstige Verhältnisse darbietet, als es unter argem Wassermangel zu leiden hat. In einer kürzlich erschienenen Schrift über die Mineralschätze von Neu-Südwales hat der Ingenieur Pittman die Gewinnung der Opale in den White Cliffs eingehend geschildert. Die wertvollen Lager wurden dort, wie es so vielfach der Fall gewesen ist, nur durch Zufall entdeckt. Im Jahre 1889 las ein Jäger bei der Verfolgung eines verwundeten Känguruhs einen Stein vom Boden auf, der seine Aufmerksamkeit durch einen besonderen Glanz erregt hatte. Als sein Fund bekannt geworden war, wurde die Ortschaft sorgfältig durchsucht, und man fand noch mehrere solcher Stücke. Später gelang es dann auch, die Opalnester im festen Gestein selbst aufzuspüren. Jetzt hat sich die Opalgewinnung zu einer festbegründeten Industrie entwickelt, die einer aufblühenden Stadt das Leben gegeben hat. Die Fläche, innerhalb deren das Mineral gefunden worden ist, hat eine Länge von 25 auf eine Breite von 4 km. Die Suche nach einem Opallager ist ein recht mühsames und zeitraubendes Geschäft, weil an der Erdoberfläche gewöhnlich nichts den in der Tiefe liegenden Schatz verrät. Es muß daher meist aufs Geratewohl der Erdboden aufgehackt werden, was glücklicherweise nicht viel Mühe verursacht, da das Muttergestein des Opals verhältnismäßig weich ist, die Edelsteinnester meist auch in geringer Tiefe liegen. Man hat überhaupt jahrelang geglaubt, daß sich in einer größeren Tiefe als 12 Fuß unter der Oberfläche niemals kostbare Opale finden, aber man ist jetzt eines Besseren belehrt, nachdem wertvolle Steine bis zur Tiefe von 50 Fuß hervorgeholt worden sind. Die Opale von Neu-Südwales zeichnen sich durch eine wundervolle Mannigfaltigkeit aus und werden am Ort bis zu 500 Mark für die Unze des Rohgewichts bezahlt, obgleich der Preis selten über 400 Mark hinausgeht. Für die Bewertung des Opals sind viele Umstände zu berücksichtigen. Das Hauptsächlichste ist selbstverständlich die Farbe; rotes Feuer oder eine Verbindung von Rot mit Gelb, Blau und Grün gilt als das Schönste. Ganz blaue Opale sind völlig wertlos und grüne Opale von geringem Wert, wenn die Färbung nicht eine lebhafte und das Muster schön ist. Eine Hauptsache ist, daß die Farbe „echt" ist. Wenn sie nur in Streifen oder Flecken auftritt, die mit farbloser, als unecht bezeichneter Substanz abwechseln, so leidet

der Preis des Steins bedeutend darunter. Die zweite wesentlichste Eigenschaft ist das Muster des Opals. Man unterscheidet „Pinfire“, wenn das „Korn“ sehr klein ist, „Harlekin“, wenn die Farbe in kleine Quadrate verteilt ist, je regelmäßiger, um so besser, „Blitzfeuer“ oder „Blitzopal“, wenn die Farbe als ein einziger Blitz oder in weitläufigen Mustern angeordnet ist. Zwischen diesen Sorten giebt es viele Mittelglieder. Der „Harlekin“ ist die seltenste und auch die schönste Sorte. Wenn die Quadrate der Farbe regelmäßig sind und als scharfe, kleine Punkte von Rot, Gelb, Blau und Grün erscheinen, ist diese Klasse des Opals von größter Kostbarkeit. Der Blitzopal hat oft eine besonders schöne Farbe, rubin- oder taubenblutrot, er ist in der Regel jedoch grün oder nur rötlich, je nach dem Winkel, unter dem er betrachtet wird. Die Opalsucher müssen die Steine sehr sorgfältig beobachten, da oftmals ein Stein von der Seite ganz unansehnlich aussieht, während er in einem mitten durchgelegten Schliff das schönste Muster aufweist. Ein dicker Stein, der auf dem Querschnitt schön gemustert ist, ist wertvoller als ein dünner, der sein Muster nur behält, wenn er wenig abgeschliffen wird. Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Opals ist es sehr schwierig, mehrere verschiedene Steine zu finden, die an Farbe und Muster einander vollkommen ähnlich sind. Endlich muß auch die sogenannte Grundmasse des Opals in Rücksicht gezogen werden, deren Beurteilung um so wichtiger ist, als die verschiedenen Muster einen verschiedenen Hintergrund verlangen. Dieser darf weder zu durchsichtig noch zu dunkel, sondern nur durchscheinend und etwas milchig sein. Einige Opale sind brüchiger als die anderen. Die härtesten sind die wertvollsten, weil sie beim Schneiden weniger verletzlich sind und die Politur besser halten. Oftmals sind in Australien Opale von $4^1/_2$ Unzen gefunden worden, die am Ort mit 2000 Mark bezahlt wurden, auf dem Londoner Markt aber noch viel höhere Preise erzielt hätten. Ein Opal im Gewicht von neun Unzen, der unglücklicherweise in zwei Stücke zerbrach, wurde am Fundort mit 14000 Mark bewertet. Seit ihrer Entdeckung bis zum Ende des Jahres 1890 hatten die Minen von Neu-Südwales bereits Opale im Werte von über $7^1/_2$ Millionen Mark geliefert.

Die Fremdenlegion und ihre Geheimnisse behandelt in interessanter Weise ein kürzlich in Paris erschienenes Buch von Georges d'Esparbès. Dieses Buch ist nicht etwa eine militärisch-historische Studie. Es enthält nicht die pragmatische Darstellung der Vergangenheit dieser aus aller Herren Länder und Gesellschaftsklassen bunt zusammengewürfelten Fremdenlegion, nicht die Geschichte ihrer Kämpfe oder die Aufzählung der Thaten dieser modernen Landsknechte. Nein, d'Esparbès schildert einfach seine in Bel-Abbes, dem Stammsitze der Legion, empfangenen Eindrücke, erzählt getreu die von den Offizieren dieses Korps erhaltenen Mitteilungen. Und gerade deshalb fesselt sein Buch wie ein spannender Roman. Es wirft grelle Schlaglichter auf diese zahlreiche Rotte von Abenteurern, Verkommenen, Wildfängen, Brauseköpfen, Schiffbrüchigen des Lebens, resigniert und verschlossen Büßenden, auf diese sich stolz und mutig Aufrichtenden oder vollends Untergehenden, von denen so viele wie Helden sterben.

Es giebt unter den Legionären Mitglieder des vornehmsten Adels, Söhne von Generalen und Admiralen, ehemalige Offiziere wohl aller europäischen Heere, Männer von vorzüglicher Begabung und umfassendem, gründlichem Wissen. Man streift viele, die fünf oder sechs Sprachen sprechen, andere, welche die griechischen und römischen Klassiker und moderne Dichter zitieren. Lauscht man auf der Straße einem Gespräch zwischen Legionären, so vernimmt man mitunter die Namen von Leibniz, Kant, Richard Wagner, Pasteur — oder unflätige Späße.

Die interessanteste Gruppe der Legionäre bilden die in ein geheimnisvolles Dunkel Gehüllten, die Mysteriösen, deren wahren Namen und Vergangenheit oft erst der Tod, in manchen Fällen nicht einmal dieser enthüllt. Sie erscheinen eines Tages, von Gram, Reue und Verzweiflung herbeigeführt, oder von Schande gepeitscht und keimen in der Legion, welche sie einregistriert, benennt, bekleidet und nährt, zu einem neuen Leben auf. Sie treten ehrerbietig, aber kalt, ernst, starrköpfig, mit versiegelten Lippen vor ihre neuen Vorgesetzten, und ihre Miene scheint zu besagen: „Ich bin auf Ihre Entscheidung gefaßt. Begnügen Sie sich mit meinen kurzen Antworten. Ich habe keine Geschichte. Mein Name ist meine Matrikelnummer. Ich bin erst heute geboren worden.“ ... Sie treten in die ihnen bezeichnete Abteilung ein, lernen dort neue Bewegungen, verrichten ihren Dienst, sprechen von allem, ausgenommen von ihrer eigenen Person — und werden schließlich vom Feinde getötet. Ihre Vergangenheit, der Roman oder das Drama ihres früheren Lebens? ... Geheimnis!

Man erzählte dem Verfasser von einem Legionär, einem kräftigen Manne von majestätischer Figur, der alles gelesen hatte und alles verstand, und tapfer wie Roland selbst war. Nie wollte er seinen Namen nennen und von seiner Vergangenheit sprechen. Nach jeder neuen rühmlichen Waffenthat wurde er zum Avancement vorgeschlagen, doch stets entzog er sich den Nachforschungen. Hätte er sich genannt, so wäre er heute Oberst ...

Von einem anderen Schweigsamen, einem hübschen Manne, der sich als vortrefflicher Soldat bewies, stellte es sich erst nach seinem im Jahre 1898 erfolgten Abschied zufällig heraus, daß er früher erster Tenor in Brüssel gewesen war. Diese Nachtigall blieb fünf Jahre lang schweigsam, um nicht erkannt zu werden ...

Ein Legionär, der behauptete, in Belgien Professor der Mathematik gewesen zu sein, verblüffte Unteroffiziere und Offiziere durch sein gleich in den ersten Unterrichtstagen bewiesenes tadelloses Exerzieren. Er sagte später seinem Leutnant: „Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis, so daß ich im Laufe dieser Woche sämtliche Lehrbücher des theoretischen Unterrichts einstudierte. Ich bitte denn, mich von den Kursen befreien zu wollen.“ Der Leutnant frug den Mann aus und konstatierte alsbald, daß er gelehrter war, als ein Instruktionshauptmann. Bald darauf hielt in Bel-Abbes ein eingetroffener General eine Musterung ab. Er erblickte den in Reih und Glied stehenden Legionär, fixierte ihn eine Weile stumm, drückte ihm flüchtig die Hand und setzte die

Musterung fort. Der angebliche belgische Professor war früher ein aus der Akademie von Saint-Cyr hervorgegangener Offizier ...

Im Jahre 1892 trat in die Legion ein großer, blonder Deutscher ein. Er nannte sich Graf B—n, schwieg aber beharrlich über seine Vergangenheit und lebte zurückgezogen wie ein Karmeliter. Zwei Jahre später begab er sich nach Tonkin, nahm an allen Gefechten teil, marschierte ruhig, schwerfällig, gelassen, Preuße vom Wirbel bis zur Zehe, mit Bravour im Feuer, seine Pfeife dabei phlegmatisch schmauchend. Eine Kugel durchbohrte seine Hüfte, die Schlagader zerreißend. Man trug ihn nach Cho-Ra. „Ich habe meinen Teil erhalten, laßt mich!" — meinte er resigniert. Er ersuchte nur, daß man ihm seine Pfeife gebe, zündete sie an, rauchte und verblutete. Vier Monate später traf aus Deutschland ein Brief ein, worin man sich erkundigte, ob der Verstorbene kein Andenken hinterließ. Der Kompagnie-Kommandant hielt Nachforschungen und erfuhr, daß jener wackere Soldat, der früher als Offizier in der deutschen Armee gedient, der Sohn eines preußischen Generals und einstigen Festungs-Kommandanten von Magdeburg gewesen. Was das Uebrige betrifft: Schweigen, Geheimnis! ...

Noch ein Rätsel ... Ein hoch aufgeschossener, schwächlicher junger Mann, der sich Albrecht Friederick Nornemann nannte und am 16. Oktober 1871 geboren wurde, trat im Jahre 1897 in das 2. Regiment der Legion ein. Sind seine Angaben Lügen? Man weiß es nicht. Er hat lange, feine, aristokratische Hände und grüßt vornehm. Aber er wird nach und nach zutraulich, lächelt, verkehrt mit den Kameraden, hört ihre Erzählungen an und läßt hie und da Worte fallen, die einen seltsamen, fremdartigen Klang haben, „wie altes böhmisches Glas". Er versteht das Exerzieren, aber das Lebelgewehr scheint ihm zu schwer zu sein. Dann verschwindet sein Lächeln; manchmal glitzert eine Thräne an seinen Wimpern und er welkt dahin. Ein mitleidiger Offiziersrat löst sein Engagement auf, und der Regimentsarzt sendet ihn ins Militärspital. Allein es ist zu spät. Er stirbt in Geryville, verschlossen und stumm — doch schon wenige Tage später erscheint zum größten Erstaunen des Regiments ein Schiff im Hafen, um die Leiche des angeblichen Albrecht Friederick, eines Vetters des Prinzen Heinrich von Preußen, abzuholen ...

Der Berichterstatter entnimmt dem Buche zum Schlusse noch folgende Geschichte, deren Held der hünenhafte Major X, einer der Offiziere der Legion, ist:

Eines Abends glitten der Major, seine Gattin und fünfzehn Legionäre in einer Piroge auf einem Flusse Tonkins stromabwärts. Der Offizier rauchte behaglich seine Cigarette und sprach mit seiner Frau: „Erinnerst du dich noch an jenes Stück der Variétés, in dem Brasseur ..." Er konnte den Satz nicht vollenden, denn plötzlich knatterten auf beiden Ufern Schüsse und sauste ein Bleihagel durch die Luft, einen der Soldaten verwundend.

„Die Annamiten!" ruft der lange Major aus. Er richtet sich auf, hoch wie ein Mastbaum, und sagt dann ruhig, als würde er seinen Kaffee schlürfen:

„Sieben Mann rechts um!... Sieben Mann links um!... Auf die Kniee!... Ruderer, sputet euch... Susanne, strecke dich der Länge nach nieder... Linke Reihe: Schlagt an... Feuer!.. Schießt ohne Ueberstürzung!... Sehr gut!... Susanne, habe keine Angst!... Rechte Reihe: Schlagt an... Feuer!... Liebe Freundin, lege dich zwischen die Waffenkisten... Linke Reihe: Schlagt an... Feuer!... Weshalb weinst du? Es ist keine Gefahr vorhanden... Ruderer, vorwärts... Rechte Reihe: Schlagt an... Nein, halt! Stellt das Feuer ein! Die Kerle sind schon weit hinter uns. Wer ist verwundet?... Du? So nähere dich. Ein Loch in der Schulter... Susanne, reiche mir gefälligst meine Handapotheke."

Er setzte sich darauf ruhig nieder, zündete eine neue Cigarette an und entfaltete sein Verbandzeug.

Zur Frauenfrage. Wie sehr die norwegischen Frauen den deutschen an „Schneid" bezüglich der Frauenrechte über sind, beweist der glänzende Sieg in einer Sache, die die ersteren schon seit einer Reihe von Jahren mit bewunderungswürdiger Ausdauer verfochten. Es handelt sich um die bei Eheschließungen allgemein übliche Eidesformel, die die Braut zwingt, dem Gatten nebst der Treue auch den „Gehorsam" zu geloben. Gegen letzteren Passus empörten sich die nach Freiheit und Gleichberechtigung dürstenden Gemüter der starkmutigen Norwegerinnen, und sie setzten es durch, daß der Staatsrat in Christiania entschied, in Zukunft solle das Wort „Gehorsam" aus der Trauungsformel wegfallen. — Nun ist wohl das nächste Ziel der schneidigen Frauenrechtlerinnen, daß der Eid betreffs „Gehorsam" in Zukunft von den Männern zu leisten ist!

Coquelin als Handlungsreisender. Ein drolliges Abenteuer aus seinem Leben erzählt Coquelin, der berühmte französische Schauspieler, wie folgt: Ich war überarbeitet und beschloß daher, eine Zeitlang das Theater zu verlassen, um in einem einsamen Ort auf dem Lande zu vegetieren. Ich fand denn auch in der Mitte Frankreichs ein Plätzchen, wie ich es mir wünschte, und ich war bald in einem einfachen, aber doch bequemen Hotel für Handlungsreisende gut untergebracht. Da ich nicht bekannt zu sein wünschte, trug ich mich in das Fremdenbuch als „Fredéric Febure, Reisender für Wein, Spirituosen usw." ein. An der Table d'hote wurde ich bald mit den andern im Hotel weilenden Fremden bekannt. Mein Nachbar rechts reiste für eine Firma, deren Spezialität „Delikatessen" waren; mein Nachbar links gehörte der Tuchbranche an, ein anderer befaßte sich mit Oelen, ein Vierter mit einer Neuheit in Säuglingsflaschen. Diese Herren wurden bald mit mir vertraut und fragten mich nach dem Namen des Hauses, für das ich reiste. „Für Claretie und Molière", antwortete ich. Da ich bereits gesagt hatte, daß ich in dem Geschäft noch nicht recht eingearbeitet wäre, wurde ich sogleich mit Winken, Ratschlägen usw. über die Güte und die Art der Weine, mit denen ich mich befassen sollte, überschwemmt. Ich notierte mir sorgfältig alle diese Winke, in der Absicht, sobald ich allein war, ebenso sorgfältig damit meine Cigarre anzuzünden. Alles ging während des Diners gemütlich zu. Dann begann ein kleiner Reisender,

der sehr lebendig und witzig war, uns einige Sachen zu recitieren, zum Teil ganz geschickt, wie ich zugeben muß. Er fand ungeheuren Beifall, und da nun sein Zutrauen wuchs und er überdies viel Wein getrunken hatte, sagte er: „Jetzt werde ich einige Schauspieler nachahmen.“ Er kopierte also Monnet-Sully als Hamlet, Sarah Bernhardt in „La Tosca“ und sagte dann schließlich: „Jetzt werde ich Coquelin kopieren. Passen Sie gut auf, und Sie werden alle schwören, daß es Coquelin selbst ist.“ Als er uns diese Kopie aber vorgemacht hatte, stand ich auf und sagte: „Ja, Sie haben es ziemlich gut gemacht. Aber wenn es auch eingebildet scheinen mag, so glaube ich wirklich, ich kann Coquelin noch besser kopieren; ich will es jedenfalls versuchen.“ Ich fing an. Ich spielte etwas aus einem meiner Lieblingsstücke und übertraf mich, wie es mir schien, wirklich selbst. Glauben Sie, daß meine Zuhörer Beifall klatschten? Ganz und gar nicht. Sie lächelten und sagten: „Danke,“ und es schien, als ob mein lächerlicher Versuch ihnen ganz traurig vorgekommen wäre. Später, als sich außer dem kleinen witzigen Reisenden alle zurückgezogen hatten, kam dieser auf mich zu und sagte: „Darf ich Ihnen einen kleinen freundschaftlichen Rat erteilen? Sie sind noch jung im Reisen, wie man leicht sieht, und wünschten vielleicht, sich heute Abend angenehm zu machen. Versuchen Sie es jedoch niemals, einen großen Schauspieler zu kopieren, den Sie nie gesehen haben. Um Coquelin zu kopieren, muß man ihn haben spielen sehen. Sie thaten ja Ihr möglichstes, wirklich; aber — wissen Sie, Bester! . . .“

Spielkarten und Kartenspiel. Unter den Petitionen, die in diesem Jahre in der französischen Kammer einliefen, befand sich auch eine, die die Reform der Spielkarten verlangte. Ein pensionierter Lehrer hatte seine Muße benutzt, um entgegen den alten Blättern mit ihrer aristokratischen Einteilung in Könige, Damen, Buben ein republikanisches Kartenspiel auszuarbeiten. An Stelle der Monarchen sollten die vier ersten Präsidenten der Republik treten, je von einer Dame ihrer Farbe begleitet, so Mac Mahon, der auch einen Adjutanten erhalten sollte, von der Jungfrau von Orleans, während sich die anderen Präsidenten mit Polizisten statt der früheren Bauern begnügen mußten. Solche Vorschläge sind durchaus nicht neu, sondern sie sind bei jeder Aenderung der Regierungsform und auch bei geringeren Anlässen ans Tageslicht getreten. Als Victor Hugo starb, wurde sein Andenken durch neu erfundene Karten gefeiert. Der große Dichter nahm unter den zweiunddreißig Blättern den Ehrenplatz des Herzkönigs ein, während die anderen Farben wiederum durch die drei Präsidenten Thiers, Mac Mahon und Grévy vertreten wurden. Die Damen stellten Wissenschaft, Handel, Industrie und Ackerbau dar, eine für einen Poeten übrigens wenig geeignete Gesellschaft. Mit einiger Umkehrung des Rangverhältnisses mußten Molière, Voltaire, Racine, Gambetta zu den „Valets“ hinabsteigen. Die hundertjährige Feier der großen Revolution im Jahre 1889 hat natürlich auch auf diesem Gebiete ihre Schuldigkeit gethan. In einem neu erfundenen „republikanischen“ Kartenspiel wurden die alten jedem Spieler heiligen Zeichen, als Trefle, Pique, Coeur, Carreau durch Symbole der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und

Geselligkeit ersetzt, während die Könige sich in Freiheitskämpfer wie Wilhelm Tell, Washington, Brutus, Camille Desmoulins verwandeln mußten. Aber die Kartenspieler, obgleich von den Fabrikanten ein leidenschaftlicher Appell an ihre republikanischen Ueberzeugungen gerichtet wurde, beteiligten sich an dieser Revolution nicht und blieben bei den alten Bildern der Herren, Knechte und der so vornehm blickenden Damen. Auch das sogenannte patriotische Spiel, das 1889 der boulangistischen Propaganda gewidmet wurde, hätte wohl niemand zum Staatsstreich verleitet, selbst wenn es von der Regierung nicht verboten worden wäre. Die Franzosen, die früher als die eifrigsten Spieler galten, haben die Erfindung der Karten als nationales Verdienst in Anspruch genommen. Karl VI. soll sich in den Tagen seines Wahnsinns damit zuerst zerstreut haben. Aber nach wissenschaftlichen Forschungen steht längst fest, daß sie wie das Schach und die Saiteninstrumente aus Indien gekommen und wahrscheinlich von den Zigeunern im 13. Jahrhundert nach Europa gebracht worden sind. An ihrem Ursprungsort und in ihrer Kindheit waren diese Spiele nicht Zerstreuungen, sondern mit ihren symbolischen Darstellungen dienten sie der Befragung des Schicksals, eine Bestimmung, die sich ja für die, „die nicht alle werden“, noch bis heute erhalten hat. Das Jahrhundert, in dem man am meisten spielte, war das Ludwigs XIV. Ein Historiker behauptet, daß der Sonnenkönig aus dieser Unterhaltung eine staatliche Institution gemacht habe. Mazarin spielte noch auf seinem Totenbette, und als er die Karten nicht mehr halten konnte, dirigierte er wenigstens sein Spiel. Ludwig XIV. selbst war ein leidenschaftlicher Freund der Karten, und sein Günstling Dangeau verdankte ihm seine Beförderung bis zum Großmeister des St. Lazarus-Ordens nur durch seine hohe Wissenschaft auf diesem Gebiete. Nach dem Tode des Königs wurde diese aufregende Unterhaltung einigermaßen durch die der Galanterie ersetzt, ohne ganz aus den Kreisen des Hofes und der Aristokratie zu verschwinden. In dieser Zeit begann sogar der Eroberungszug des Whist, neben dem sich hauptsächlich Pharao und Vingt-et-un als leichtere Arten hielten. Marie Antoinette, die Oesterreicherin, begünstigte das Spiel als ein wichtiges Stück höfischer Tradition, neben ihr galt Ludwig XVI. nur als schwacher Spieler, da er sich schon über einen Verlust von 500 Louisdor ärgern konnte. Nach der Revolution drangen die verhängnisvollen Karten in alle Klassen ein; der dritte Stand bemächtigte sich auch aller Laster seiner früheren Herren, um die neue Freiheit ganz auszukosten. Ungefähr viertausend Spielhäuser mußten zur Befriedigung dieser Leidenschaft in Paris begründet werden. In den Kriegszeiten unter Napoleon machte der Tanz dem Kartenspiel einige Konkurrenz, und der Kaiser selbst behauptet, daß er das Spiel nie geliebt habe. Aber dasselbe hat er von den Frauen gesagt. Man liest im Gegenteil im Mémorial de Sainte-Hélène, daß Napoleon auf St. Helena jeden Abend 10 bis 12 Goldstücke verlor und daß er überhaupt kein geschickter Spieler war, weil er das Glück zu stark herausforderte. Moltke soll ja auch beim Whist von aller Strategie verlassen gewesen sein. Seit 1815 hat die Zahl der Spielhäuser in Paris er-

heblich nachgelassen. Man huldigt dem Baccara in den Cercles, anderen Spielen, wie Ecarté, Piquet, in den Cafés oder in den Familien, aber das Spiel wird nicht mehr als gesellschaftliche Fertigkeit von einem jungen Mann verlangt, wie es zur Zeit Goethes war. Unsere Zeit ist zu fieberhaft thätig geworden, um noch einer solchen Anregung zu bedürfen. Aber es scheint vielmehr, daß die Karten durch andere und nicht minder gefährliche Nebenbuhler zum Teil verdrängt worden sind. Für die Liebhaber großer Aufregungen ist das Börsenspiel da, und das Wettwesen, das sich an den Sport knüpft, hat sich aus seiner früheren aristokratischen Beschränkung längst auf die weiteren Schichten des Volkes verbreitet. Die Laster wechseln, das Laster bleibt.

Eine Gustav Freytag-Erinnerung. Den Münchener N. N. wird von einem Leser geschrieben: Als ich vergangenes Jahr die sächsisch-böhmische Schweiz durchwanderte, kam ich auch ins Kirnitzschthal und übernachtete im Hegerhause des Fürsten Kinsky. Einem schönen Abend folgte eine Regennacht und ein Regentag — der einzige, so lange ich unterwegs war. Nun ist auch in der schönsten Gegend der Regen etwas recht Unangenehmes, und da an ein Weiterwandern der aufgeweichten Wege halber nicht zu denken, und ich der einzige Gast in dem freundlichen Wirtshause war, so suchte ich Trost im Fremdenbuche. Zu meiner Freude fand ich außer den landläufigen Gedichten, Zeichnungen usw. auch eine kleine Perle — eine Erinnerung an Gustav Freytag. Es hatte da Jemand folgende Distichen verbrochen:

Manchen gar seltsamen Kauz hab' ich auf Reisen gefunden:
Schrieb da ins Fremdenbuch ein, wie ihm das Essen geschmeckt,
Wie ihm die Biere gemundet, wie ihm behagt hat das Lager.
Doch was er Schönes gesehn, habe ich nimmer gehört.
Lachen mußt' ich dann herzlich ob des Gewäsch's dieses Faden,
Denkend, das hohleste Faß macht doch den schrecklichsten Lärm.

28. Juli 1888. Ha. Pi.

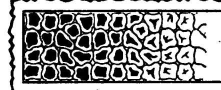
Hierauf folgte die Erwiderung:

An Ha Pi!

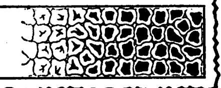
Glaub' mir, mein Freund, mir graut,
Wenn Schönheitsnarren sich beklagen
Und, wie der Esel seine Haut,
Gefühle frech zu Markte tragen.
Nicht Alles, was das Herz in seiner Tiefe schaut,
Muß man der Welt zum Besten geben,
Denn wer sein Bestes aller Welt vertraut,
Der ist das größte aller Käuzchen eben.

29. VII. 1888. Gustav Freytag
aus Karlsruhe.





Rätsel-Ecke.



Rösselsprung.

Von Hans v. d. Mürz.

		lich	gen	schwin-	wall	nur		
		gen	ge-	geb-	sind	zer-		
schran-	der	ver-	ist	rin-	die	mit	fluge	sprengt
über	sie	und	und	nisse	man	auf	viel	küh-
men-	ken	dich	die	falt	des	der-	wie	zum
wei-	sie	du	je-	hebst	er-	ba-	ner	hin-
gibt's	stür-	chen	nur	den	faust	gen	spann	den
		wo-	er-	zwun-	doch	den		
		mit	nie-	die	wer-	be-		

Rebus.

Von Richard Wölcke.

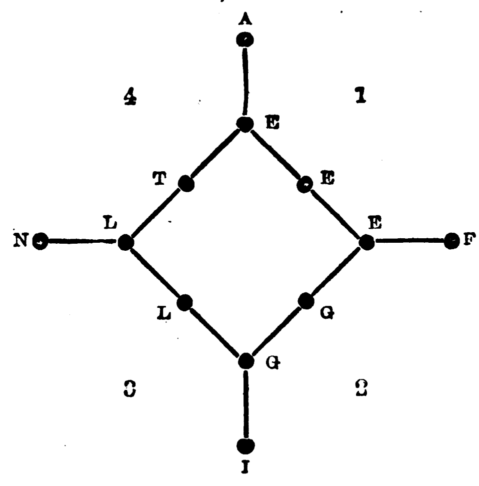


Silben-Rätsel.

Nun denket nach und überlegt,
Stolz oft das Zweite das Erste trägt;
Doch wer's zum Ganzen erst hat gebracht,
Der seinen Weg schon weiter macht.

Strahlenquadrat.

Von Richard Wöleke.



In obigem Strahlenquadrat sind die Buchstaben so zu ordnen, daß vier Wörter entstehen von folgender Bedeutung:

1. ein Schreibinstrument,
2. Ein deutscher Fluß,
3. ein überirdisches Wesen,
4. ein Vermächtnis.

Sprichwort-Rätsel.

Von Richard Wöleke.

a a a d e e g g n n r s s s t w w

Die oben gegebenen 17 Buchstaben sind so umzustellen, daß dieselben ein bekanntes deutsches Sprichwort nennen. Welches?

Auflösungen aus Band I.

Parallel-Rätsel: Puppe, Essig, Ernst, Posen.

Dreieckproblem: Tulpe, Traum, Ida, Meise, Ill, Aal.

Wechsel-Rätsel: Ast, Bast, Last, Rast, Mast.

Bilder-Rätsel: Nur die moralische Größe macht den großen Mann.

Rätsel: Krater — Kater.

Briefkasten.

Frau G. v. L. in W. Um einen tadellosen Teint zu erhalten, ist es ratsam, Heinr. Simons unerreichte Schönheitsmittel zu benutzen. Lassen Sie sich den „Aerztlichen Ratgeber für Schönheitspflege" von Dr. Bergmann, Arzt, kommen. Dieses vorzügliche Werkchen ist von Paul Lehmstedt, Berlin W 9, Potsdamer Platz, zum Preise von 1.20 Mark zu beziehen.

Dr. M. Alle diejenigen Leser, welche Wert auf einen guten, naturreinen Tropfen Rotwein legen, möchte ich heute auf eine von der bekannten Firma Ziegler & Groß in Konstanz 56 neu eingeführte Marke: „Pa. Rioja-Bordeaux", einen ganz ausgezeichneten, naturreinen Tafelwein mit sehr angenehmem Bouquet, der an Qualität und Feinheit alle kleineren Bordeauxweine übertrifft und nur 85 Pfennige pro Liter kostet, aufmerksam machen. Da genannte Firma Post-Probekisten mit zwei großen Flaschen zu 2,90 Mark offeriert und sogar noch kleine Postmuster gratis zur Verfügung stellt, ist jedermann Gelegenheit geboten, diesen wirklich sehr preiswerten Wein ohne große Auslagen zu verkosten. Ich bin überzeugt, daß man mir für diese Notiz Dank wissen wird.

Frau Direktor B. in Breslau. Heiserkeit der Kanarienvögel ist oft eine Folge von Lungenschwindsucht (Tuberkulose), an denen viele dieser Vögel zu Grunde gehen. Ein sicheres Zeichen dieser Erkrankung sind schmatzende Laute, die der Vogel ausstößt; in solchen Fällen ist eine Behandlung meist aussichtslos. Fehlt dieses Schmatzen, so kann die Heiserkeit eine Folge der Uebermüdung der Stimmbänder durch zu fleißiges Singen oder durch Erkältung bedingt sein. Im ersten Falle regelt sich die Heilung mit der Ruhe von selbst; hat sich der Vogel erkältet, so halte man ihn warm, bereite ihm etwa zweimal in der Woche ein Dampfbad, verabreiche als Getränk ab und zu schwach süß schmeckende Kandislösung und gebe ihm täglich einige Tropfen einer Mischung von 5 Teilen Honig und 0,1 Teil Salmiak in 50 Teilen Fenchelwasser mit einem Theelöffel ein. Täglich ein oder zwei frische Ameiseneier verfüttern, soll die Kur beschleunigen.

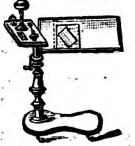
Damen die ihren **Teint** verbessern wollen, benutzen nur **Heinr. Simons' unerreichte Schönheitsmittel, Gesichtsmassage, Gesichtsdampfbäder etc.** — **Prospekte gratis.**

Heinr. Simons, Institut für Schönheitspflege,
Berlin W 9, Potsdamerstr. 1 a.

Man lese: „Aerztlicher Ratgeber für Schönheitspflege" von Dr. Bergmann, Arzt. Preis M. 1.20. Zu beziehen durch
Paul Lehmstedt, Berlin W 9, Potsdamer Platz.

Vereinigte Fabriken C. Maquet

Berlin NW 6, Karlstrasse 27, und **Heidelberg.**









Krankenfahrstühle, Zimmerrollstühle, verstellb. Betttische, 15 fach verstellb. **Keilkissen, Bidets, Closets. Alle Artikel zur Krankenpflege.**



für 25 Pf. überall zu haben

direkt 4 Tuben franko, gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. **Otto Ring & Co.**

+ Magerkeit +

Schöne, **volle Körperformen** durch unser orientalisches Kraftpulver, **preisgekrönt goldene Medaille Paris 1900, Hygiene-Ausstellung;** in 6—8 Wochen schon bis 30 Pfd. Zunahme garantiert. **Streng reell — kein Schwindel. Viele Dankschreiben.** Preis: Karton 2 Mk. Postanweisung oder Nachnahme mit Gebrauchsanweisung.

Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co., Berlin H,

Königgrätzer Strasse 69.

Dr. Oetker's { **Backpulver, Vanillin-Zucker, Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.



Kufeke's Beste Nahrung fü
gesunde & darmkranke Kin

Bester Zusatz zur Milch.
von tausenden Aerzten empfohlen.

Kindermeh

Hoffmann-



ianos

kreuzsaitig, Eisenbau, in Nuß-baum oder Schwarz, liefert unter 10jähriger Garantie zu Fabrikpreisen in bequemer Zahlweise nach auswärts franko Probe **Georg Hoffmann,**
Berlin, Leipziger Str. 50.



Strengste Reellität. **Für Verlobte!** Garantie 5 Jahre.

Möbel-Ausstattungs-Magazin

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer.

Empfehlenswerte erste **Bezugsquelle** für alle Möbelergänzungen, komplette Zimmer- und Wohnungs-Einrichtungen.

Stets große Auswahl in **Buffets, Polstermöbeln** in den neuesten Façons mit einfachen, sowie überraschend schönen Bezügen.

Berlin SW, an d. Jerusalemer Kirche 3.

Lage ... termöbel.
Kuns ... rationen.

Holländis ... n Originalen.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 914 9

WILSON
ANNEX